Hs. misc. 187-3 Baur

<366287738000019

<366287738000019

Bayer. Staatsbibliothek

Ll. misc. 187-3 Bau

# Denkwürdigkeiten

aus der

# Menschen- Völker-

und

# Sittengeschichte

alter und neuer Zeit.

---

Zur

angenehmen und belehrenden Unterhaltung

für alle Stände.

Von

Samuel Baur,

Königl. Würtemberg. Dekan und Pfarrer in Alpeck und Göttingen.

---

Dritter Band.

---

Ulm, 1821.

Im Verlage der Stettinischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# Innhalt.

## Erste Abtheilung.

### Biographie.


Seite.

**Peter der Große. Kaiser von Rußland.** 1.

1. Peters Abkunft, jugendliche Beschäftigungen und Schicksale während seiner Minderjährigkeit. 3.
2. Antritt der Regierung. Reformatinnsgeist. Ausländische Reisen. 8.
3. Verschwörung der Strelitzen. 14.
4. Peters Anstalten zur Umbildung der russischen Nation. 17.
5. Ein Blick auf die Kriege, welche Peter führte. Fortgesetzte Bemühungen für die Kultur. 25.
6. Häusliche Verhältnisse. Peters Sohn Alexius. 29.
7. Fortschritte in der Kultur des Landes. Große Thätigkeit des Regenten. 33.
8. Liebesabentheuer, letzte Krankheit und Tod. 40.
9. Lebensweise Peters des Großen und Regententugenden. 44.
10. Charakteristische Anekdoten. 49.


## Zweite Abtheilung.

### Biographische Fragmente.


I. Ritter Wolf von Winnenstein. 60.

Seite.

II. Felix Malleolus. 62.
III. Melanchthon. 65.
IV. Der Mahler Vandervelde. 70.
V. Isaak Orobio. 72.
VI. Der Erzbischof Procopowicz. 76.
VII. Lord Talbot. 79.
VIII Der Kopfrechner Burton. 82.
IX. Gellert. 86.
X. Anekdoten aus Blüchers Feldzügen. 92.
XI. Der General Marceau und der Amtmann. 97.
XII. Hieronymus Bonaparte. 102.

# Dritte Abtheilung.

## Scenen aus der Völkergeschichte.

I. Kronrevolution in Spanien. Im Jahr 1808. 108.
1. Zustand des spanischen Hofes. Der Friedensfürst. Spaniens Stellung gegen Frankreich. —
2. Die Verschwörung von Escurial. 113.
3. Napoleon nimmt Portugal und Hetrurien in Besitz. 117.
4. Die Revolution von Aranjuez. 122.
5. Napoleons und seiner Genossen Anschläge auf die spanische Krone. 126.
6. Ferdinands Reise zu Napoleon nach Bayonne. 131.
7. Ankunft zu Bayonne. Enthüllung der Plane Napoleons. 136.
8. Fortgesetzte Verhandlungen zu Bayonne, nach der Ankunft des Königes Karl. 145.
9. Aufstand in Madrid. Umsturz des spanischen Königsthrons. 151.
10. Napoleon erhebt seine Dynastie auf den Thron Spaniens. Blutige Folgen. 156.

II. Beispiele weiblicher Verwilderung zur Zeit der französischen Revolution. 164.

Seite.

# Vierte Abtheilung.

## Kriegerische Ereignisse.

I. Aufruhr in Augsbnrg. Im Jahr 1132. 170.
II. Tapferkeit des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach. 173.
III. Der Tyrann Ezzelino und die schöne Bianka. 176.
IV. Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Stadt Alsfeld in Hessen. 179.
V. Volksaufstand in Rom. Im Jahr 1745. 186.
VI. Verschwörung gegen Napoleon. 188.
VII. Belagerung von Konstantinopel durch die Engländer. Im Jahr 1807. 192.
VIII. Eine Kriegsscene aus dem Jahr 1813. 209.

# Fünfte Abtheilung.

## Reiseabentheuer.

I. Untergang eines holländischen Schiffes, im Meerbusen von Bengalen. Im Jahr 1660. 211.
II. Beschreibung der Reise Pabst Pius des Sechsten nach Wien. Im Jahr 1782. 219.
1. Veranlassung zu dieser Reise. Der Kaiser Joseph und seine Reformen. —
2. Abreise von Rom. Huldigungen und Ehrenbezeugungen. 224.
3. Ankunft in den kaiserlichen Staaten. Feierlicher Empfang in Wien. 229.
4. Jubel des Volks. Der päbstliche Segen und der päbstliche Pantoffel. Kirchliche Feierlichkeiten, die der Pabst veranstaltet. 233.
5. Verhandlungen des Pabstes mit dem Kaiser. Verfehlter Zweck der Reise. 240.
6. Pius verläßt Wien wieder. 245.
7. Reise nach München und Aufenthalt daselbst. 249.

Seite.

8. Ankunft in Augsburg und was sich daselbst ereignete. 256.
9. Rückkehr nach Italien und Aufenthalt in Venedig. 261.
10. Aufnahme in Rom. Unangenehme Folgen der Reise. 265.

## Sechste Abtheilung.

### Ausserordentliche Natur-Ereignisse.

I. Basel, durch ein Erdbeben verwüstet. Im Jahr 1356. 271.
II. Untergang des Fleckens Plürs in der Schweiz. Im Jahr 1618. 273.
III. Eine seltene Erdrevolution, aus dem Jahr 1707. 276.
IV. Schröcklicher Orkan in Westindien. Im Jahr 1780. 279.

## Siebente Abtheilung.

### Historische Kuriositäten.

1. Wittwensteuer, 291.
2. Strafe des Ehebruches. 292.
3. Der Marcipan. —
4. Vermählung einer regierenden Fürstinn mit einem Bauer 293.
5. Proben sonderbarer Verschwendung aus den Ritterzeiten. 295.
6. Französische Sitten und Gebräuche aus früheren Jahrhunderten. 297.
7. Ursprung des Spießruthenlaufens bei den Soldaten. 301.
8. Ein Justizmord, als Wirkung der Folter. 304.
9. Aus alten Chroniken. 307.
10. Wie die Mönche im Mittelalter predigten. 308.
11. Sittengemählde. 309.

12. Aus einer alten Leichenrede. 310.
13. Schauervolle Verbrechen und Hinrichtungen. 311.
14. Aus einer alten Kleiderordnung. 312.
15. Der freimüthige Prediger. 315.
16. Beispiele von scheintodten Menschen. 317.
17. Von einigen merkwürdigen Särgen. 323.
18. Ursprung des Worts Kabale. 326.
19. Der reisende Kardinal. —
20. Warum dürfen die Katholiken in der Fastenzeit Fische essen? 327.
21. Eine homiletische Seltenheit. 328.
22. Grober Aberglaube mit einer geweihten Oblate. —
23. Zwey stattliche Kindtaufsschmäuse, aus der Mitte des 17ten Jahrhunderts. 329.
24. Mönchsbetrügerey in Rußland. 338.
25. Sonderbares Testament. 342.
26. Poetische Aeußerungen über die Domkirche in Würzburg. 343.

# Achte Abtheilung.

## Anekdoten.

1. Verzeihlicher Fehler eines Regenten. 345.
2. Eheliche Treue und Keuschheit eines deutschen Fürsten. 346.
3. Strenge Handhabung der Gesetze. 348.
4. Markgraf Albrecht von Brandenburg. 350.
5. Des Künstlers scharfes Gesicht. —
6. Wie Kepler belohnt wurde. 351.
7. Zurechtweisung eines verwegenen Fürsten. 352.
8. Die Bürgschaft. 353.
9. Fürstliche Würdigung Luthers. 354.
10. Die Königin Elisabeth und der Zahnarzt. 355.
11. Karl der Zwölfte und sein Kanzler. 356.
12. Gefährliche Verkündigung einer Sonnenfinsterniß. 357.
13. Komischer Betrug. 358.
14. Ueber Liebeswerke. 360.
15. König Friedrich und Schwerin. 361.
16. König Friedrich und Pöllnitz. 362.

17. Wie

| | | Seite. |
|---|---|---|
| 17. | Wie Friedrich der Große Schlachten gewann. | 364. |
| 18. | Die Spatzierfahrt. | 365. |
| 19. | Das Kriegsgebet. | 366. |
| 20. | Das Taschenbuch. | 367. |
| 21. | Kluge Entschuldigung. | 368. |
| 22. | Die Komödianten. | — |
| 23. | Die Pastete. | 369. |
| 24. | Türkische Justiz. | — |
| 25. | Edle Dreistigkeit. | 370. |
| 26. | Wettkampf des Edelmuths. | — |
| 27. | Eine seltsame Kombination. | 371. |
| 28. | Geschicklichkeit eines Finanzministers. | — |
| 29. | Der mißverstandene Rapport. | 372. |
| 30. | Das Lohngebet. | — |
| 31. | Die betrogenen Mönche. | — |
| 32. | Herr Archer, ein Sonderling. | 375. |
| 33. | Eine neue Heilige. | 376. |

# Denkwürdigkeiten

aus der

# Menschen-Völker

und

# Sittengeschichte.

---

## Dritter Band.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# Erste Abtheilung.

# Biographie.

## Peter der Große.

### Kaiser von Rußland.

### 1.

### Peters Abkunft, jugendliche Beschäftigungen und Schicksale während seiner Minderjährigkeit.

Rußland, das in unsern Tagen einen so hohen Rang unter den europäischen Mächten behauptet, war um den Anfang des achtzehenten Jahrhunderts gleichsam die Wildniß von Europa. Die Bewohner des unermeßlichen Reiches stunden in Sitten, Sprache und Kenntnissen andern kultivirten Nationen so weit nach, daß man sie lieber zu den Asiaten als zu den Europäern hätte rechnen mögen. Als Sklaven von Herren gebohren, die eben so barbarisch wie sie waren, befanden sie sich in dem Zustande der äußersten Unwissenheit und Roheit. Wenige Russen hielten es für erlaubt, Tauben zu essen,

 da

da der heilige Geist in Gestalt einer Taube abgebildet war. Gott und der heilige Niclas waren die Gegenstände ihrer Verehrung, und nach diesen der Czar und der Patriarch. Das Ansehen des letztern, war unbegrenzt; er fällte Todesurtheile und legte Strafen auf, ohne daß man weiter appelliren konnte. Zweimal im Jahre hielt er eine feierliche Procession zu Pferde. Die gesammte Geistlichkeit der Hauptstadt folgte ihm, und der Czar, welcher zu Fuß neben her gieng, hielt die Zügel seines Pferdes. Wo er ritt, warf sich das Volk auf den Straßen vor ihm nieder, und betete ihn an. Durch den Segen, den sich die gemeinen Russen beim Essen ertheilten, hielten sie sich rein vor Gott, und stahlen und raubten dann ohne Bedenken. An gewissen Fasttagen hielten sie es für Sünde, Milch zu trinken; desto freier besoffen sich aber Männer und Weiber im Branntwein.

Eine solche Nation zu kultiviren, und das Land der Barbarey zu entreissen, unternahm der Czar Peter, mit vollem Rechte der Große genannt. Er war am zwanzigsten May 1672 zu Moskau gebohren, als der erste Prinz aus der zweiten Ehe des Czar Alexei Michailowitsch mit einer gebornen Naräschkin. Seine Geburt mußte dem ganzen Lande um so erfreulicher seyn, da die beiden, aus des Czaren erster Ehe entsprossenen Prinzen, Feodor und Iwan, eine schwächliche Gesundheit zum Erbtheil erhalten hatten.

Nach der Sitte der Zeit wurden die Sterndeuter auch hier die Ausleger der Wünsche des Volks. Sie verkündeten dem Vater, der Neugebohrne werde ein streitbarer Fürst, ein Held werden, schröcklich den Feinden. Nicht nur, sagten sie, verkünde das der Lauf der himmlischen Gestirne; auch auf der

Erde

Erde sey der Tag bezeichnet durch den Sieg selbst: denn siegreich gieng an dem Tage, da Peter das Licht sah, des großen Ludwigs Heer über den Rhein, das Türkenheer über den Dniester. So weissagten die Schmeichler und Thoren. „Möge, so lächelte ein Weiser, der die Prophezeihung vernahm *) möge der Neugebohrne ein guter Hirte des Volks werden, der endlich die scytische Barbarey, welche die nordischen Nationen, die Gepelzten umdämmert, durch heilsame Gesetze verscheuche.“ Es war im Rathe des Schicksals beschlossen, daß beides, des Thoren Hoffnung und des Weisen Wunsch, in Erfüllung gehen sollte.

Schon Peters frühere Jugend, seine blühende Gesundheit und schnelle Fassungsgabe verkündigten den Geist der Kraft, der den Mann bezeichnete. Sein Vater erkannte es, und oft gedachte er ihn mit Ausschließung seiner ältern Söhne zum Czaren zu ernennen. Er sah die Kränklichkeit des ältesten, und die Unfähigkeit des zweiten, und Peters Mutter, die viel über ihn vermochte, hätte ihrem Sohne vielleicht schon damals die Erbfolge versichert, wenn nicht des Czaren Tochter erster Ehe, die Prinzessinn Sophie, es verhindert hätte. Diese Prinzessinn verband mit einer angenehmen Gestalt viele Talente; aber unbezwingliche Ehrsucht befleckte ihren Charakter. Voll Haß gegen die Stiefmutter und deren Sohn wußte sie es dahin zu bringen, daß nach des Vaters Tode der kränkliche Feodor 1676 auf den Thron erhoben wurde. Als dieser schon 1682 ohne Kinder starb, war

*) Joh. G. Grävius, Professor der Beredsamkeit, Staatskunst u. Geschichte zu Utrecht, dem der damalige Gesandte der Republik der vereinigten Niederlande, die Prophezeihung gemeldet hatte.

war es nicht schwer, Peters Vorzüge vor seinem ältern Halbbruder, dem kurzsichtigen, stammelnden Iwan, bei der Reichsnachfolge geltend zu machen. Nachdem sich die, von Peters Mutter schon gestimmten Reichsbedienten und Befehlshaber in dem czarischen Palaste zu Moskau (der Kreml) versammelt hatten, und der Patriarch Joachim ihnen die Frage vorlegte: welcher von den beiden Prinzen Czar seyn sollte? da erscholl Peters Name von Allen Lippen. Niemand zweifelte an der allgemeinen Anerkennung, als sich unerwartet eine einzelne Stimme des Widerspruchs hören ließ: „Iwan gebührt der Thron! Es ist ungerecht, ihm den jüngern Bruder vorzuziehen!" „Ein Mann von geringem Adel war's, der auf Sophiens Anstiften diesen Ausruf that; mehrere Stimmen verstärkten ihn, allein die Menge siegte, und Peters Ernennung ward bestätigt. Aufgebracht darüber erregte Sophie unter den Soldaten einen Aufstand, und nachdem die wilde Schaar acht und vierzig Personen mit studirter Grausamkeit gemordet hatte, erzwang sie Iwans Ernennung. Doch der Prinz, in vollem Gefühl seiner Leibes- und Seelenschwäche, trat nun selbst nnter den empörten Haufen, und stammelte: „Ich will mich nicht weigern, eurem Rufe zu folgen, und euer Czar zu seyn; nur vergönnt mir, daß mein geliebter Bruder Peter mit mir regiere."

Niemand hatte dagegen etwas einzuwenden, daher wurden Iwan und Peter im Junius 1682 als künftige Czaren gemeinschaftlich gekrönt. Die Regentschaft aber führte während ihrer Minderjährigkeit die Prinzessinn Sophie, in Verbindung mit ihrem Liebling, dem Fürsten Galliczin, dem sie, wie man glaubt, ihre Hand und dereinst den Thron von Rußland zugedacht hatte, wenn der schwache und

kränkliche Iwan sterben würde. Denn mit dem Stiefbruder Peter hoffte sie bald fertig zu werden. Dieser wuchs fast wild unter einem Schwarme junger Russen auf, mit denen er auf eine ungebundene Weise fröhlich war. Aber mitten aus diesem Jugendfeuer leuchtete ein edlerer Schimmer hervor, den Sophie vielleicht zu spat bemerkte. Der Prinz besaß eine Wißbegier, die ihn rastlos von einer Untersuchung zur andern jagte, und einen Trieb, etwas Großes auszuführen, wie nur die größten Herren der Menschheit ihn je im Busen getragen haben. Schon frühe ward er das Schrecken der Betrüger. Am Hofe der Gemahlinn seines Bruders wurden Narren und Gauner aller Art nicht nur geduldet, sondern als Begeisterte, welche die Gabe der Weissagung besäßen, gleich Heiligen verehrt. Mit Unwillen sah Peter den Unfug. Er nannte den Hof seiner Schwägerinn ein Hospital von Gaunern, Heuchlern und Tagedieben, und setzte die Rotte so in Furcht, daß Keiner es wagte, in Peters Gegenwart seine Rolle zu spielen.

Die meiste Zeit brachte Peter zu Preobraschenskoe zu, einem Dorfe unfern Moskau, das sich durch seine angenehme und gesunde Lage, und durch die Bequemlichkeit zur Jagd auszeichnete. Durch anscheinendes Spiel bereitete er sich hier zu großem Ernste vor. Aus Jünglingen, die ungefähr gleiches Alters mit ihm waren, bildete er sich eine Kriegsschaar von nur fünfzig Mann. Gleichheit war der Geist, der sie beseelte, und nur ausgezeichnetes Verdienst hob auf höhere militairische Stufen. Peter selbst unterwarf sich diesem Geiste, und ehrte so durch eigenen Dienst den Stand eines Gemeinen. Als er sein siebenzehntes Jahr angetreten hatte, vermählte er sich mit Eudoxia Federowna Lapuchin, der Toch-

ter

ter eines russischen Bojaren, besuchte nun auch den Staatsrath, und da die Prinzessin Sophie, ihn deshalb mit scheelen Augen ansah, so erklärte er auf eine ziemlich derbe Art, daß er nicht zu jung mehr sey, um seiner Schwester vormundschaftliche Regierung entbehren zu können. Unter diesen Umständen war es freilich nichts unerwartetes, wenn die Prinzessinn, die sich schon bei ihrem vorigen Streben nach der Regieruug so manchen elenden Mittels bedient hatte, sich jetzt ein recht schändliches erlaubte, und einen schwarzen Anschlag auf das Leben ihres Bruders machte. Ehe dieser Anschlag aber völlig reifte, ward er schon durch Peters Wachsamkeit und Klugheit vereitelt. Die Verschwörung wurde entdeckt, und Sophie konnte sich noch glücklich schätzen, daß ihr rascher Bruder in seinem Feuereifer ihr zur Strafe kein härteres Schicksal bestimmte, als den glänzenden Thron mit einer einsamen klösterlichen Zelle zu vertauschen. Es ward darauf bekannt gemacht, daß künftig in allen öffentlichen Schriften nur der Czaren Iwan und Peter Erwähnung geschehen werde, und solchergestalt erreichte die Regentschaft der Prinzessinn Sophie ihr völliges Ende.

## 2.

### Antritt der Regierung. Reformationsgeist. Ausländische Reisen.

Peter sah sich nun in einem Alter von siebenzehen Jahren, im Besitze der Alleinherrschaft. Sein Bruder Iwan nahm, so wie unter der Regentschaft seiner Schwester, an der Regierung weiter keinen Theil, als daß sein Name in den landesherrlichen Verordnungen mit genannt ward. Nach wenig Jahren

ren (den 29sten Januar 1696) starb er, ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen.

Von dem Tage an, da der junge Czar Peter die Zügel der Regierung ergriffen hatte, entfaltete er Eigenschaften, die Bewunderung erregten; eine Schnellkraft, die nie gelähmt werden zu können schien, und einen Wahrheitssinn, den kein religiöses oder politisches Vorurtheil täuschen konnte. Statt sich jetzt, wie die Geschichte so vieler jungen Fürsten ausweiset, den Vergnügungen und Wollüsten in die Arme zu werfen, und die lästigen Regierungssorgen den Ministern zu überlassen, beschäftigte er sich Tag und Nacht mit dem fruchtbaren Gedanken, wie er seine Nation auf die möglichst beste Art aus ihrer Barbarey herausziehen könne. Schon während der Regierung seiner Schwester war er auf die Mängel des Reichs aufmerksam gewesen; insonderheit erstreckte sich seine Aufmerksamkeit auf alles, was Kriegswesen und Schiffahrt betraf. Auch hier hatte er anfangs ein großes Hinderniß, das in ihm selbst gegründet war, zu bekämpfen. Eine ihm natürliche Furcht vor dem Wasser besiegte er mit eben so vieler Anstrengung als ausdaurender Standhaftigkeit. Er ließ sich Schiffe bauen, und gab, um alles praktisch zu lernen, selbst den Steuermann ab. Gleich nach dem Antritte seiner Regierung durchkreußte er auch schon das weiße Meer, eine Fahrt, die vor ihm noch kein Czar unternommen hatte. Der bisherige elende Zustand der Landtruppen war seinem forschenden Auge nicht entgangen. Die regelmäßigen Soldaten bestanden größtentheils aus Ausländern, und der junge Czar wünschte nichts sehnlicher, als seine Russen selbst zu geübten Kriegern zu bilden.

Glücklicher weise hatte Peter schon vor seiner Thronbesteigung einen Mann kennen lernen, den das Schicksal dazu bestimmt zu haben schien, dem Charakter des aufstrebenden Fürsten die Richtung zu geben, welche Rußlands Größe entschied. Dieß war le Fort, ein Genfer von Geburt, ein Mann von seltenen Talenten, und vielseitiger Bildung. Er war nach Moskau gekommen, hatte viele Länder durchreiset, viele Erfahrungen gesammelt, und erwarb sich Peters ganzes Vertrauen. Oft erzählte er dem Prinzen von seinen Reisen, schilderte ihm die weit vorzüglichern Einrichtungen, die er anderswo gesehen hätte, und machte ihn auf die vielen Verbesserungen aufmerksam, deren Rußland fähig wäre.

Peter war bei solchen Erzählungen ganz Ohr. Nie verließ er sich auf seine eigenen Kräfte, so lange er sich bewußt war, daß geprüfte Erfahrung ihm selbst noch fehlte. Nach le Forts Vorschlägeu, dem er ein Regiment verlieh, suchte er besonders dem Kriegsheer eine neue Einrichtung zu geben. Um aber den Russen mit seinem eigenen Beispiele vorzugehen, und ihnen die nöthige Subordination und Disciplin, woran es hauptsächlich fehlte, zu empfehlen, diente er selbst unter le Fort's Regimente ganz von unten auf, als Trompeter, dann als Soldat, Unterofficier und Lieutenant, ohne vor seinen Kameraden jrgend einen Vorzug zu verlangen. Aber dafür genoß er auch schon in dem 1696 ausgebrochenem Kriege mit den Osmanen das Vergnügen, zu sehen, daß seine Thätigkeit, seine Anstrengung und sein Beispiel einen so wohlthätigen Einfluß auf seine Truppen gehabt hatte, daß die Feinde geschlagen, die Festung Asow erobert, und die türkische Flotte zum Weichen gebracht wurde. In diesem Kriege focht er als Freiwilliger, und ob er gleich an den unerwartet glücklichen

lichen Begebenheiten desselben den größten Antheil hatte, so gieng er doch, bei dem feierlichen Einzuge in Moskau, allen andern Befehlshabern nach, um zu zeigen, daß nicht ihm, sondern seinen Generalen der Ruhm gebühre.

Wenn die vorigen Czare sich nur selten und mit dem äußersten Pompe sehen ließen, so war Peter täglich für jedermann sichtbar, übte seine Truppen, gieng an öffentlichen Orten umher, besuchte die Werkstätte der Künstler und Handwerker, und war nicht selten bei Privatpersonen zu Tafel. Sein großer Plan gieng nicht bloß auf Verbesserung des Kriegswesens, sondern auf die Aufklärung und Veredlung seiner Nation selbst. Diesen edlen Zweck suchte er zuerst an sich selbst zu erreichen. Daher entschloß er sich zu einer Reise in die gebildeten Länder Europens, um die ihm fehlenden Kenntnisse zu sammeln, und sie dann auf seine Nation anzuwenden. Er legte die Regierung auf eine Zeitlang nieder, um durch andere Fürsten und Nationen belehrt, sie mit desto mehr Geschicklichkeit wieder übernehmen zu können.

So war noch nie ein Czar gereist, und Peters Beispiel hat nur wenige Nachfolger gefunden. Er verließ Moskau im April 1697 im Gefolge einer glänzenden Gesandtschaft, die ihren Weg über Nowgoord, Estland, Liefland, Danzig und Königsberg nach Deutschland nahm. Ueberall beobachtete er mit reger Wißbegierde, was ihm neu war und nützlich schien. Da ihm aber die Gesandtschaft zu langsam reiste, so eilte er nach Holland voraus, weil er vor Begierde brannte, den Schiffsbau recht genau kennen zu lernen. Er begab sich deswegen ungesäumt nach dem Dorfe Saardam, das damals der Haupt-Schiffsbauort war, ließ sich unter dem

Namen

Namen Peter Michaeloff als gemeiner Zimmermann einschreiben, und arbeitete bei den Schiffen der Schmiede und der Reeperbahn als gemeiner Mann. Er begnügte sich mit der Kost seiner Kameraden, trank mit ihnen, kleidete sich, arbeitete und schlief wie sie und zeichnete sich blos durch seinen Fleiß und seine Fähigkeiten, alles genau zu merken, aus. Die andern Arbeiter nannten ihn nur Meister Peter, und waren gerne in seiner Gesellschaft. Nachdem er sich durch Fleiß und Aufmerksamkeit in kurzer Zeit eine große Geschicklichkeit erworben hatte, kaufte er sich eine Barke, und versah dieselbe mit einem Vordermast von seiner Erfindung. Mit dieser fuhr er täglich nach Amsterdam, wo er ein schlechtes Haus bewohnte, und in einem selbst gemachten Bette schlief. Mit frühesten Morgen stand er auf und begab sich, seine Axt auf dem Rücken, wie ein armer Zimmermann, der vom Tagelohn lebt, an seine Arbeit, wo er allemal einer der ersten war.

Die Regierungsgeschäfte vernachläßigte er auch in dieser Lage nicht. Während er sich zu Saardam beschäftigte, erhielt er von der doppelten Königswahl des Churfürsten von Sachsen und des Prinzen von Conti in Polen Nachricht. Der Zimmermann von Saardom versprach darauf dem Churfürsten von Sachsen eine Hilfe von 30,000 Mann, und fertigte in seiner Hütte den Befehl an seine Truppen in der Ukraine aus, näher an Polen zu rücken.

Als Peter in Holland alles Wissenswürdige betrachtet und erlernt hatte, eilte er nach einem halben Jahre nach England. Auch hier waren seine Augen auf alles gerichtet, dessen Kenntniß ihm zur Aufklärung und Veredlung seiner Russen nützlich werden konnte. Wie in Holland, war er nirgend bloßer Zuschauer, sondern legte selbst Hand an. Am

meisten

meisten entzückte ihn die herrliche Verfassung der englischen Flotte, und begeistert rief er einst beim Anblick derselben aus: „Wär' ich nicht zum Czar geboren, so möcht' ich erster Admiral der englischen Flotte seyn."

Von England und Holland aus sandte Peter einige hundert Schiffszimmerleute, Steuer- und Bootsmänner, Büchsenmacher, Schmiede, Wundärzte und andere Künstler und Handwerker nach Rußland. Die Vereinigung des Don und der Wolga, welche er unternahm, ist als die erste Frucht seiner Reise von dieser Seite anzusehen. Nach einem beinahe halbjährigen Aufenthalte verließ er England, und reiste über Holland nach Deutschland. Auch den kurzen Aufenthalt daselbst wußte er sich zu einer lehrreichen Schule zu machen. Alles was nur in irgend einer Rücksicht einen vernünftigen Menschen interessiren, was nur auf irgend eine Weise zur Bildung seiner Unterthanen, zum Wohl seines Reiches beitragen konnte, lag in seinem Kreise. Er wollte alles wissen, alles sehen, und nicht etwa obenhin, sondern genau und gründlich. Sagte man ihm, da und dort sey nichts Außerordentliches und merkwürdiges zu sehen, so versetzte er immer: „Ich will doch selbst sehen, vielleicht ist es mir merkwürdiger als euch." Und so traf es sich denn oft, daß ihm seine Mühe belohnt wurde. Einst wurde ihm in einem kleinen Städtchen Deutschlands, in seinem Absteigquartier ein sehr gutes Vorlegeschloß, und einige andere schöne Stücke von Schlosserarbeit, angeboten, für einen sehr geringen Preis. Als er auf sein Befragen vernahm, daß diese Arbeit von dem einzigen daselbst ansäßigen Meister verfertigt würde, besuchte er diesen Mann selbst, sah viele mit Kunst gearbeitete Schlösser, ließ sich die künstliche Einrichtung

derjel-

derselben zeigen, und betrachtete das Handwerkzeug des Meisters mit großer Aufmerksamkeit. Darauf kehrte er sich, mit einem dieser Kunstschlösser in der Hand, gegen seine Reisegefährten, und sagte: „Hättet ihr sie wohl in diesem Städtchen gesucht?“ Dem Meister ließ er sagen, er möchte sich eines bessern Fortkommens willen, als er an diesem kleinen Orte erwarten könnte, nach Moskau wenden, und sich beim Czar melden, der es an seiner Versorgung gewiß nicht würde fehlen lassen.

## 3.

### Verschwörung der Strelitzen.

Im Junius 1698 kam Peter über Dresden nach Wien, und sprach daselbst den Kaiser Leopold. Eben war er im Begriff, nach Italien zu reisen, als ein von seiner Schwester Sophie zum drittenmal erregter Aufruhr seine Gegenwart in Moskau nöthig zu machen schien. Diese unruhige, ehrsüchtige Dame konnte es ihrem Bruder nicht verzeihen, daß er sie in ein Kloster gesperrt hatte. Da nun besonders das Militair, und hauptsächlich die Strelitzen, mit Peters Reformen unzufrieden waren, so benutzte sie diese Unzufriedenheit, durch geschickte Unterhändler, um einen Aufstand zu erregen.

Die Strelitzen waren ein Korps von vierzigtausend Mann, und die erste stehende Militz in Rußland, welche vor etwas mehr als hundert Jahren Iwan der Große aus dem niedern und höhern Adel, zur Sicherheit für die Person des Czaren und der Residenz, errichtet hatte. Sie genossen außerordentliche Freiheiten, von denen sie, wie die Janitscharen in Konstantinopel, den empörendsten Miß-

brauch

brauch machten, wenn sie sich beleidigt glaubten. Mehrmals schon waren sie dem Czaren selbst furchtbar geworden. Sie hiengen fest an alten russischen Sitten, widerstrebten hartnäckig strenger Kriegszucht, und fochten im Felde unregelmäßig in einzelnen Haufen. Aufgebracht über den Vorzug der auf fremden Fuß eingerichteten und von Fremden befehligten Regimenter; mit Abscheu erfüllt gegen alles Ausländische, welcher durch geflissentlich ausgebreitete Gerüchte, als wolle Peter den alten Glauben ausrotten, und den römisch-katholischen mit Gewalt einführen, auf das höchste getrieben ward; und von der Furcht eingenommen, daß sie bald ihre Einrichtung verlieren, und auf den Fuß der verhaßten ausländischen Truppen würden gesetzt werden; konnten sie von ehrgeitzigen unruhigen Köpfen zu einer gewaltsamen Veränderung der Regierung leicht verführt werden. Sophie gründete auf die Unzufriedenheit der Strelitzen den Plan, sich aus dem Kloster auf den Thron zu schwingen. Verschiedene Große des Reichs hiengen ihr an, und brachten die schlimmsten Gerüchte unter den Strelitzen in Umlauf. Auf einmal, man weiß nicht woher, läuft die Nachricht herum, Peter sey todt, nun bricht das Feuer in hellen Flammen aus.

Schon lange war des Czars Seele mit Widerwillen gegen jenes fürchterliche Korps erfüllt; jetzt stieg sein Zorn auf's äußerste. Er sah es deutlich voraus, daß ohne Demüthigung oder Vernichtung desselben sein großer Plan nicht würde ausgeführt werden können. Schleunigst reiste er durch Polen nach seinem Reiche zurück, um die Rebellen zu züchtigen. In dem Flecken Rava lernte er den König August von Polen kennen, und fand mehr Wohlgefallen an ihm, als an jrgend einem andern Fürsten. Die Gesellschaft war die lustigste, man trank Brüderschaft

derschaft, und vergaß aller Sorgen. Um seine besondere Stärke zu zeigen, hieb August einem polnischen Ochsen mit einem Streiche den Kopf ab. Peter bat ihn um den Säbel, der so gut hauete, mit den Worten: „Ich will die Kunst an den russischen Köpfen versuchen.“

Am vierten September kam Peter in Moskau an, und hielt ein schröckliches Blutgericht über die Rebellen. Den Aufruhr selbst hatte der General Gardon, ein Schotte, bereits gedämpft. Er war den Rebellen mit zehen tausend Mann entgegen gegangen, und hatte sie nach einem harten Gefechte durch das Feuer seiner Kanonen überwunden. Dreitausend waren geblieben, und über tausend in Ketten gelegt worden. Schröckliche Verhöre mit Knute und Folter begannen nach Peters Ankunft; allein die meisten blieben stumm und standhaft bis zur Todesquaal. Dieß steigerte den schröcklichen Jähzorn des Czar's auf's höchste, und er strafte jetzt mit einer Härte, die dem Vorwurfe der Grausamkeit nicht entgangen ist. Ueber tausend Menschen wurden gerädert, gespiest, geköpft, oder nach abgehackten Armen und Beinen, wie ein Stück Vieh hingeworfen. Der Patriarch Adrian foderte den Czar, mit dem Marienbild in der Hand, zur Barmherzigkeit auf. „Mische dich nicht, sagte er zu ihm, in Dinge, die nicht deines Amts sind!“ Um das Kloster, in welchem Sophie wohnte, wurden an zweihundert Galgen errichtet, die alle voller Strelitzen hiengen, und ihrem Fenster gegenüber knüpfte man die drei auf, die sie schriftlich gebeten hatten, die Regierung zu übernehmen. Jeder derselben bekam ein Blatt in die Hand, und eine Stütze unter den Arm, so daß er das Ansehen eines Darreichenden erhielt. Sophie wurde ebenfalls körperlich gezüchtigt, und Peters

ters Unwille über dieselbe war so groß, daß, nur ein Kammermädchen, das sich dazwischen warf, und: „Es ist deine Schwester!“ rief, ihm das Schwerdt, womit er sie tödten wollte, aus den Händen wand. Sie wurde aber fortan so scharf bewacht, daß sie sich nicht mehr rühren konnte. Das Korps der Strelitzen ward nach den äußersten Grenzen des Reichs verwiesen, und dergestalt unter die andern Regimenter vertheilt, daß man von ihnen nichts Gefährliches mehr zu befürchten hatte.

## 4.

### Peters Anstalten zur Umbildung der russischen Nation.

Nachdem Peter die rebellischen Strelitzen mit so barbarischer Strenge bestraft hatte, herrschte im ganzen Reiche eine fürchterliche Stille. Niemand wagte es weiter, dem strengen Herrscher gewaltsam zu widerstreben; er konnte einführen, was er wollte. Wirklich fieng jetzt alles an sich zu verbessern, im Kriegswesen, bei der Staatsverwaltung, in der Kirche, so wie in Sitten, Gewonheiten und in der gesammten Lebensweise. Anstatt der vier aufgehobenen Strelitzen-Regimenter errichtete der Czar ein Korps von 27 Regimentern Infanterie, und zwey Regimentern Dragonern, zusammen über 32000 Mann stark. Diese waren, in weniger als drei Monaten, angeworben, gekleidet, bewafnet und marschfertig. Die Verwaltung der Staatseinkünfte übergab er der Oberaufsicht eines Kollegiums, und die despotische Gewalt der Statthalter schränkte er dadurch ein, daß er den Städten und Dörfern besondere Beamte gab. Fabriken und Manufakturen, deren es nur einige wenige von geringer Bedeu-

tung gab, suchte er in Aufnahme zu bringen, berief deswegen Ausländer, und unterstützte sie. Das bisher verbotene Reisen ins Ausland erlaubte er nicht nur, sondern beförderte es auch.

Die Geistlichkeit hatte bisher über die abergläubischen Gemüther des Volkes eine Gewalt ausgeübt, welche selbst dem Regenten zuweilen gefährlich wurde. Besonders befand sich in den Händen der Patriarchen, als des Oberhauptes der gesammten Geistlichkeit, eine Macht, die den Czar empörte. Ohne die Zustimmung desselben durfte kein Krieg geführt, kein Friede geschlossen werden. Als daher der Patriarch Adrian im November 1700 starb, ließ Peter diese Stelle unbesetzt. Die gewöhnlichen Amtsverrichtungen desselben übertrug er einem Amtsverweser, der den Titel eines Exarchen führte. Die geistliche Gerichtsbarkeit besorgte eine Versammlung von Bischöfen. Weil Peter die Zahl der Mönche, die er um so viel schädlicher hielt, da es dem Reich an Bevölkerung fehlte, vermindern wollte, so verbot er, vor dem fünfzigsten Jahr des Alters in ein Kloster zu gehen. Den Armen erlaubte er, von der Strenge des Fastens abzugehen, und den Kalender veränderte er dahin, daß man nicht wie sonst, das Jahr mit dem September, sondern mit dem Januar anfangen sollte. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Unterrichte. Die geringe Anzahl von Schulen wurde vermehrt, und da bisher in ganz Rußland nur eine einzige Druckerey gewesen war, so verschrieb Peter eine zweite aus Holland, aus deren Pressen viele nützliche Schriften hervorgiengen, besonders Uebersetzungen aus fremden Sprachen.

Der Czar wollte seine Nation nicht nur aufklären, sondern überhaupt den kultivirten Völkern in Europa ähnlich machen. Er gebot, daß man sich

bei

bei mündlichen oder schriftlichen Anreden an ihn, nicht mehr Sklav, sondern Unterthan nennen sollte. Den Weibern, die bisher, wie in der Türkei, verschlossen leben mußten, erlaubte er den Zutritt in Männergesellschaften. Und da nach der bisherigen Sitte ein Bräutigam seine Braut nicht eher, als nach geschlossenem Vertrage zu sehen bekam, so verordnete er, daß die Heurathslustigen selber sollten wählen, und sechs Wochen lang mit den Gewählten umgehen dürften. Weil der Abscheu vor Ausländern den Absichten des Czars eines der größten Hindernisse entgegen setzte, so glaubte er, die äußerlichen Merkmale, dadurch seine Unterthanen sich vor jenen auszeichneten, abschaffen zu müssen. Er machte daher bekannt, daß jeder, der von ihm besoldet würde, oder der Zutritt bei ihm zu erhalten wünschte, in ungarischer, das heißt, deutscher Tracht erscheinen sollte. Damit jeder; das Maaß genau erführe, so wurden an den Stadtthoren Muster von der neuen Kleidung aufgehängt. Zu eben der Zeit wurde auch den Bärten der Krieg angekündiget. Der Aberglaube herrschte aber damals in Rußland so sehr über den Verstand, daß man die größte Kleinigkeit für eine Todsünde hielt; dahin gehörte nun besonders das Abscheren der Bärte und die neumodischen Kleidertrachten. Selbst die Mitglieder des Magistrats konnte der Monarch nicht dahin bringen, sich rasiren zu lassen, und Kleider nach ausländischem Schnitt zu tragen. Indessen, so unangenehm ihm dieser Starrsinn seyn mußte, so wollte er sie doch nicht gleich anfangs zu diesen Neuerungen zwingen. Inzwischen wünschte der Fürst Menzikof, einer von Peters Lieblingen, den Monarchen am Osterfeste durch seine umgestalteten Magistratspersonen zu überraschen. Er hatte für sie alle vollständige deutsche

Kleider machen lassen, und den Abend vor Ostern, kurz vor Anfang der Frühmesse ließ er alle Glieder des Magistrats zu sich kommen, und sagte ihnen: der Czar habe ausdrücklich Befehl gegeben, sie sollten entweder auf der Stelle deutsche Kleider anziehen und sich den Bart abscheren lassen, oder sich zur Abreise nach Sibirien fertig machen. Die Kibitken: (Gefährte) hieß es, stünden bereit sie aufzunehmen, ohne daß man ihnen Zeit lassen würde, von ihren Weibern und Kindern Abschied zu nehmen.

Als der Fürst diese Schreckensworte gesprochen hatte, fiengen sie an zu weinen und zu schluchzen. Sie gebehrdeten sich wie die unglücklichsten Menschen, sie fielen auf ihre Kniee, baten um Schonung, und versicherten, daß sie lieber ihre Köpfe als ihre Bärte, und mit ihnen das Ebenbild Gottes verlieren wollten.

„Eure Köpfe sollt ihr nicht verlieren! antwortete Menzikof, die Ukase des Czar verbannt euch blos nach Sibirien, wenn ihr euch länger seinem Willen widersetzen wollt. Die Kibitken stehen bereit, und ihr braucht euch nur hinein zu setzen.“ Auf Menzikof's Befehl kamen einige Soldaten herein, welche Anstalten machten, die Mitglieder des Magistrats nach den Kibitken zu führen. Ihr Vorurtheil war so groß, daß sie lieber ins Elend reisen, als ihre Bärte verlieren wollten. Als man sie aber aus dem Zimmer nach dem Hofe fortführte, kam der Jüngste von ihnen, aus Liebe zu seiner Gattinn, auf andere Gedanken, und unter Strömen von Thränen rief er aus: „Es geschehe der Wille des Himmels!“ Der Bart wurde ihm abgeschoren. Als die andern dieß sahen, so erwachte auch bei ihnen die Neigung zu ihren Weibern und Kindern, und sie folgten nach der Reihe dem Beispiel ihres Kollegen. Während

dieser

dieser Ceremonie suchte Menzikof zu ihrer Beruhigung alle möglichen Trostgründe hervor, um ihnen zu beweisen, daß sie dadurch keine Sünde begiengen.

Die Frühmesse war angegangen, und der Monarch befand sich in der Kirche. Menzikof begab sich ebenfalls dahin, wo er die neugeformten Magistratspersonen hinter den Czar stellte. Der Czar erkannte sie nicht eher, als bis sie ihm der Fürst als Glieder des Stadtmagistrats vorstellte. Da äußerte der Czar über diese Verwandlung seine Freude; er gieng zu ihnen und küßte jeden mit den gewönlichen Osterworten: „Christus ist auferstanden.“ Er dankte ihnen, daß sie ihn an diesem Festtage so sehr erfreut hätten. Einen nach dem andern drehte er herum und rief aus: „Ey, was für hübsche junge Burschе sie geworden sind! seht doch, sind die wohl so, wie sie, ehemals waren!“ Sie wurden darauf zur Tafel geladen, und der Czar trank selbst auf ihre Gesundheit.

Seit diesem Vorfalle verloren sich die langen Bärte nach und nach, und die morgenländische Nationaltracht wich allmählich der ausländischen Bekleidungsmanier. Andere Speisen, als die bisher im Norden gewohnten, erschienen auf der Tafel der Großen. Die Damen blieben nicht mehr, wie die Austern in ihren Schalen, auf ihre Wohnhäuser eingeschränkt, sondern traten in gesellschaftliche Cirkel ein, und erhöheten durch ihre Gegenwart die Vergnügungen der Männer.

Um durch einen grellen Kontrast der alten und der neuen Zeit es den Russen recht fühlbar zu machen, wie viel sie durch die veränderten Sitten gewonnen hätten, und wie wenig sie mit Ablegung des Alten verloren hätten, stellte Peter bey Gelegenheit,

da einer seiner Hofnarren mit einem hübschen Mädchen Hochzeit hielt, ein sonderbares, aber richtig kalkulirtes Fest an.

Alle Gäste, männlichen und weiblichen Geschlechts, mußten nach der alten, vor 200 Jahren üblichen, moskowitischen Sitte gekleidet seyn. Die Bojaren erschienen in Mützen von ausschweifender Höhe. Sie kamen auf sonderbar geschirrten Pferden geritten. Die Vornehmsten von ihnen hatten statt der Zügel silberne Ketten, deren Glieder anderthalb Daumen breit waren. Brust und Schweifriemen waren gleichfalls mit kleinen Silberplatten geziert, die wie Glöckchen zusammen tönten. Unter diesen befand sich der Czar selbst, eben so gekleidet, wie sie. Ein alter Bojar, noch weit burlesker geschmückt, stellte für diesen Tag die Person des Czaren vor. In altfränkischen, unbequemen, tatarischen Wagen fuhren die Damen, alle mit altmodischen Kleidern angethan. Dicht gekräuselte Hembdermeln reichten ihnen bis zur Handwurzel, und fünf Daumbreit hohe Absätze erhöheten ihre Schuhe. So stolperten und klingelten sie in den Saal hinein, wo der Afterczar und der Patriarch auf einem erhabenen Throne von drei Stufen sie erwarteten. Jeder Eintretende wurde bei seinem Namen aufgerufen. Dann nahete er sich mit abgemessenen Schritten dem Throne, küßte erst dem Czaren, nachher dem Patriarchen die Hand, und empfieng aus ihren Händen einen Schluck Brantewein. Nun ward an verschiedenen Tafeln gespeist; allein die Speisen nach alter Kochkunst bereitet, wollten nicht schmecken. Das Getränk welches, wie ehemals in einem Gemische von Branntwein und Honig bestand, mißfiel auch. Die Gaumen der Russen waren schon an leckerere Speisen und Getränke gewöhnt. „Weg mit der alten Tafel:“ hieß es;

allein

allein umsonst war alles Klagen in Scherz und im Ernst. „Unsere Vorfahren haben ja so gegessen und getrunken," war die Antwort, und kein Gläschen Bier, kein Tropfen Wein erquickte die Gäste. Das Fest endigte sich mit den alten moskowitischen Tänzen und der lärmenden Musik des Kuhhorns, des Gudoks, der Balalajka und des Dudelsacks. Das neuvermählte Paar wurde, obgleich es mitten im Winter war, nach altmoskowitischer Sitte in ein ungeheiztes Gartenzimmer geführt, wo es sein Hochzeitbette aufgeschlagen fand, und mit der ganzen hungernden und frierenden Gesellschaft die alte Zeit herzlich verwünschte.

Da Peter die meisten seiner wohlthätigen Projecte nur durch den Ernst des Gebotes ihrem Ziele näher bringen konnte, so bestimmte er auch die Form der abendlichen Privatunterhaltungen durch ein eigenes Reglement. Es lautet:

Assemblee ist ein französisches Wort, welches in der russischen Sprache nicht mit einem Worte gegeben werden kann. Es ist eine Anzahl Menschen, welche entweder zum Zeitvertreib oder wegen einiger Affairen sich zu einander versammelt. Ein Freund kann daselbst den andern sehen, und jeder von seinen Verrichtungen und andern nöthigen Dingen sprechen, auch sich erkundigen, was hin und wieder vorgehet, mithin seine Zeit hinbringen. Auf was Art und Weise wir nun diese Assemblee gehalten haben wollen, ist aus Folgendem zu ersehen:

1) Derjenige, bei welchem die Assemblee des Abends seyn wird, soll vor seinem Hause eine Schrift oder andere Anzeichen aushängen, und einem jeden, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, dadurch Nachricht geben.

2) Die Assemblee soll früher als um vier oder

fünf

Uhr nicht anfangen, und über zehen Uhr Abends nicht hinaus gesetzt werden.

3) Der Wirth ist nicht gehalten, die Gäste zu empfangen, zu begleiten oder zu nöthigen, und ob er gleich sonst nicht aufzuwarten schuldig ist, muß er doch Stühle, Lichter, Trinken und das Nöthige, was verlangt wird, auch allerlei Spiele und das dazu Gehörige anschaffen.

4) Niemand ist an eine gewisse Stunde zu kommen und zu gehen gebunden, genug wenn er sich bei der Assemblee sehen läßt.

5) Ein jeder hat die Freiheit, in der Assemblee nach Gefallen zu sitzen, zu gehen und zu spielen; ohne daß jemand bei Strafe des großen Adlers (des Wein = oder Branntwein = Pokals) ihn daran hindern, oder es ihm übel nehmen soll; und grüßt er übrigens nur beim Kommen und Weggehen.

6) Personen vom Range, als Edelleute, und Oberofficiere; auch bekannte Kaufleute und kommandirende Meister (worunter besonders die Schiffsbauer verstanden werden) Kanzleybediente nebst ihren Frauen und Kindern sollen den Assembleen beizuwohnen die Freiheit haben.

7) Den Lackeyen (ausser denen vom Hause) soll ein besonderer Platz angewiesen werden, damit in den Zimmern der Assemblee genugsamer Raum bleiben möge.

Bei diesen Assembleen wurde im ersten Zimmer getanzt, im zweiten Karten = Brett = Schachspiel ꝛc. getrieben; im dritten wieder Taback geschmaucht, im vierten tummelte sich das Frauenvolk weidlich mit Plumpsäcken herum; der Branntwein spielte übrigens die Hauptrolle.

## 5.

### Ein Blick auf die Kriege, welche Peter führte. Fortgesetzte Bemühungen für die Kultur.

Alle Reformen, die aus Peters schöpferischem Geiste hervorgiengen, entstunden großentheils während eines langen und gefährlichen Krieges, den er gegen den tapfern und kriegslustigen König Karl den Zwölften von Schweden zu führen hatte. Dieser Krieg schien Petern zur Begünstigung seiner Lieblingsidee, eine gute Flotte zu errichten, nothwendig. Aber nicht wenig betrog er sich in dem jungen, und wie es schien, ganz unbedeutenden Karl dem Zwölften. Voll Ungeduld, sich an dem Czar zu rächen, flog dieser im September 1700, an der Spitze von 9000 Mann, nach Ingermannland, und grief die ungefähr 60000 Mann starke russische Armee an, welche Narwa belagerte. Er erstieg, unter Begünstigung eines großen Schneegestöbers, ihre Verschanzungen, und machte mit seinem kleinen Haufen Schweden 30,000 Russen zu Gefangenen. Fünf und vierzig Kanonen, das Feldlager, das Gepäcke; alles blieb in der Gewalt des Siegers.

Unterdessen daß die Russen ihre Klagen an den heiligen Niclas, ihren Schutzpatron richteten, und demselben ein von dem Bischof verfertigtes seltsames Gebet vorsagten, in welchem die Schweden als abscheuliche Zauberer abgebildet waren, arbeitete der Czar an der Wiederherstellung seiner eingebüßten Macht. Weit entfernt, den Muth sinken zu lassen, sagte er, nachdem die ersten Augenblicke der Bestürzung vorüber waren: „Ich weiß wohl, daß uns die Schweden noch oft schlagen werden, aber endlich werden wir auch lernen, sie zu schlagen.“ Er rüstete

sich

sich demnach zu neuen Kämpfen, seine Soldaten lernten das Kriegführen immer besser, im Jahr 1704 ward Narwa von dem Czar in eigner Person belagert und eingenommen, und die berühmte Schlacht bei Pultawa 1709, in welcher Peter zum erstenmal das Kommando über seine Armee übernommen hatte, vernichtete Schwedens Macht gänzlich.

Dieser langwierige Krieg, der dem Czar außerordentliche Kosten, Unruhen, Gefahren, Mühseligkeiten und eine öftere Entfernung aus seinem Reiche verursachte, konnte ihn dennoch nicht von der weitern Ausführung seines Plans, in Absicht auf die Verbesserung seiner Länder, abhalten. So ward während dieser Zeit die Schaafzucht, dieser wichtige Artikel in der Staatsökonomie, ansenlich verbessert. Mehrere Manufacturen und Fabricken wurden angelegt, viele Schiffe gebauet, die Handlung des Reichs ward durch Kanäle in Aufnahme gebracht, und die Bergwerke in Sibirien wurden bearbeitet. Aber ein bleibendes Denkmal seines Namens stiftete Peter durch die völlige Besitznahme von Ingermannland, und durch die Anlegung einer Stadt und Festung am Ausflusse der Newa in den finnischen Meerbusen, welche jedermann unter dem Namen St. Petersburg heutiges Tages als eine der prachtvollesten, volkreichsten und berühmtesten Städte in Enropa bekannt ist. Der Anfang zur Erbauung dieser Stadt ward schon 1703 gemacht, als aber der Czar nach der Schlacht bei Pultawa, die Karln sein ganzes Heer kostete, Riga und das übrige Liefland auf der einen, und Wyburg und Kexholm in Finnland auf der andern Seite mit seinen Staaten vereinigt sah, da reifte erst eigentlich der Gedanke in seiner Seele, den bisher als einen Waffenplatz gebrauchten Ort zur Hauptstadt seines Reichs, und zu seiner Residenz zu machen.

Die

Die Lage dieser neuen Stadt, nicht weit von der See, war für Petern desto nützlicher und wichtiger, da 1711 in einem unglücklichen Feldzuge wider die Türken, welche Karl der Zwölfte gegen ihn aufgehetzt hatte, Asow und mit dieser Festung auch die dortige Seemacht zu Grunde gieng. Damals hatten es die Türken in ihrer Gewalt, den Keim der Größe zu unterdrücken, die nach dem so hoch heranwuchs, und für ihr Reich so furchtbar uud demüthigend wurde. Die überlegene türkische Armee hatte Petern am Pruth so umringt, daß an keine Ausflucht, an keine Befreiung durch die Waffen zu denken war. Seine Armee war nur noch auf zween Tage mit Lebensmitteln versehen, und er durfte sich glücklich schätzen, daß er durch die Bestechung des feindlichen Feldherrn einen Frieden erhielt, der ihn weiter nichts als jene Festung und die umliegende Gegend kostete. Seine damalige zweite Gemahlinn, Katharine, ward wegen ihrer hier bewiesenen Klugheit seitdem als die Retterinn des Reichs mit allgemeiner Liebe und Verehrung betrachtet. Kronstadt, einige Meilen von Petersburg, das dem Czar ebenfalls sein Daseyn verdankt, ward nun der herrliche Standort seiner Flotte, die im Jahr 1718 schon aus zwanzig Linienschiffen, einer guten Anzahl von Fregatten und beinahe zweihundert Galeeren bestund. Diese schöne Anlage war aber auch von wesentlichem Nutzen; denn der Flotte konnte Peter größtentheils die Erhaltung in dem Besitze der von Schweden eroberten Länder zuschreiben.

Da dem Czar seine Seemacht so sehr am Herzen lag, so kann man sich leicht vorstellen, daß der glänzende Zustand derselben ihm wahre Freude machte. Erst im Jahre 1714 ließ er sich von seinem Admiral Apraxin zum Viceadmiral ernennen, da er bis-

her

her in niedrigern Posten unter ihm gedient hatte. In eben dem Jahre hielt er auch bei der Gelegenheit, da zu Petersburg ein neues Kriegsschiff vom Stapel gelassen wurde, an die anwesenden vornehmen Russen eine Rede, in der er unter anderm sagte: „meine Brüder, hätte wohl jemand unter euch vor zwanzig Jahren gedacht, daß er auf Schiffen, die wir selbst erbauten, auf dem baltischen Meere mit mir Treffen liefern würde? Hättet ihr euch einfallen lassen, daß wir uns in dieser, durch unsere Arbeit und unsern Muth eroberten Gegenden, anbauen würden? Die Wissenschaften wurden zuerst in Griechenland kultivirt; darauf nahmen sie ihre Wohnung in Italien, und verbreiteten sich von da in alle Theile von Europa. Nun ist die Reihe an uns, wenn ihr durch Nachdenken und Gehorsam meine Wünsche fördern wollt. Die Künste cirkuliren in der Welt, wie das Blut im menschlichen Körper, und vielleicht werden sie ihren Sitz bei uns nehmen, um nach Griechenland ihrem alten Vaterlande, zurück zu kehren. Indessen ermahne ich euch, das lateinische Sprüchwort: ora et labora (bete und arbeite), wohl in Acht zu nehmen, und alsdann versichert zu seyn, daß ihr vielleicht noch bei unsern Lebzeiten andere gesittete Länder beschämen, und den russischen Ruhm auf den höchsten Gipfel setzen werdet.“ Diese Worte sind des schöpferischen Geistes würdig, der zu einer so großen Revolution die Anlage machte.

Im Jahr 1721 schloß Peter mit Schweden, das nach Karls Tode in die äußerste Entkräftung versunken war, den Frieden von Nystädt so ruhmvoll, daß er jetzt den Titel Kaiser annahm. Er erhielt durch diesen Frieden nichts weniger, als die besten Provinzen des Königreichs Schweden, nemlich Liefland, Estland, Ingermannland die Städt Wyburg,

burg und Kexholm, nebst den dazu gehörigen Districten in Finnland und einigen benachbarten Inseln. Dieser glückliche Fortgang seiner kriegerischen Unternehmungen, verbunden mit dem Wunsche, seinem Reiche in jedem Betracht den möglichst großen Wohlstand zu verschaffen, bestimmten ihn 1722 einen persischen Krieg anzufangen, der wegen der Zufuhr für die Armee höchst kostbar war. Die russischen Truppen eroberten die schönsten Provinzen des persischen Reichs an der Westseite des kaspischen Meers. Daphestan, Schirwan und Gilan mußten ihm im Frieden von den Persern abgetreten werden.

6.

Häusliche Verhältnisse. Peters Sohn Alexius.

Der große und mächtige Monarch, der auf das Schicksal und Glück so vieler Millionen Menschen wirkte, war ein Beweis, daß Glanz und Größe nicht immer mit innerm Glück und Frieden verknüpft sind — in seinen häuslichen Verhältnissen selbst nicht glücklich. Das schöne Band der Geschwisterliebe war ihm fremd; von seinem Bruder Iwan hatte ihn dessen Blödsinn entfernt, seine Schwester Sophie war seine erklärte Feindinn, und seine Gemahlinn Eudoxia verstieß er 1698 in ein Kloster, weil sie in Verdacht war, an einer Verschwörung Theil genommen zu haben. Sie hatte ihm den Prinzen Alexius gebohren, der damals erst acht Jahre alt war. Als Sohn einer wenig geliebten Mutter, wuchs er unter Weibern und Pfaffen ohne feine Bildung auf. Zwar entwarf Peter einen Erziehungsplan, auf den aber wenig Rücksicht genommen wurde, und ein pedantischer Lehrer erfüllte die junge Seele mit Abneigung gegen die Wissenschaften.

Da

Da der Prinz mit auffallender Härte behandelt wurde, so suchte er Trost in der Religion und dem Lesen der Bibel. Er war strenge in Beobachtung der äußern Kirchengebräuche, und seinen Hang zur Frömmeley nährte die Geistlichkeit absichtlich, um sich seiner gänzlich zu bemächtigen. Sie, die mit Peters Einschränkung ihrer Macht nicht zufrieden war, erzeugte in dem Prinzen eine solche Abneigung gegen die väterliche Anordnungen, daß er ihr jetzt schon mit der Hoffnung schmeichelte, er werde einst als Regent das Alte wieder herstellen.

Jemehr der Prinz heranwuchs, desto weniger entsprach er der Erwartung seines Vaters. Traurig blickte dieser in die Zukunft, und beugend war ihm der Gedanke: „Einst, wenn du nicht mehr bist, wenn deine Wirksamkeit erst ganz aufhört, wird vielleicht das schöne große Werk zur höhern Vervollkommnung deiner Nation, das du mit so viel Sorgen, Mühe und Gefahren zu Stande gebracht hast, wieder in das vorige Chaos zurück sinken.“ Indessen ernannte er den Prinzen während des Türkenkrieges 1710 zum Reichsverweser; aber dieser drang in den Geist der väterlichen Regierung so wenig ein, daß Peter schon damals damit umgieng, ihn von der Thronfolge auszuschließen. Er schrieb ihm: „Verlaß dich nicht darauf, daß du mein einziger Sohn bist; denn da ich für mein Vaterland, und für die Wohlfahrt meines Volks meines eigenen Lebens nicht schone; wie sollt' ich deiner schonen? Ich will lieber einen Fremden zu meinem Thronfolger ernennen, der diese Ehre verdient, als meinen Sohn, der sich derselben unwürdig macht.“ In der Hoffnung, daß eine Vermählung den Prinzen vielleicht auf den rechten Weg bringen würde, wählte er für ihn eine Gemahlinn aus dem Hause Braunschweig-Wolfenbüttel, welche die

schön-

schönsten Eigenschaften des Geistes- und Herzens vereinigte. Doch Alexius wurde weder durch seine liebenswürdige Gemahlinn, noch durch seinen einjährigen Aufenthalt zu Braunschweig, auf bessere Gesinnungen gebracht. Er behandelte seine Gemahlinn sehr unfreundlich, und stürzte sich von einer Ausschweifung in die andere, und opferte die Liebe der Gattinn dem Umgang mit einer finnischen Leibeigenen auf. Gram über Härte und Gleichgültigkeit stürzten die Prinzessinn im November 1715 in's Grab, nachdem sie noch vorher den nachmaligen Kaiser Peter den Zweiten, gebohren hatte.

Um eben diese Zeit wurde Katharina, des Czars zweite Gemahlinn, die Mutter eines Prinzen. Um so mehr reifte bei dem Vater der Entschluß, den Alexius von der Thronfolge auszuschließen. Er schrieb ihm damals: „Bessere dich, und mache dich der Thronfolge würdig, oder werde ein Mönch.“ Der Prinz erklärte, daß er geneigt sei in ein Kloster zu gehen. Als Peter einige Tage hernach eine Reise nach Deutschland antrat, gab er ihm bis zu seiner Rückkehr Bedenkzeit. Aber es verstrichen sechs Monate, ohne daß der Prinz seine Gesinnung änderte, dagegen machten die Nachrichten, die Peter von ihm erhielt, sein Benehmen immer verdächtiger. Er schrieb ihm daher von Kopenhagen aus, entweder sollte er binnen acht Tagen zu ihm kommen, und dem Feldzuge gegen die Schweden beiwohnen, oder sich sogleich in ein Kloster begeben. Auf diesen Befehl floh Alexius an den kaiserlichen Hof nach Wien. Der Kaiser Karl der Sechste wurde durch seine Ankunft in große Verlegenheit gesetzt; er ließ ihn insgeheim nach dem Schlosse Ehrenberg in Tyrol bringen, allein Peter erfuhr seinen Aufenthalt dennoch, und foderte die Auslieferung des Prinzen. Karl

ließ

ließ ihn nach Neapel flüchten, aber auch sein dortiger Aufenthalt blieb dem Vater nicht lange unbekannt, und er drang abermals auf die Rückkehr des Flüchtlings.

Drohende Befehle, begleitet von Gnadenverheißungen, bewogen den Prinzen nach Rußland zurück zu kehren. Peter ließ ihn bei seiner Ankunft in Moskau sogleich in Verhaft nehmen, enterbte ihn feierlich, und erklärte den Prinzen Peter zu seinem Thronfolger. Noch nicht mit dieser Strenge zufrieden, wollte er, daß Alexius als Rebelle öffentlich gerichtet werden sollte. Es wurden 180 Richter, und unter diesen 50 Geistliche aufgefodert, das Urtheil auszusprechen. Die letztern halfen sich durch ein Gutachten, wodurch sie dem Kaiser, wenn er Strenge üben wollte, die Beispiele des alten, wenn er sich zur Milde neigen wollte, die des neuen Testaments angaben. Die weltlichen Richter aber sprachen das Todesurtheil, und wenige Tage darauf, war der Prinz eine Leiche. Nach der gemeinsten Meinung hatte ihn Peter enthaupten lassen. Schröcklich war jetzt das Schicksal der Freunde und Rathgeber des Prinzen, und anderer dem Czar verhaßten Personen. Dem Fürsten Czerbatow wurden, nachdem er geknutet war, Nase und Zunge abgeschnitten. Der Lieutenant Glebow, eines verdächtigen Umgangs mit der Kaiserinn Eudoxia beschuldigt, betheuerte noch gespießt seine Unschuld. Lapuchin der Bruder der Kaiserinn, wurde hingerichtet, und der Erzbischof von Resan enthauptet, blos weil er einen Brief von Alexius empfangen hatte.

Von neuem wurde Peters Gemüth erschüttert, als ihm im May 1719 der Prinz starb, den ihm Katharina gebohren, und dem er die Thronfolge zugedacht hatte. Sein Schmerz war so groß, daß er

drei

drei Tage und drei Nächte keinen Menschen sehen, und keine Speise zu sich nehmen wollte. Endlich wagte es der Fürst Dolgorucky, an der Spitze des Senats, vor ihm zu erscheinen. „Willst du, redete er ihn an, daß die Russen sich einen andern Czar wählen sollen? Das Reich geräth in Verwirrung; die überwundenen Feinde erheben ihr Haupt von neuem; kannst du das Reich fallen sehen?“ Diese Anrede machte in dem Czar das Gefühl seiner Regentenpflichten von neuem so lebhaft rege, daß er sich besann, und wieder zu seiner gewohnten Thätigkeit zurück kehrte.

## 7.

### Fortschritte in der Kultur des Landes. Große Thätigkeit des Regenten.

Im Jahr 1717 hatte Peter eine zweite große ausländische Reise, besonders nach Frankreich, unternommen, — nicht zum Vergnügen, sondern zu seiner Belehrung. Alles, was ihm nützlich schien, suchte er nach Rußland zu verpflanzen. Besonders verdoppelte er, unter dem wohlthätigem Schatten des Friedens, seine Bemühungen, um seinen ausgebreiteten Staaten denjenigen Grad von Wohlstand, Kultur und fester Consistenz zu verschaffen, den er ihnen zu geben vermochte. Durch weise Gesetze, durch eine strenge, aber auch wohlfeile Justiz, gute Policey, Aufhebung der Betteley, der übermäßigen Kleiderpracht, und Einschränkung der Glücksspiele; durch Errichtung von Waisen- Armen- und Arbeitshäusern; durch eine vollkommnere Einrichtung der Münzen, durch Anlegung neuer Städte und Festungen, durch eine herrliche Regulirung seiner Einkünfte, durch Auf-

nahme des Handels, besonders in seiner neuen Residenzstadt; durch seine wiederholten Bemühungen, den kunstreichen Fleiß der Ausländer, in Verfertigung der Spiegel, Tapeten, Leinwand und Seidenwaaren bei seinen Unterthanen einzuführen, erwarb er sich unsterbliche Verdienste um sein Volk. Daneben fuhr er immer fort, die Geistesaufklärung und Verbesserung der Nation durch Wissenschaften, durch Wegräumung der Unwissenheit, des Aberglaubens, der Bigotterie, und des Religionshasses zu befördern. Ihm dankt unter andern die berühmte Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg ihre Stiftung, zu welcher der berühmte Leibnitz den Plan entworfen hatte.

Wenige Regenten bewiesen überhaupt so viel Thätigkeit und Wachsamkeit in Wahrnehmung ihrer Regentenpflichten, als Peter der Große. Ueberall wollte er mit eigenen Augen sehen, und seiner Aufmerksamkeit entgieng selten etwas, das ihm zu erforschen möglich war. Er hatte unter andern die Gewohnheit, öfters des Nachts auf den Straßen herum zu fahren, blos von einem Bedienten begleitet; im Winter geschah dieß in einem gewönlichen Holzschlitten, im Sommer in einem einspännigen Kabriolet. Seine Absicht dabei war, nachzusehen, ob die Policey ihre Pflicht thäte. Bei einer von diesen Fahrten sah er um ein Uhr des Nachts ein Haus sehr erleuchtet. Er ließ anhalten, und schickte seinen Bedienten um nachzufragen, wem dieß Haus zugehöre. Der Bediente kam sogleich zurück, und sagte, daß es das Haus eines Secretairs wäre. „Schnack, fiel der Monarch ein, forsche sorgfältiger nach!" Palosow (so hieß der Begleiter des Monarchen) kam mit derselben Antwort zurück, und setzte blos hinzu, es sey ein Secretair von der Gouvernementskanzley, der



wegen

wegen eines neugebohrnen Sohnes einen Kindtaufsschmauß gebe.

Der Monarch fuhr ohne Geräusch auf den Hof, und gieng in die Zimmer, wo er die schmausenden Gäste und den Wirth durch die Worte: „Gott sey mit euch, meine Herren!“ außerordentlich überraschte. „Ich sah hier, fuhr er fort, indem er sich gegen den Wirth wandte, eine ungewönliche Erleuchtung, und bin aus Neugierde hereingekommen. Man hat mir schon gesagt, daß hier ein Kindtaufsschmauß gefeiert werde. Ich wünsche dir Glück zu der Geburt deines Sohns. Wie befindet sich die Mutter? Kann ich sie nicht zu sehen bekommen?“

Der Wirth führte den Monarchen ins Zimmer der Wöchnerinn. Er wünschte auch der Mutter Glück zu der Geburt des Sohnes, küßte sie, und legte ihr einen Rubel unter das Kopfkissen. Nachdem er noch die kostbaren Möbeln, die um ihn her waren, betrachtet hatte, nahm er von der Gesellschaft Abschied. Aber schon am folgenden Morgen frühe schickte er einen Officier zu diesem Secretair, um ihn in Arrest zu nehmen, nur befahl er, so vorsichtig als möglich zu verfahren, damit die Kindbetterinn nichts davon merken möchte. — Als der Secretair vorgeführt wurde, dankte ihm der Czar zuerst für die gestrige Aufnahme, und fragte ihn darauf, ob er ein Edelmann sey? ob er Güter habe? Der Secretair wurde durch diese Frage in Verlegenheit gesetzt und antwortete, daß er kein Edelmann, sondern eines Schreibers Sohn sey, und daß er weder Bauren noch Güter besäße.

„Vielleicht hast du eine reiche Frau geheurathet?“ fragte der Monarch.

„Meine Frau war arm,“ war die Antwort.

„Aber wie kannst du wohl ein so großes Haus

haben, fiel der Czar ein, und solche Gastmäler geben, wie das gestrige?"

Der Secretair fiel auf seine Kniee, und gestand, daß alles, was er besäße, von Geschenken der Güterbesitzer herkäme, welche Processe zu schlichten hätten. Er nannte zugleich eine Menge angesehener Männer her, welche ihm, soviel er sich erinnern könnte, Geschenke gebracht hätten.

Ein so aufrichtiges Geständniß gefiel dem Monarchen, und er sagte daher zum Secretair: „Ich sehe, daß du kein Schurke bist, und was du mir gestanden hast, das mag Gott dir verzeihen. Aber wenn du Geschenke annimmst um Sachen in die Länge zu ziehen, oder dem Reichen durch die Finger zu sehen; so hüte dich, daß man nicht mit dir, wie mit einem Uebertreter der Gesetze verfahre."

Der Secretair betheuerte, daß er dieß nie gethan habe, und auch in Zukunft nie thun werde, auch wolle er überhaupt keine Geschenke mehr annehmen. „Du kannst immer, erwiederte der Monarch, von deinen Klienten das annehmen, was sie dir aus Dankbarkeit für deine Bemühungen schicken; aber nie eher, als bis die Sachen geendigt sind. Nimm dich in acht, sagte der Monarch, indem er seinen Stock in die Höhe hob, nichts von allem, was du thun wirst, soll mir verborgen bleiben." Er untersagte ihm darauf in Zukunft so prächtig zu leben, wie er bisher gethan hätte. „Urtheile selbst, setzte er hinzu, wenn die Secretaire so viel ausgeben, wie viel werden die Richter und Senatoren, wie viel der Monarch selbst ausgeben müssen."

Einst kam der Czar im Sommer um Mitternacht vom Kasan zurück; man glaubte also, er werde den andern Tag um desto später aufstehen. Die Senatoren, welche er anhielt, im Sommer um sie-

ben und im Winter um acht Uhr im Gericht zu erscheinen, erwarteten nichts weniger, als daß er ihnen durch seine Thätigkeit zuvorkommen würde, und schliefen mit großer Sicherheit länger als sonst. Aber Peter erschien mit dem Schlage sieben Uhr im Senat. Da fand er niemand, ausgenommen die Invaliden, die er fragte, ob sie ganz allein wären? Sie antworten, die Kanzelisten seyen auch da. „Laßt sie kommen!" sagte Peter. Sie kamen. Er fragte nach ihren Arbeiten, setzte sich auf seinen gewönlichen Platz und sah verschiedene Sachen durch. Gefiel ihm ein Urtheil, so setzte er blos seine Unterschrift (Peter) bei. Gefiel es ihm nicht, so schrieb er auf den Rand: Schlecht geurtheilt.

Während der Czar sich mit der Durchsicht der Processe beschäftigte, durchliefen die Invaliden die ganze Stadt, um den Senatoren anzuzeigen, daß Peter im Senat erschienen sey. Mit der größten Eile begab sich ein jeder dahin. Als der Kaiser den ersten hereintreten sah, stand er auf, gieng auf ihn zu, prügelte ihn mit seinem Rohr tüchtig ab, und gab ihm darauf einen Verweis. Den übrigen gieng es nicht besser. Zuletzt kam ein Admiral, der vor Alter und Schwäche kaum mehr zu gehen vermochte. Dieser hörte nicht sobald von der Schildwache, was vorgefallen war, als er auf die Knie fiel, und dem Kaiser von ferne zurief: „Batuschka (Vater), wenn du mich auch so prügelst, wie diese hier, so bin ich todt." — „Steh nur auf, Alter, versetzte der Monarch, das Gesetz, welches Fleiß von den Senatoren verlangt, ist nicht für dich gemacht. Du hast mir gedient, und deine Zeit ist bald hin. Ich habe dich nur hier angestellt, damit du bequem leben kannst; aber diese Pursche haben ihre Pflicht wesentlich verabsäumt, und ich habe ihnen dafür den Text gelesen.

sen. Du kannst bleiben oder weggehen, das ist einerlei."

Ein Adjutant des Czars, mit Namen Iwan Michailowitsch Orlow, hatte im Jahr 1719 etwas von geheimen nächtlichen Zusammenkünften erfahren, an welchen mehrere Personen von Bedeutung Theil nahmen. Da er diese Zusammenkünfte für gefährlich hielt, so benachrichtigte er den Monarchen davon durch ein Billet. Peter las das Billet und steckte es in die Tasche seines Ueberrockes; da aber die Naht aufgegangen war, so fiel das Billet aus der Tasche zwischen das Unterfutter. Der Kaiser legte sich zu Bette, und Orlow entfernte sich aus dem Palaste, um die Nacht zu durchschwärmen. Als der Monarch erwachte, wollte er das Billet sorgfältiger durchlesen, da er es aber nicht in der Tasche fand, so glaubte er, es sei entwendet worden, und wurde sehr unwillig darüber. Er befahl Orlow zu rufen, der ihn Abends zuvor ausgekleidet hatte; aber dieser war nirgends zu finden. Darüber ward Peter noch mehr aufgebracht.

Endlich fand man doch den Adjutanten, und sagte ihm, daß der Kaiser sehr erzürnt über ihn wäre. Da ihm die eigentliche Ursache des Zornes verborgen war, so vermuthete er, der Kaiser möchte von dem geheimen Liebesverständnisse unterrichtet worden seyn, das er mit dem Kammerfräulein Hamilton unterhielt. Voll von diesem Gedanken fiel er dem Monarchen zu Füßen, sobald er ihm ins Gesicht kam, und rief: „Ew. Majestät, ich bekenne meine Schuld, ich liebe das Kammerfräulein."

Diese sonderbare Anrede sagte dem Monarchen wenigstens, daß Orlow an dem Verschwinden des Billets keinen Antheil hatte, und da ein anderer Adjutant dasselbe eben jetzt im Ueberrocke fand, so ver-

lor

lor sich der Zorn des Kaisers gänzlich. Ganz gelassen fragte er Orlow, wie lange er das Fräulein liebe? — „drei Jahre," war die Antwort — „Hat sie schon Kinder von dir gehabt?" „Ja, aber sie kamen todt zur Welt." — „Hast du die Kinder gesehen?" „Nein, ich hab' es aber von dem Fräulein erfahren."

Zum Unglück für diese Schöne war kurz vorher beim Ausräumen eines gewissen Ortes ein todtes Kind gefunden worden, welches in eine Serviette gewickelt war, die dem Hofe zugehörte. Man hatte damals die Urheberinn der That nicht ausfindig machen können, aber aus Orlows Antworten schloß jetzt der Monarch, daß keine andere, als diese Hamilton die That begangen habe. Er ließ sie sogleich zu sich rufen, und befragte sie in Orlows Gegenwart. Sie leugnete anfangs hartnäckig, sah sich aber doch zuletzt gezwungen, einzugestehen, daß sie schon zwey Kinder auf diese Art auf die Seite geschafft habe. Die Verbrecherinn wurde hierauf einem Kriminalgerichte übergeben, welches sie zum Tode verurtheilte. Der Monarch bestätigte dieses Urtheil, und erlaubte ihr blos einige Zeit, um ihr Verbrechen zu bereuen, und sich zum Tode vorzubereiten.

Die Kaiserinn, deren Liebling die Hamilton war, und mehrere angesehene Personen, verwandten sich für sie, bei dem Monarchen. Selbst die Czarinn Proskowja Federowna, die geliebte Schwägerinn Peters, deren Rath und Bitte er noch nie unerfüllt gelassen hatte, bewog man, für die Unglückliche zu sprechen; aber alle ihre Vorstellungen und Bitten waren fruchtlos. Der Monarch antwortete ihnen jedesmal: „Wer Menschenblut vergießt, des Blut muß wieder vergossen werden; Todtschlag wird mit dem Tode bestraft; die Hamilton muß sterben."

Das

Das Urtheil wurde wirklich öffentlich an ihr vollzogen; sie wurde enthauptet.

## 8.

### Liebesabentheuer, letzte Krankheit und Tod.

Die Liebe war, wie bei vielen großen Männern, auch bei dem Czar Peter eine seiner Schwachheiten; sie zerstreute ihn zuweilen, aber nie richtete sie seine Zeit oder seine Finanzen zu Grunde. Madame Croff aus England, die schwedische Gräfinn Hamilton, Mamselle Cramer und viele andere, welche seine Sinnlichkeit reitzten, hatten eben nicht Ursache, seine Großmuth und Freigebigkeit zu rühmen. Da Anna Iwanowna Mons sich gegen Menzikofs Anträge nicht gefällig bezeugte, so verunglimpfte er sie bei dem Monarchen, und die Schöne mußte sich bequemen, alle Kleinodien und Geschenke wieder herauszugeben, die sie von demselben empfangen hatte. Er war eben nicht eckel in der Liebe, wenn man nach einem Gemählde urtheilen will, welches lange nach seinem Tode zu Peterhoff aufgehängt war, wo er als ein holländischer Bauer, auf einer Tone sitzend, eine dicke Magd im Arm, abgebildet war. Man erzählt, daß er einmal von einem holländischen Gärtner verfolgt wurde, der ihn mit einer Hacke von einer jungen Arbeiterinn wegjagte, die er bei ihrer Arbeit hinderte. Zu seiner Entschuldigung kann man sagen, daß er zu dieser Art von groben Vergnügungen durch seine Günstlinge gezogen wurde, die weder auf die kaiserliche Würde, noch auf das öffentliche Urtheil Rücksicht nahmen.

In Holland bekam Peter und sein ganzes Gefolge eine galante Krankheit. Diese Liebeswehen

wurden der entfernte Keim seines Todes, denn sie verursachten ihm eine Verhaltung des Urins und den Stein, oder entwickelten doch den Keim dieser beiden Krankheiten. Er vertraute sich in Leiden dem größten Arzte jener Zeit, Börhaaven, der aber an dem schlechten Erfolg der Kur keine Schuld trägt. Denn außerdem, daß Peter sich der Diät, welche ihm dieser berühmte Arzt vorschrieb, nicht unterwerfen wollte, so unterbrachen die Schmerzen der Krankheit seine Ausschweifungen keinen Augenblick.

Im Anfange des Jahres 1723 empfand Peter die heftigsten Schmerzen in der Blase, woraus zuletzt eine Verhaltung des Urins entstand. Anfangs ließ er es sich nur gegen einen seiner Bedienten merken, der sich an einen Quacksalber aus Brabant von seiner Bekanntschaft wendete, welcher sich damals gerade in Petersburg aufhielt. Dieser Fremde gab einige Palliative, womit der Czar sich begnügte.

Im Anfange des Sommers 1724 wurde das Uebel ärger als vorhin. Jetzt wurde der Doctor Blumentrost gerufen; da dieser aber sah, daß die Krankheit bedenklich wäre, so verlangte er die Zuziehung des Doctors Bidloo aus Moskau. Einige Wochen lang kam er nicht aus dem Zimmer des Czars. Der Apotheker Liphold und der Wundarzt Paulson verfertigten immer Klystiere und erweichende Umschläge. Der Engländer Horn, ein geschickter Operateur, hatte zweimal bei dem Czar den Katheter gebraucht, aber nicht mehr als ein Glas Urin dadurch abgezogen. Peter hütete das Bette vier Monate hinter einander. Im September hatte man einige Hoffnung zur Genesung, die Schmerzen wurden gelinder, und er fieng an, sein Wasser zu lassen. Mitten in der Wiedergenesung glaubte er sich außer Gefahr, und im Stande, seine gewönlichen

Reisen

Reisen machen zu können, um die angefangenen Arbeiten zu besehen. Plötzlich gab er Befehl, eine Jacht auszurüsten, nnd auf der Newa vor den Palast zu fahren. Dieß geschah in den ersten Tagen des Octobers. An einem schönen Morgen ließ er dem Doctor Blumentrost sagen, er solle mit seinen Arzneyen und mit den Leuten, die er nöthig zu haben glaube, an Bord kommen, um ihn nach Slüsselburg zu begleiten, wo er die Arbeiten am Landoga-Kanal untersuchen wollte. Blumentrost ei te herbei, und bat den Czar auf's dringenste, sich noch einige Zeit ruhig zu halten; aber alle Vorstellungen waren vergebens. Er gieng daher zu seinem Feldapotheker, und nahm auf alle Fälle den Wundarzt Paulson mit.

Die Reise ward ohne Verzug angetreten, und als der Czar die Arbeiten am Kanal untersucht und seine Befehle ertheilt hatte, gieng er nach der alten Stadt Ladoga, und von da nach Novgorod, hierauf nach Stara, Russa, am äußersten Ende des Ilenensees, um die Ausführung seiner neuen Befehle bei den Salzwerken, zum wohlfeilern Transport des Brennholzes, zu beobachten. So brachte er den größten Theil des Monats October zu. Als sich hierauf die Witterung änderte, fiengen die Schmerzen von neuem an. Den fünften November kam er nach Petersburg zurück; allein, statt sich in seinem Palaste ruhig zu verhalten, gieng er nach Lachta. Hier sah er, daß ein kleines Schiff, welches mit Soldaten und Matrosen von Kronstadt kam, strandete, und den Winden preis gegeben war. Er schickte eine Schaluppe mit Leuten zu Hülfe, um es wieder flott zu machen. Als er sah, daß man seinen Befehl zu langsam ausrichtete, warf er sich in eine andere Schaluppe, um selbst Hülfe zu leisten, wobei er bis an

den

den Gürtel im Wasser wadete, und sehr zufrieden darüber zurückkehrte, daß er zwanzig Menschen das Leben gerettet hatte. Die Nacht brachte er in Lachta zu, entschlossen den andern Morgen sich nach Systerbek zu begeben, aber eine schröckliche Schlaflosigkeit und Reissen im Unterleibe, die Zeichen eines vollkommenen Rückfalls, nöthigten ihn, nach Petersburg zurück zu kehren. Am Ende des Decembers wurde das Uebel ärger, und eine nahe Entzündung, stand zu befürchten.

Der Leibarzt Blumentrost verlangte von der Kaiserinn die Zusammenberufung aller petersburgischen Aerzte. Man schickte eine Beschreibung der Krankheit an den russischen Minister in Berlin und an den im Haag, um die Meinungen der damaligen berühmtesten Aerzte Stahl und Börhave einzuholen.

Am heil. Dreikönigstage ließ der Kaiser, ohne sich besser zu befinden, seine Garderegimenter auf der Newa die Revüe passiren. Da das Wasser angeschwollen war, so überlief es das Eis; beinahe eine halbe Stunde blieb er hier mit den Füssen im Wasser stehen. Von diesem Augenblicke an war das Uebel immer ärger. Endlich starb er, nach ausgestandenen unbeschreiblichen Schmerzen, am achten Februar 1725, nicht mehr als 53 Jahre alt. Die Konsultationen aus Berlin und Leiden waren noch nicht eingegangen. Als man den Leichnam öffnete, fand man die Theile, welche die Blase umgaben, vom kalten Brande angegriffen, und den Magenmund so verhärtet, daß man ihn mit keinem anatomischen Messer durchschneiden konnte. Börhaave scherzte auf Kosten der petersburgischen Fakultät, indem er sagte, man hätte den Czar mit einer Arzney für fünf Copecken heilen können. Die russischen Aerzte schoben alle Schuld auf das Zutrauen des Czars zu dem

bra:

brabantischen Quacksalber, und auf seine nachherigen Unbesonnenheiten. Der Brabanter, der die Folgen dieser Untersuchung fürchtete, verschwand, ohne daß man je erfahren hat, was aus ihm geworden ist.

9.

Lebensweise Peters des Großen und Regententugenden.

Aus allem, was bisher von Peter erzählt worden ist, geht klar hervor, daß er unter die außerordentlichen Menschen jedes Zeitalters zu zählen sey. Er war der erfahrenste Feldherr, der einsichtsvollste Admiral, der klügste Minister, von einer nie zu lähmenden Kraft und Thätigkeit, und einem unerschütterlichen Sinn für Wahrheit. Sein Ehrgeitz, so grenzenlos er war, verleitete ihn nie zur Eitelkeit, seine Wißbegierde nie zur bloßen Neugier, sein großer Monarchieplan nie zur kahlen Habsucht des Eroberers, und so rastlos thätig er war, so standhaft war er auch in allen seinen Entwürfen. Es erregt Bewunderung, wie er, bei einem starken Hang zu sinnlichen Vergnügungen, so viel lernen, so viel thun konnte. Aber er schlief gewönlich nicht länger, als vier Stunden. Fast in jeder Nacht weckte er seinen Kammerdiener, um ihn etwas aufzeichnen zu lassen. Bei Tische verweilte er gewönlich nur eine halbe Stunde, und speiste öfters mit seiner Gemahlinn allein. Bei der Abendtafel oder beim Nachtische lies er, um desto offener reden zu können und um durch seine Unmäßigkeit kein böses Beispiel zu geben, alle Bedienten abtreten. Im Trunk überschritt er gerne die Grenzen der Mäßigung, und schadete seiner Gesundheit. Er genoß überhaupt oft und viel, war gerne in fröhlichen Gesellschaften, doch ohne dabei sei-

nen

nen wesentlichen Pflichten zu schaden. Wenn er in Gesellschaft speiste, gieng es oft sehr lustig zu, und den Hofnarren war er nicht abgeneigt. Seine liebste Tischgesellschaft waren Schiffbauer und Seeofficiere. Mit diesen saß er oft bis spat in die Nacht, und unterhielt sich vom Schiffbau und Seezügen.

Wasserfahrten gehörten zu Peters Lieblingsvergnügungen, an der Jagd hingegen fand er keinen Geschmack. Als er einst von einem Edelmanne zur Jagd und Bärenhetze eingeladen wurde, schlug er die Einladung mit den Worten aus: „Jagt, so viel ihr wollt, die wilden Thiere; für mich ist diese Kurzbarkeit nicht, so lange ich noch außer Landes einen kühnen Feind zu jagen, und in meinem Lande widerspenstige Unterthanen zu bändigen habe.“ Auch das Kartenspiel liebte er nicht. Spielen war überhaupt an seinem Hofe gar nicht Mode; es durfte auch niemand mehr als einen Rubel verspielen; wer mehr verlor, war nicht schuldig zu bezahlen.

An Ceremonien und Gepränge konnte niemand weniger Gefallen finden als Peter. Er glaubte nicht, daß die Größe eines Königs in Aufwand und prächtigen Aufzügen, sondern in der Weisheit und Kraft der Regierung bestehe. Nach seiner öfters geäußerten Meinung hielt er das Geld, das man dafür ausgab, für übel angewendet. Er pflegte zu sagen: es fehle keinem Lande an Gelegenheit, seinen scheinbaren Ueberfluß zu seiner innern Verbesserung, zur Vergrößerung seiner Macht, zum Besten seiner Bewohner anzuwenden. Sein Anzug war gewönlich ganz einfach; ein grünes Kleid mit einer schmalen goldenen Tresse. Unter dem Namen Dentschiks umgaben ihn meistens vier bis sechs junge Leute von guter Bildung, die seine Adjutanten, seine Ordonanzen, seine Vertrauten ausmachten. In der Residenz

fuhr

fuhr er gewöhnlich in einem Schlitten, oder in einem Carriol, mit einem Pferde, einen Dentschick neben sich.

Der ökonomische, wirthschaftliche Sinn des Kaisers, und seine Sparsamkeit äußerte sich überall. Da er überhaupt Fabriken und Werkstätte fleißig besuchte, so kam er auch öfters auf die Eisenwerke zu Istria, 90 Werste von Moskau. Als er daselbst einst vier Wochen lang die mineralischen Wasser trank, untersuchte er neben seinen täglichen Staatsgeschäften alles in diesen Eisenwerken aufs genaueste, legte beim Schmieden und Schmelzen selbst Hand ans Werk, und lernte das Stangenschmieden. Er begrief dieß so bald, daß er am letzten Tage seines Aufenthalts allein achtzehen Pud (das Pud zu vierzig Pfund) verfertigte. Er bezeichnete jede Stange mit seinem Stempel. Seine Hofjunker und Bojaren mußten Kohlen austragen, das Feuer anschieren, die Blasbälge ziehen, und andere Arbeiten verrichten. Etliche Tage darauf kam er zum Besitzer dieser Eisenwerke, Werner Müller nach Moskau, lobte seine Anstalten und fragte, was ein Meister daselbst für das Pud geschmiedetes Stangeneisen bekäme? „Drei Kopeken oder einen Altin, antwortete Müller. Nun gut, versetzte Peter, so hab' ich achtzehn Altine zu fodern.“ Müller gieng nach seinem Geldkasten, holte achtzehn Dukaten, zählte sie dem Czar auf, und sagte: „Einem solchen Arbeiter, wie Ew. Majestät, kann man nicht weniger für das Pud bezahlen.“ Allein Peter schob die Dukaten zurück, und sagte: „Nimm deine Dukaten, ich habe nicht besser gearbeitet, als die Andern; bezahle mir, was du Andern bezahltst, dafür will ich mir ein paar Schuhe kaufen, die ich eben nöthig habe.“ Zum Beweise zeigte er dem Fabrikherrn, seine schon einmal besohl-

ten

ten nnd wieder durchgebrochenen Schuhe, nahm die achtzehen Alctne an, fuhr nach den Buden, und kaufte sich ein paar neue Schuhe, die er in der Folge öfters in Gesellschaft an seinen Füßen mit dem Beifügen wies: „die hab' ich mir selbst mit harter Handarbeit verdient."

Ein fremder Juwelier brachte einst einen großen und sehr theuren Diamanten nach St. Petersburg, und glaubte, daß der Czar, welcher Seltenheiten liebte, diesen Stein kaufen würde. Doch wie wenig kannte dieser Mann den großen Monarchen! Wenn Peter seltene Sachen liebte, so mußten sie nützlich und nothwendig seyn. Er überreichte dem Monarchen den Edelstein, der ihn annimmt, ansieht und wieder zurück giebt. „Es wäre unverzeihlich von mir, sagte er, wenn ich eine große Geldsumme auf eine so unnütze Sache verwenden wollte." Darauf wandte er sich zu den Umstehenden, und sagte zu ihnen: „Die Unvernunft allein giebt dergleichen glänzenden Kleinigkeiten einen Werth; die Eitelkeit steht der Unvernunft zur Seite, und wünscht sich mit solchen Dingen zieren zu können. Die Unvernunft und Eitelkeit gehen so weit bei den Menschen, daß sie ohne Bedenken Edelsteine groß wie die Faust am Halse tragen würden, wenn sie solche nur bekommen könnten — auf die Unbequemlichkeit würde man gar nicht achten."

Peters Gedanken über den Punkt, daß auch ein Regent sparen müsse, äusserten sich einst bei einem Gespräche über die Sparsamkeit, wo er seine geflickten wollene Strümpfe zeigte, deren noch ein Paar in der akademischen Kunstkammer in Petersburg aufbewahrt werden. Einer von der Gesellschaft meinte nemlich, der Czar könne auch wohl ungeflickte Strümpfe tragen. „Warum, fiel ihm Peter in die

Rede, sollt' ich Strümpfe wegwerfen, die ich wohl noch ein Jahr tragen kann, wenn sie geflickt sind?" Mit Lachen antwortete Einer: „damit die Wollen-Strumpffabrike mehr absetzt." — „O, sprach der Kaiser, noch liefert sie lange nicht so viel, als im Lande nöthig ist, denn noch immer muß aus der Fremde eingeführt werden. Sollte sie einst mehr Strümpfe liefern, als im Reiche verbraucht werden, so will ich ihr schon Gelegenheit verschaffen, ihren Ueberfluß an die Nachbarn abzusetzen, und noch weiter zu verschiffen, und dafür Geld und andere unentbehrliche Waaren in's Land zu bringen. So lange dieses nicht geschieht, und das Land selbst nur so viel verarbeitet, als es nöthig hat, so bleibt es immer einer kleinen Reichsstadt gleich, wo ein Bürger für den andern arbeitet, alle zusammen aber arm bleiben, und nichts zur Aufnahme der Stadt beitragen können."

Als er auf seiner Reise nach Holland einige Tage den Pyrmonter-Brunnen trank, bat ihn der damalige Graf von Waldeck zu einer Mittagsmahlzeit auf sein neuerbautes Schloß Arolsen. Der Graf beeiferte sich durch eine überaus prachtvolle und kostbare Tafel seinem hohen Gaste von dem Geschmacke eines regierenden Reichsgrafen eine hohe Idee beizubringen, und führte alsdann den Czar im Schlosse herum, um ihm auch seinen Geschmack im Bauen zu zeigen. Er fragte darauf den Monarchen: wie ihm das Schloß gefiele? — „die Lage, antwortete Peter, ist sehr angenehm, der Bau groß und trefflich, aber bei allem dem bemerke ich einen großen Fehler." Der Graf bat ihn, denselben anzugeben, und erhielt von seinem Gaste, der die Besitzungen eines Grafen von Waldeck wohl kannte, die Antwort: „die Küche ist zu groß."

## 10.

## Charakteristische Anekdoten.

Der Czar Peter war ein eifriger Verehrer der Religion, aber ein geschworner Feind des Aberglaubens. Gegen alle Religionsparthеyen war er duldsam. Besonders wohl gefiel ihm in Holland die Friedfertigkeit, mit welcher diese verschiedenen Religionsparthеyen an einem Orte mit einander lebten. Dieß führte er in der Folge auch in Petersburg ein, indem er nicht nur allen Religionsparthеyen erlaubte, auf angewiesenen Plätzen Kirchen zu erbauen, sondern ihnen auch die Freiheit gab, alle ihre Ehe- und Kirchensachen unter sich zu schlichten, und sich einen eigenen Kirchenrath zu wählen, der in vorkommenden Fällen unabhängig, nach ihren eigenen kirchlichen Gesetzen entscheiden konnte.

Nicht sowohl durch Bücherlesen, sondern vielmehr durch Reisen, durch den vertrauten Umgang mit Menschen aller Art, und durch eigenes Experimentiren hatte sich Peter viele und mannigfaltige Kenntnisse erworben. „Alles, was nützt, und was man zu lernen Gelegenheit hat, muß man lernen," pflegte er zu sagen. „O wie viel, setzte er hinzu, wollt' ich darum geben, wenn ich in jüngern Jahren mehr Gelegenheit gehabt hätte, mich zu unterrichten, und wenn ich dazu angehalten worden wäre."

Sein thätiger Geist umfaßte alles, und ließ sich mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit von den erhabensten Spekulationen der Politik zu den geringfügigsten Dingen herab. Sah er eine Sache zum erstenmal, so hatte er die größte Begierde sie gründlich zu wissen, und betraf es einen Handgriff, so wollte er immer selbst den Versuch machen. — Auf

einer seiner Reisen traf er einen Marktschreier auf einem öffentlichen Platze an, wo derselbe seine Taschenspielereyen trieb. Er beobachtete ihn lange; besonders bewunderte er seine Geschicklichkeit, Zähne auszuziehen, bald mit dem Löffel, bald mit dem Degen; die Bewunderung gieng bald in die Begierde das auch zu können, über. Da war er nun der Lehrling eines Marktschreiers, und nach einigen Minuten, wenigstens nach seiner Meinung, eben so geschickt, als sein Lehrer. Wehe denen, die sich nachher über Zahnschmerzen beklagten.

Als er bei seiner Rückkunft nach St. Petersburg erfuhr, daß ein Russischer von Adel seine Schuldigkeit nicht gethan hatte, wurde er entsetzlich aufgebracht, ließ ihn sogleich fodern, vermuthlich um ihm nach gewönlicher Weise aufzuwarten — mit einer Tracht Stockprügel. Ein guter Freund des Schuldigen eilte, denselben von der ihm drohenden Gefahr zu benachrichtigen, und rieth ihm auf ein Mittel zu denken, um den ersten Zorn des Kaisers, vor dem man sich am meisten zu fürchten hatte, zu mäßigen. Der andere war dagegen der Meinung, daß es am besten wäre, ohne Aufschub vor dem Kaiser zu erscheinen; er bemerkte, daß der Monarch, seines auffahrenden Wesens ungeachtet, eine gewisse Billigkeit und natürliche Güte behalte, die ihn zuweilen bewege, eher zu verzeihen, als er strafe. Unterwegs dachte er auf Mittel, das Ungewitter abzuleiten. Er trat in das kaiserliche Zimmer, ohne furchtsam zu scheinen, und hielt blos ein Tuch an der Backe. Als ihn der Kaiser gewahr ward, lief er mit aufgehobenem Stocke auf ihn zu; wie er aber das Tuch sah, fragte er: „was fehlt dir?"

„Euer Majestät, antwortete der Edelmann, seit gestern hab' ich so heftige Zahnschmerzen, daß ich

fast

fast von Besinnung komme.“ Bei dem Wort Zahnschmerzen senkte sich der Arm und der Stock des Kaisers allmählig nieder; in weniger als einer Minute waren seine Augen weniger fürchterlich; er fragte ob der Zahn hohl wäre? „Nicht ganz, antwortete der Edelmann, aber er ist sehr schadhaft, und verursacht mir öfter die heftigsten Schmerzen.“ Man bringe mir meine Instrumente, versetzte der Czar; setze dich; ich will dich von dem Uebel und von dem Zahn befreien.“ Er zog ihm denselben, etwas hart freilich, doch glücklich heraus. Der Edelmann dankte ihm ganz ergebenst für die Gnade, und nun erst warf ihm Peter sein Vergehen vor. Der Schuldige hielt es nicht für klug, sich zu rechtfertigen, sondern fiel seinem Herrn zu Füssen, und bat um Vergebung. Dieser ließ es bei einem derben Verweise bewenden, und schickte ihn ohne weitere Strafe fort.

So glücklich wie dieser Edelmann, war ein Officier, Namens Matwei Alsüsieff nicht. Er wurde bei Petern als Uebertreter einer Ordre angeklagt. Dieser ließ ihn nach seinem Palaste fodern, aber er entschuldigte sich mit wirklichen Zahnschmerzen, welche ihn nöthigten, zu Hause zu bleiben. Der Kaiser ließ ihm zum zweitenmale sagen, daß er ungesäumt kommen sollte; er wolle ihn heilen. Der Schuldige erschien. Peter befahl ihm, sich auf den Fußboden niederzusetzen, und ihm den hohlen Zahn zu zeigen; statt dessen aber faßte er einen gesunden, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß er den armen Alsusieff von der Erde dreimal aufhob. Endlich brach er den Zahn ab, schickte den Patienten nach Haus, und sagte: „Nun bist du genug gestraft.“

Zu den Hauptzügen in dem Charakter Peters gehörte seine Gerechtigkeitsliebe. Selten milderte er bei Kriminalfällen die Strenge der Gesetze. Ein vor-

 setz-

setzlicher Mörder hatte keine Gnade von ihm zu hoffen. „Das freventlich vergossene Blut, pflegte er bei einer solchen Gelegenheit zu sagen, schreit um Rache, und unbestrafte Blutschulden drücken das Land.“

Peter war noch nicht 25 Jahre alt, als ein hitziges Fieber sein Leben in Gefahr setzte. Die Hoffnung zu seiner Wiedergenesung wurde immer schwächer. Am Hofe herrschte Bestürzung, und in den Kirchen ward inbrünstig für sein Leben gebetet. In dieser Periode meldete sich, nach altem Gebrauche, der Kriminalrichter und fragte an, ob er nicht neun Straßenräuber und Mörder, die das Leben verwirkt hatten, loslassen dürfte, damit sie für das Leben des Monarchen zu Gott beten möchten? Der kranke Kaiser ließ ihn vor sich kommen. Er mußte ihm die Liste der Verurtheilten und ihre Verbrechen vorlesen. „Meinst du, sagte hierauf Peter mit schwacher Stimme, daß ich durch die Begnadigung solcher Bösewichter, und durch die Verletzung der Gerechtigkeit ein gutes Werk thun, und den Himmel bewegen werde, mein Leben zu fristen? Kann Gott das Gebet solcher Ruchlosen erhören? — Morgen soll das Urtheil an den neun Verbrechern vollzogen werden. Diese Gerechtigkeit wird Gott gefallen, und er wird mein Leben erhalten.“

Das Urtheil ward vollzogen; Peter genas und lebte bekanntlich noch viele Jahre.

Ein Verwandter der ersten Gemahlinn des Czar besaß unfern Moskau ein großes Landgut, welches an Dörfer grenzte, die der Kirche des Erzengels Michael zu Moskau gehörten. Die Bauren des Bojaren, die gar zu nachsichtig von ihrem Herrn behandelt wurden, beleidigten die Kirchenbauren bei jeder Gelegenheit. Es entstanden daher sehr oft Streitig-

keiten

keiten zwischen beiden Theilen, aber die Klagen der Kirchenbauren wurden niemals angenommen.

Einst hatte der Gutsbesitzer eine Streitigkeit vielleicht nicht recht untersucht, oder sein Verwalter hatte ihm die Sache im falschen Lichte dargestellt, und die Frechheit der Kirchenbauren mit grellen Farben geschildert; genug er gab im Vertrauen auf seinen Rang, seinem Verwalter den schriftlichen Befehl, im Fall einer neuen Widersetzlichkeit die Kirchenbauren ohne weiters todt zu schlagen. Der Verwalter benutzte augenblicklich diese Bevollmächtigung, reitzte durch wiederholte Bedrückungen seine Nachbarn zu einem neuen Streite, der sich so blutig endigte, daß zehen von den Kirchenbauren todt auf dem Platz blieben.

Der Czar kam um diese Zeit von seiner ersten ausländischen Reise nach Moskau zurück. Die Geistlichen der Erzengelkirche waren überzeugt, daß er nicht unterlassen würde, seine Andacht bei dem Grabe seines Vaters zu verrichten, der hier beigesetzt war. Zu dem Ende setzte sie eine Bittschrift auf, um diese auf den Sarg des verstorbenen Czars zu legen, und befahlen zugleich, die Leichname der erschlagenen Bauren nach Moskau zu schaffen. Der Monarch kam wirklich wenige Tage nachher in die Erzengelkirche. Es wurde eine Messe gehalten, und als diese geendigt war, gieng der Czar wie gewönlich zum Sarge seines Vaters, um sich an demselben niederzuwerfen. Er fand hier ein Papier hingelegt, und fragte den ersten Geistlichen, was das für eine Schrift wäre? „Dein Vater, antwortete dieser, bittet dich, diese Kirche gegen Beleidigungen zu schützen. Einer deiner Bojaren hat Bauren derselben umbringen lassen, und die Richter haben keine Macht über ihn.“

Der Monarch nimmt das Papier und liest es. Die Beweise von des Bojaren Gewaltthätigkeit waren augenscheinlich. Man bezog sich auf den Brief, den er an seinen Verwalter geschrieben hatte, und dessen Kopie beigelegt war. Während der Messe werden die Leichname der getödteten Bauern vor der Kirche so hingestellt, daß sie der Czar beim Herausgehen bemerken mußte. Er zitterte bei diesem Anblicke, und befahl sogleich nach dem Gut des Bojaren zu schicken, und den Verwalter mit allen seinen Papieren herbeizuschaffen. Hierauf begab er sich nach dem konstantinowschen Thurme, wo das peinliche Gericht war, und befahl den grausamen Bojaren dahin zu bringen.

Der Schuldige hatte indessen von dem, was sich in der Kirche ereignet hatte, Nachricht erhalten, und eilte sogleich zum Patriarchen, um ihn zu einer Fürbitte bei dem Monarchen zu bewegen. Von dem Patriarchen mußt' er sich nach dem Thurme begeben. Der Zorn, mit welchem der Czar den Verbrecher fragte, ob er einen solchen Brief an seinen Verwalter geschrieben habe, machte ihn unfähig es zu läugnen.

Der Patriarch wagte es jetzt, vor den Monarchen zu treten. Er nahte sich ihm mit einem Marienbilde in der Hand, und sprach zu ihm: „Die himmlische Jungfrau selbst verwendet sich für den Unglücklichen.“ Diese Handlung des Patriarchen erbitterte den Czar aber noch mehr, und er antwortete ihm mit zorniger Stimme: „Wozu bist du mit deinem Bilde zu mir gekommen? Was hast du hier zu thun? Gehe so geschwind wie du kannst aus meinen Augen, und stelle das heilige Bildniß an seinen gehörigen Platz. Wisse, daß ich Gott fürchte und die heilige Jungfrau verehre, und vielleicht mehr noch

als du; aber wisse auch, daß der Wille Gottes, der mir den Scepter gab, strenge Gerechtigkeit von mir fodert. Gehe, und lerne besser deine Schuldigkeit kennen."

Der Bojar empfieng unverzüglich die Strafe, die seine grausame That verdient hatte.

Sehr oft kam Peter in die Admiralitätsgebäude, um die Arbeiten beim Schiffsbau und Seewesen zu untersuchen. Als er sich eines Tages daselbst befand, überreichte ihm der Schiffsbauer Gur Iwanowitsch Gurjew, den er kannte und liebte, ein Papier. Peter meinte, es enthalte Sachen, die sein Amt beträfen, und war nicht wenig überrascht, als er eine Klage gegen den Senat erblickte. „Weißt Du wohl, Gur, sprach er, was demjenigen geschieht, welcher mit Unrecht gegen den Senat klagt?"

„Er hat den Tod zu erwarten," antwortete der Schiffbauer.

„Höre, Gur, fuhr der Czar fort, nimm deine Klagschrift zurück, zeige sie Rechtsverständigen, und bespüch dich mit ihnen darüber. Ich gebe dir drei Tage Zeit dazu. Es sollte mir leid thun, dich zu verlieren."

Nach drei Tagen erschien Gur von neuem mit seiner Suplik und sagte, daß die Rechtsgelehrten ihm Recht gegeben hätten. „Ich besorge noch immer, sprach der Monarch, daß du Unrecht hast, und ich gebe dir daher noch drei Tage, um dich bei den besten Juristen zu erkundigen." Als diese neue Fist verflossen war, kam Gurjew wieder vor den Czar, welcher jetzt die Bittschrift annahm.

Gurjew besaß einige Ländereyen, von denen sich sein Grenznachbar, ein angesehener Mann, unrechtmäßiger Weise einen Theil zugeeignet hatte. Er hatte seinen Bedrücker verklagt, die Sache war durch

Appel-

Appellation bis vor den Senat gekommen, aber da sein Gegner viel Freunde unter den Senatoren hatte, so mußte er verlieren. In der Bekümmerniß hierüber wußte er sich nicht anders zu helfen, als durch diese Klage, die er dem Czar gegen den Senat übergab. Dieser ließ noch denselben Abend den Obersecretair des Senats mit den Acten über die Gurjewsche Sache zu sich kommen. Er las sie durch und fand, daß Gurjew Recht habe. Er sagte dem Obersecretair seine Meinung, und dieser war nicht im Stande, etwas dagegen einzuwenden. Peter fragte ihn also: warum er denn die Sache nicht besser untersucht hätte? „Sie war mir nicht recht einleuchtend, gnädigster Monarch," erwiederte der Secretair! — „Nun so will ich sie dir einleuchtend machen." — Dieß that er mit seinem Stocke, gab ihm darauf die Acten zurück, und befahl ihm, sie morgen im Senat wieder vorzulegen, wo er selbst zugegen seyn würde.

Als die Senatoren die Gurjewsche Sache entschieden hatten, war der älteste von ihnen, der Fürst Jakob Fedorowitsch Dolgorucky, durch eine Krankheit verhindert worden, im Senat zugegen zu seyn; er hatte blos unterschrieben, weil die andern unterschrieben hatten. Wie nun jetzt der Obersecretair ihm berichtete, was vorgegangen sey, untersuchte er noch in der Nacht die Sache sorgfältig, und fand wirklich, daß man ein ungerechtes Urtheil gefällt hatte.

Als der Monarch des andern Morgens in den Senat trat, war es sein erstes Wort: „Gebt das Gurjewsche Protokoll her:" Dolgorucky nahte sich dem Monarchen mit den Worten: „Ich betheure vor dem Angesichte Gottes, daß dieß das erste Protokoll ist, welches ich unterschrieben habe, ohne es durchzulesen. Ich war krank und unterschrieb meinen

Namen

Namen auf dem Bette, weil ich nicht glaubte, daß der Senat ein so ungerechtes Urtheil fällen könne, wie ich leider jetzt erfahren habe. Verzeihung für ein Vergehen, das ich ohne Vorsatz begieng."

Ohne auf diese Rede Dolgorucky's zu antworten, befahl der Czar, das Urtheil zu kassiren, und dem Gurjew sein Eigenthum mit noch fünfzig Seelen *) zurückzugeben, die man dem habsüchtigen Edelmann abnehmen sollte. Jeder von den Senatoren, so wie der Obersecretair, wurde zu einer Geldstrafe von zweihundert Rubeln verurtheilt. Und da die Supplikanten gegen den Senat, für ungerechte Supliken, nach den Gesetzen mit dem Tode bestraft wurden: so verordnete jetzt der Monarch, daß auch die Senatoren für ungerechte Urtheile gleiche Strafe dulden mußten, und daß er diese Strafen ihnen auch jetzt nicht erlassen wollte, wenn Gurjew ihnen nicht verzeihen würde. Die Senatoren sahen sich deswegen genöthiget, den unrechtmäßig verurtheilten Gurjew um Verzeihung zu bitten.

So wachsam übrigens Peter darüber war, daß die Gerichte Recht richteten, und niemand sich über Ungerechtigkeit beklagen möchte, so begegnete es doch auch sogar ihm selbst, daß er getäuscht, und zu einem ungerechten Urtheilsspruche verleitet wurde. Dieß erfuhr er einst zufällig bei folgender Veranlassung.

Der Czar hatte in seinem Sommergarten eine Eiche, die von ihm selbst in seinen frühesten Jahren gepflanzt

---

*) In Rußland werden die Reichthümer der Edelleute nach der Anzahl ihrer Unterthanen geschätzt. Weil die Weiber dieser letztern keine Abgaben bezahlen, und keine Arbeiten für ihre Herrschaften zu leisten haben, so kommen diese gar nicht in Anschlag, und es werden blos die männlichen Köpfe gezählt, und diese bezeichnet man durch den besondern Ausdruck — Seelen!

gepflanzt war. Ein runder Tisch umringte den Stamm dieses Baums, an welchem sich der Monarch zuweilen hinsetzte, um zu schreiben. Einst saß er nachdenkend an diesem Eichbaume, und sagte endlich, wie aus tiefen Betrachtungen erwachend: „Gottlob, daß es mir doch gelungen ist, in Rußland Recht und Gerechtigkeit wieder herzustellen.“ Dieß hörte ein Grenadier von adelicher Herkunft, der nahe dabei Schildwache stund. Er sprach so laut, daß es der Monarch hören mußte: „Alle richten gerecht, nur du nicht!“ Der Czar fragte den Grenadier was er gesagt habe, und dieser wiederholte, ohne sich lange zu besinnen, die vorigen Worte.

„Wie unterstehst du dich so zu sprechen?“ fuhr ihn der Czar zornig an. — „Sie haben selbst meine Sache entschieden, erwiederte der Grenadier. Ich besaß noch das letzte Dörfchen, das mir mein Großonkel hinterlassen hatte, aber auch das hat man mir weggenommen, um es meinem Gegner, dem reichen und mächtigen N* zu geben.“

„Ist das wahr?“ fiel der Czar abermals hastig ein, und der Grenadier sagte: „Wie dürft' ich es wagen, Unwahrheiten zu sprechen. Es wird nicht schwer seyn mein Recht zu entdecken, wenn man nur unpartheyisch untersuchen will.“

Der Czar ließ sich einige Zeit darauf die Acten über diesen Proceß aus dem Senat bringen. Er untersuchte sie mehrere Stunden lang, und fand, daß ein listiger Sachwalter den Streit so künstlich zu verwickeln, und ihm einen solchen Schein des Rechts zu geben gewußt hatte, daß der ganze Senat und er selbst dadurch hintergangen, und zu einem ungerechten Urtheile verleitet worden war. Der Monarch begab sich selbst in den Senat, und sagte zu den versammelten Rathsherren: „Wir alle, und ich insbeson-

deer

dere, müssen uns schämen, daß wir uns von einem Rabulisten so grob haben betrügen lassen; und du Taugenichts, sagte der Monarch zum Obersecretair; hast nicht daran gedacht, uns zu warnen. Ich will dich lehren, in Zukunft genauer auf solche Dinge Acht zu geben — bringt ihn auf einen Monat in die Festung!"

Peter befahl hierauf, das vorige Urtheil zu vernichten, und den ränkevollen Sachwalter als einen Rabulisten nach Sibirien zu schicken. Alles, was man dem Soldaten abgenommen hatte, mußte ihm von seinem habsüchtigen Gegner doppelt ersetzt werden, und außerdem mußte dieser noch tausend Gulden als Strafe ins Hospital bezahlen.

---

# Zweite Abtheilung.

# Biographische Fragmente.

## I. Ritter Wolf von Winnenstein.

An den deutschen Rittern des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts fällt kein Flecken mehr ins Auge, als ihre ausgezeichnete Raubsucht. Während die Städte unter sich Bündnisse schlossen, Landfrieden errichteten, und unter dem Schutze dieser Anstalt Handel und Gewerbe trieben, sah der kampfslustige und räuberische Ritter von seiner Burg neidisch auf ihre sich mehrenden Reichthümer herab, und suchte sie durch List oder Gewalt an sich zu bringen.

Ein solcher räuberischer Bürger- oder Städtefeind war der schwäbische Ritter Wolf von Winnenstein, der sich um das Jahr 1370 durch seine außerordentliche Tapferkeit im ganzen Lande furchtbar gemacht hatte. Er hieß gewönlich der blanke Wolf, weil er immer einen glänzenden, hellpolirten Harnisch trug. Eberhard, Graf von Würtemberg, der in der Geschichte den Beinamen der Greiner oder der Rauschebart führt, hatte eine Fehde mit den schwäbischen Reichsstädten. Ritter Wolf war seit langer Zeit ein Feind vom Grafen Eberhard gewesen, und es war mehrmals zwischen ihnen zu öffentlichen

lichen Feindseligkeiten gekommen. Jetzt aber, da es über die Städte hergieng, wollte er mit ihm gemeinschaftliche Sache machen. Der Graf traute seinem Anerbieten nicht, und lehnte seine Hülfe ab. Eine Zeitlang saß Wolf ganz ruhig; als er aber hörte, daß die gräflichen und städtischen Truppen bei Döffingen handgemein geworden, und daß die ersteren von der Uebermacht gedrängt, in großer Gefahr waren, dachte er nicht an des Grafen abschlägige Antwort, raffte schnell einen Haufen seiner stets zum Kampfe gerüsteten Knechte zusammen und sprengte mit ihnen auf's Schlachtfeld. Des Grafen Sohn war schon erschlagen, seine Leute wankten, und eine gänzliche Niederlage schien unvermeidlich; da stürmte plötzlich, wie ein Wetter, Wolf den Feinden in den Rücken und richtete ein schröckliches Blutbad unter ihnen an. Die Städtischen waren zu sehr von der neuen Erscheinung überrascht, als daß sie die errungenen Vortheile hätten behaupten können. Sie sahen sich zwischen zwey feindlichen Schaaren eingeklemmt, und bald wandte sich der Sieg, den sie schon in Händen zu haben glaubten, auf die Seite ihrer Gegner.

Eberhard fühlte ganz den Werth von Wolfs That; er dankte ihm höflich, und bat ihn mit nach Stuttgart zu reuten. Wolf schlug ein. Schon waren sie anderthalb Meilen zusammen geritten, als dieser plötzlich anders Sinnes wurde. „Es ist weit genug, fieng er auf einmal an; lebt wohl, Graf Eberhard. Künftig wollen wir es wieder anfangen, wo wir es heute gelassen haben. Gute Nacht! es steht in alten Rechten.“ — Damit machte er links um, gab dem Pferde die Sporn, und jagte von dannen. Unterwegs trieb er in dem Dorfe Zuffenhausen, das dem Grafen von Würtemberg gehörte, das

Vieh weg. Die Bauren liefen zum Grafen nach Stuttgart, und klagten ihm ihr Unglück. Aber dieser lachte und sprach: „Der alte Wolf hat sich wieder ein Stückchen Kalbfleisch geholt.“ Dabei blieb's, und in der Folge wurden der Graf Eberhard und der Ritter Wolf die besten Freunde.

---

## II. Felix Malleolus.

Eine seltene Erscheinung am litterarischen Himmel seiner Zeit war Felix Malleolus, eigentlich Hämmerlein, ein Züricher, dessen Geburt in das Jahr 1389 fällt. Er stammte aus einem alten Bürgergeschlechte in Zürich, und seines Vaters, gedenkt er in einer seiner Schriften ein einziges mal, indem er erzählt: „Wenn ein Mensch von einer Schlange gebissen wird, so muß ers nicht ihr zur Last legen; sie handelt nach ihrer Natur. Wenn aber der Mensch übel handelt; wenn derjenige, welchen Gott gerecht erschaffen hat, ein krummes Urtheil spricht, so stößt er gegen das Gesetz der Natur an. — Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein, was ich ehemals erzählen hörte. Ein Herr traf in der Speisekammer einen großen Bauernhund an, welcher ein Gefäß rein ausgeschlürft hatte. Den Hund ließ der Herr mit aller Freundlichkeit, ohne das geringste böse Wort, weggehen; dem Bedienten hingegen, welcher aus Unachtsamkeit die Thür nicht zugemacht hatte, gab er die derbsten Verweise. Derjenige, setzt Hämmerlein hinzu, der gegen den Hund so viel Nachsicht bezeugte, war mein Vater.

So

So glücklich Hämmerleins natürliche Anlagen waren, so schlecht war der erste öffentliche Unterricht, der ihm in den Zürcherischen Schulen beigebracht wurde. Er verließ daher sein Vaterland, und suchte in der Ferne seine Wißbegierde zu befriedigen. In Erfurt wurde er Baccalaureus, und zu Bologna 1425 Doctor der Rechte. Nach der Rückkehr in sein Vaterland erhielt er zu Zürich und Zofingen ein Kanonikat, und zu Solothurn die Probststelle. Er hatte auch eine Anwartschaft auf die Probstei zu Zürich, mußte sich aber mit der Cantorstelle befriedigen lassen. Unter allen, die unbefangen zu urtheilen im Stande waren, galt er für den gelehrtesten Mann seiner Zeit. Seit den Zeiten Kaiser Rudolphs von Habsburg war er unter den Chorherrn des Züricher großen Münsters der erste Schriftsteller, von dem noch sieben und dreissig verschiedene Werke vorhanden sind, die sich aber sehr selten gemacht haben. Er sammelte eine für jene Zeit außerordentlich ansenliche Bibliothek, die sich auf fünfhundert Bücher belief, und benutzte sie aufs thätigste. Nicht nur wegen seiner Gelehrsamkeit, seines Scharfsinnes und wegen seines scharfen, beissenden Witzes, sondern auch wegen seines rechtschaffenen, musterhaften Wandels, war er in der Schweitz, in Deutschland, und am römischen Hofe bekannt und beliebt. Wenn er nicht mit aller Gewalt gereitzt wurde, war niemand gutmüthiger als er; gegen seine Bedienten war er wohlwollend und freundlich, höflich im Umgange, und prächtig in der Bewirthung derjenigen, die ihn besuchten. Eine reiche Erwerbsquelle für ihn waren seine juridischen Rathschläge. Der Markgraf von Baden hatte ihn zum geheimen Rathe gewählt; der Markgraf von Hochberg schätzte ihn ebenfalls sehr hoch; in großem Ansehen stund er auch bei dem

dem österreichischen Adel, der damals zu Zürich in Besatzung lag.

So hätte Hämmerlein geehrt und glücklich leben können; allein der Haß der Geistlichkeit brachte ihn ins Verderben. Da er die verdorbenen Sitten die Ausschweifungen, Völlerei, Unzucht und andere Laster derselben mit der Geißel der Satyre mündlich und schriftlich verfolgte; so lud er sich eine Menge Feinde auf den Hals, gegen die ihn selbst seine Gönner und Freunde unter den Großen und Fürsten nicht zu schützen vermochten *). Der Bischöflich-Constanzische Vicarius zu Zürich, Nicolaus Gundelfinger, ließ ihn 1454 zu Zürich aufheben, und nach Gottlieben in Verhaft bringen. Als sich Hämmerlein daselbst durch die Flucht zu retten suchte, wurde er zu Costnitz in einen Thurm gesperrt, seiner geistlichen Würden verlustig erklärt, und zu lebenslänglicher Gefangenschaft in einem Kloster verurtheilt. Er wurde deswegen nach Lucern gebracht, wo er noch 1457 im Kerker starb.

Obgleich Hämmerlein zu den größten Gelehrten und feinsten Köpfen seiner Zeit gehörte, so steckte er dennoch voller Aberglauben und Vorurtheilen. Der Buchstabe N. glaubte er z. B. helfe gegen die Pest Ueber krankes Vieh muß man, nach seiner Meinung, Segnungsformeln sprechen; denn, schreibt er, wer daran zweifelt, weiß wohl nicht, wie wehe es Manchem thut, seinen Esel und sein Pferd einzubüßen. Ein durch satanische Kunst erregtes Ungewitter kann man durch heilige Worte stillen. Im Nothfalle darf man auch beim Teufel Hülfe suchen, wie er ja nach

---

*) In einem seiner Werke wirft er z. B. den Geistlichen vor, daß sie während der Beichte in der Sakristei spielten und zechten, daß sie im trägen Müßiggange vom Mark des Landes zehrten, u. dgl. m.

den Erzbischof Artidius, von Besançon auf seinem Rücken, und dem Bischof Theodotus eine Glocke nach Rom getragen habe. Er billigte es, daß der Bischof zu Lausanne wider die Blutigel, in den Gewässern gewisse Bibelsprüche lesen ließ, und daß, als die Laubkäfer von dem geistlichen Hof des Bischofs zu Chur, wegen verübten Schadens, belangt wurden, und ihre Fürsprecher bewiesen, daß die Kreaturen Gottes doch wohl thun, ihre Lebensnahrung zu suchen, der Bischof diese Laubkäfer in unbewohnbare Wälder gebannt habe. *)

# III. Melanchthon.

Nicht immer ist's die Folge, daß diejenigen, welche fast lebenslang in Hader und Streit verwickelt sind, auch streitsüchtige Menschen wären. Mancher kann vielmehr den Frieden auf das innigste lieben; er ist aber einmal dazu bestimmt, immer mit Leuten zu thun zu bekommen, deren Meinungen er nicht beipflichten kann, und deren Handlungen er nicht gut hei,

*) Von solchen abergläubischen Meinungen konnten sich in den finstern Zeiten des Mittelalters, selbst die größten Köpfe nicht los machen. Sollte man es aber wohl glauben, daß man sie noch gegen das Ende des achtzehenten Jahrhunderts, das sich den Namen des philosophischen und aufgeklärten beigelegt hat, findet? Nur ein Beispiel, Im Jahr 1781 erkaufte ein Pfarrer in Tyrol, auf Vorschub eines bischöflichen Consistoriums, eine Bulle von Rom worinn der heilige Vater alle Raupen und Würmer aus dieser Pfarre hinaus exorcisirt.

heißen darf. Besonders ist dieß mit Gelehrten nicht selten der Fall. Wenn diese mit tieferem Blick in die Wahrheit auch Bidersinn verbinden, dabei aber überall mit Vertheidigern des Irthums umgeben werden, so müssen sie manchmal bei der höchsten Geneigtheit zu Eintracht und Verträglichkeit, unter stetem Kampf und Streit, ihren beschwerlichen Lauf vollenden.

Der große Reformator Melanchthon, der treueste und einsichtsvolleste Gehülfe Luthers im Werke der Kirchenverbesserung, ist eines der redendsten Beispiele davon, daß man bei der höchsten Abneigung von allen Streitigkeiten dennoch in Umstände kommen könne, wo man immerdar in Streit leben muß. Bloß der große Kampf zwischen Wahrheit und Irthum, welcher zu seiner Zeit in der deutschen Kirche geführt ward, und in den ihn seine Gelehrsamkeit verwickelte, war die Ursache, daß sein äußerlicher Zustand seinen sanften Gemüthseigenschaften so ganz widersprach. Und, ob er gleich selbst in diesem Kampfe nur noch mehr Gelegenheit bekam, seine Liebe zum Frieden außer allen Zweifel zu setzen, so ward ihm doch nicht eher Friede zu Theil, als bis er in der Schloßkirche zu Wittenberg, neben Luthern an dessen Seite er den Kampf geführt, eingesenkt ward.

Ganz Deutschland nicht nur, sondern ganz Europa ward von seinem sanftmüthigen Geiste überzeugt; und, wie er es an nichts fehlen lassen, diese allgemeine Ueberzeugung zu bewirken, so empfieng er auch die stärksten Beweise davon, daß er sie bewirkt habe. Die Könige von Frankreich und England luden ihn zu sich ein, um sich seines Rathes zu bedienen, ob er ihnen gleich nicht willfaren konnte. Besonders freute sich König Franz der Erste,

von

von Frankreich darüber, daß Melanchthon ihm Hoffnung machte, wirklich an seinen Hof sich zu begeben, um den Kirchenfrieden in Frankreich wieder herstellen zu helfen, und ließ mit seinen Einladungen deshalb an den berühmten Leisetreter (wie man Melanchthon nannte) nicht eher nach, bis der Churfürst von Sachsen ihm selbst erklärte, daß er in die Reise desselben zu ihm nicht willigen könne. Selbst beim römischen Stuhle stand Melanchthon durch seine Liebe zum Frieden in nicht geringem Ansehen; denn man schloß sehr richtig, daß es bloß diese sey, welche ihn angetrieben habe, zu rathen, daß man über die Beibehaltung solcher Ceremonien, die nicht wirkliche Abgötterey wären, kein Aufhebens machen, und immerhin einige Unterwürfigkeit sich gefallen lassen möchte, sobald sie nicht dem Gewissen zuwider wären. Man achtete deshalb sehr darauf, wenn reisende deutsche Empfehlungsschreiben von ihm mitbrachten, und erwies ihnen die Höflichkeit, welche man ihm selbst gern erwiesen hätte. Bei so einer Gelegenheit geschah es einmal, daß der Kardinal Bembus sich nach Melanchthons Besoldung erkundigte; und, als er von dreihundert Gulden hörte, ausrief: „O des undankbaren Deutschlands, das einen so grossen Mann so schlecht belohnt!“ Derselbe Kardinal erkundigte sich dann auch, ob Melanchton an ein künftiges Leben glaube? und als man ihm dieß versicherte, erklärte er, daß er ihn noch höher schätzen würde, wenn er nicht daran glaubte.

Deutlich erhellet unter andern Melanchthons Widerwille gegen alle Religionsfehden, in die er verwickelt war, aus einem Vorgange mit seiner Mutter. Er besuchte dieselbe von Speier aus, wo er eben auch berühmten Verhandlungen beiwohnte, und, als er von ihr gefragt ward, was für eine Parthie

sie bei den überhand nehmenden Uneinigkeiten als seine Mutter ergreifen sollte, nahm er davon, daß sie ihm ihr gewönliches katholisches Gebet, welches nichts Abergläubisches enthielt, hersagte, Gelegenheit, ihr zu erwiedern: „Bete und glaube so fort, und kehre dich an alle diese Streitigkeiten nicht.“

Erst im Grabe konnte der friedliebende Mann Ruhe finden. Seine letzten Gegner, die ihm den Abend seines Lebens verbitterten, waren das wüthende Heer der Theologen zu Lübeck, Hamburg, Magdeburg und Jena, die, den schäumenden Illyrier Flacius an der Spitze, mit furchtbarem Grimm ihn befehdeten. Es war nahe daran, daß im tollen Sturme des Anlaufs die evangelisch-lutherische Kirche in zwey Partheyen verfallen wäre, in die gemäßigte, und in die strenge. Flacius warf mit Bann- und Ketzernamen um sich.

Melanchthons Seele war tief verwundet, und er empfand namenlosen Schmerz. Seine Milde und Nachgiebigkeit wurde ihm zum Vorwurfe gemacht. Was er gethan hatte, um das Ganze zu retten, sollte jetzt eine unglückliche Veranlassung werden, eben dieses Ganze zu trennen. Mit blutendem Herzen schrieb er an Flacius, einst seinem Schüler und Pflegling, und jetzt seinem ergrimmtesten Feind: „Ihr habt angefangen zu widersprechen, ich bin gewichen und streite nicht weiter. Beim Homer ist Ajax zufrieden, da Hektor bekennt, er sey überwunden. Ihr aber wollt nicht aufhören zu schmähen. Wo ist ein Feind, der zu schlagen fortfahre, wenn der Gegenpart zurück weicht und die Waffen streckt? Ihr siegt; ich weiche, und wünsche von Herzen, daß die evangelische Kirche sich einer süßen Eintracht erfreue.“

Die unedlen Feinde, voll Lust und Stolz, den großen Melanchthon zu ihren Füßen zu erblicken, die

Schüler

Schüler der Lehrer dürsteten nun nach der noch höhern Wonne, ihn auch zu zertreten, um dann allein als die neuen Pfeiler der evangelischen Kirche über alle Lande zu strahlen. Sie rühmten sich: „Nicht einen Fußbreit Landes wollten sie ihm in Deutschland lassen.“ Er aber, durch seine offene, ehrliche Erklärung mit seinem Gewissen wieder ausgesöhnt und beruhigt, übrigens, wie immer, bei jeder Gefahr, die nur ihn selbst berührte, unerschütterlich, antwortete gelassen: „Wohl, so werd' ich denn nach Palästina wandern, um in jener Grotte des Hieronymus zu meinem Heilande beten und die hellsten Zeugnisse seiner Lehre und Schrift fassen. Wenn ich nachmals dann sterbe, so wird ja im Himmel auch für mich noch ein Plätzchen übrig seyn.“

Immer brünstiger wurde von dieser Zeit an die Sehnsucht des gemißhandelten Lehrers, von so undankbaren Schülern, unter welchen er ganz allein, ganz verlassen hatte zurückbleiben müssen, auszugehen. Alle edlen Genossen des heissen, herrlichen Kampfes waren nach großer Arbeit, zu ihrer Ruhe eingegangen. Auch in Melanchthons Hause wurde es öde, er verlor seine Lieblingstochter, und dann seine theure Gattinn durch den Tod. Endlich wurde auch er, der fromme Dulder, abgerufen. Aufgerieben vom Uebermaaß der Arbeit, und zuletzt auch des Kummers, erlag er in einem Alter von 63 Jahren einem Fieberanfalle. Da er seine nahe Erlösung ahndete, schrieb er einem Freunde: „Wie gerne scheid' ich aus diesem Leben zu einer ruhigern und lauterern Schule hinüber! Mit der freudigsten Gelassenheit ertrage ich diese Krankheit, da sie in kurzem meinen Geist, der sich unaussprechlich nach jener ewigen Schule sehnt, aus diesem irdischen Kerker entlassen wird.“ Dann verzeichnete er mit zitternder Hand am Ende

noch

noch diese letzten Worte auf ein Blättchen: „Du wirst nun frei werden von den Sünden; du wirst erledigt werden von allen Kümmernissen und vom Grimme der Theologen; du wirst zu dem Licht kommen, wirst Gott und deinen Heiland schauen, wirst in ihm die Verbindung des göttlichen und des menschlichen Wesens, und alle Geheimnisse kennen lernen, welche du in diesem Leben nicht hast ergründen können.“

Als die Freunde des Sterbenden ängstlich um sein Lager stunden, sagte er: „ich habe nur eine Sorge, nur eine Kümmerniß, die, daß die Kirche nicht aufhören möge, einträchtig zu seyn in Jesu.“ Als ihn, da er nun bald entschlummern wollte, der Arzt Peucer, sein Schwiegersohn fragte: „Ob er noch etwas verlange?“ so erwiederte er: „Nichts anders, als den Himmel: darum wollet mir mit Fragen nicht weiter beschwerlich fallen.“ Dann sagte er noch leise die Worte: „Auf dich, Herr, habe ich gehoffet: Du wirst mich nicht lassen zu Schanden werden!“ und entschlief (d. 16 April 1560) so sanft, wie er gelebt hatte.

## IV. Der Mahler Vandervelde.

Adrian Vandervelde aus Amsterdam, wo er 1639 gebohren wurde, war einer der trefflichsten niederländischen Landschaftsmahler. Schon als Kind zeichnete er allerhand Figuren, besonders Thiere mit viel Geschmack, und unter der Leitung Johann Wynarts, eines vorzüglichen Landschaftsmahlers aus Harlem, machte er in der Kunst eben so schnelle als glück-

glückliche Fortschritte. Seine Landschaften zeichnen sich durch eine ungemein schöne Färbung und lebhafte Ausdrücke aus, und bei wenigen Mahlern findet man das Zärtliche und Glühende in so hohem Grade, wie bei ihm. In der Beleuchtung besaß er besondere Kunstgriffe, und seine funkelnden Lüfte schimmern durch die Bäume. Seine Figuren und Thiere sind trefflich gezeichnet, und geben seinen Landschaften ein sehr lebhaftes Ansehen. Wie hoch sie geachtet wurden, zeigt folgender Vorfall.

Der Engländer, Lord Clarendon, hatte bei Antwerpen ein sehr hübsches Landgut gekauft, das eine überaus reitzende Lage hatte. Vandervelde ward davon so bezaubert, daß er dasselbe mit der umliegenden Gegend abzumahlen beschloß. Er miethete deshalb im nächsten Dorfe eine Wohnung, und brachte eine ungemein schöne Landschaft auf die Leinwand. Einige Zeit nachher gieng er mit dem Gemählde nach London, um es dort für einen guten Preis zu verkaufen. Da er aber das, was er dafür verlangte, nicht erhalten konnte, so ließ er es in einer Auction von Kunstwerken mit versteigern, mit dem Vorsatze, es wieder an sich zu nehmen, wenn man nicht genug dafür bieten sollte.

Lord Clarendon war inzwischen nach England zurückgekommen. Zufällig war er bei dieser Versteigerung zugegen, und als Vandervelde's schönes Gemählde ausgeboten wurde, erkannte er auf den ersten Blick sein Landhaus. Es geschahen mehrere Gebote. Auf einmal rief einer: „Fünf und zwanzig Guineen!“ mehr wie der Mahler verlangt hatte, und — alles verstummte. Der Lord war aber fest entschlossen, dieß Bild zu erstehen, und, um allem fernern Ueberbieten vorzubeugen, rief er: „Ich gebe das Original für diese Kopie.“

Bei

Bei dem Worte Kopie erstaunte jedermann, denn allgemein hielt man es für ein Originalgemählde, wofür es auch der Künstler ausgegeben hatte. Vandervelde trat zornig hervor; und fragte den Lord: ob er ein Kenner sey, um so sprechen zu dürfen? — „Ich bin, versetzte Clarendon, so sehr Kenner, daß ich es wiederhole: Ich gebe das Original für die Kopie." — „Sie irren sich, Mylord!" antwortete der Mahler, der vor Erstaunen und Unwillen außer sich zu seyn schien. — „Ich weiß wohl, fuhr jener fort, daß dieß Gemählde von Vandervelde ist, und biete ihm zum drittenmale das Original für die Kopie." Nun verstand der Künstler den Lord; er gieng den Vergleich ein, und nahm das Gemählde wieder zu sich. Beide setzten hierauf den Tauschvertrag vor einem öffentlichen Notarius auf, und seitdem wurde das Landhaus, das Vandervelde auf eine so unerwartete und wohlfeile Art erhalten hatte, der Lieblingsaufenthalt des Mahlers.

---

## V. Isaac Orobio.

In Spanien gab es sonst eine große Anzahl Juden, die sich äußerlich zum Christenthume bekannten, um nicht in die Hände der Inquisition zu fallen. Zu ihnen gehört Orobio, der um die Mitte des 17ten Jahrhunderts in Spanien gebohren, und von seinen Eltern in der jüdischen Religion erzogen wurde, obgleich sie sich äußerlich zur katholischen Kirche bekannten. Da er viel Talente verrieth, so widmeten ihn seine Eltern den Wissenschaften, und er machte

so

so gute Fortschritte, daß er als Professor der Metaphysik zu Salamanka, und dann zu Sevilla angestellt wurde. Jetzt erst wandte er sich zum Studium der Arzneywissenschaft, und übte auch diese mit Glück und Beifall.

Orobio war insgeheim dem Glauben seiner Väter beständig treu geblieben, und hatte seine Religion mühsam genug, unter dem Mantel des Katholizismus, verheimlicht. Allein endlich wurde er durch Verrätherey entdeckt, und fiel dem Ketzergericht in die Hände. Drei Jahre lang saß er im Gefängnisse, und erduldete namenlose Martern, ohne seine Anhänglichkeit an das Judenthum zu bekennen. Selbst die fürchterlichste Tortur war nicht im Stande, ihm ein Bekenntniß zu entreissen, das ihn freilich auf den Scheiterhaufen gebracht hätte. Schon hatte er drei Jahre lang alle Arten von Mißhandlungen erduldet, als man ihn eines Tages aus seinem Gefängnisse abholte, und durch verschiedene Gänge und Umwege zur Torturkammer führte. Es war ein weites gewölbtes Gemach, ganz mit schwarzem Zeuge ausgeschlagen. An den Seiten hiengen einige Wandleuchter, die dasselbe erhellten. Auf der einen Seite befand sich eine Art großer Nische, wie eine Alkove, in welcher der Inquisitor mit seinem Schreiber saß.

Als Orobio vor seinen Richtern erschien, wurde er erinnert, die Wahrheit zu bekennen. Da er aber zu leugnen fortfuhr, wurde zur Exekution geschritten, nachdem der Inquisitor betheuert hatte, das heilige Officium sey unschuldig, wenn bei der Tortur sein Blut vergossen würde, oder wenn er ums Leben käme. Zuerst wurde dem Inquisiten ein Stück Leinen so fest um den Leib geschnürt, daß er zu ersticken fürchtete. Als er fast ohnmächtig war, ließ man das Leinen sehr schnell nach, so daß ihm das

plötzliche Eindringen der Luft in den Körper die unsäglichsten Schmerzen und Beängstigungen verursachte. Nachdem der Unglückliche diese Grausamkeit einigemal erduldet hatte, wurde zu einem neuen barbarischen Experiment geschritten. Man band ihm nemlich dünne Schnüre um die Daumen, und zog sie so entsetzlich zusammen, daß das oberste Glied aufschwoll, bis zuletzt das Blut unter den Nägeln hervorsprang.

Bei jeder neuen Peinigung wurde die Ermahnung wiederholt, die Wahrheit zu gestehen. Da aber Drobio standhaft genug war, bei seinem Bekenntnisse zu verharren, so führte man ihn an die Mauer, und setzte ihn auf eine kleine Bank nieder. In der Mauer waren verschiedene Ringe befestiget, durch welche Leinen giengen, mit denen man den Körper an verschiedenen Theilen, sonderlich an Armen und Beinen, fest schnürte. Nun zog der Henker die Stricke mit Gewalt an, daß der Körper an die Mauer hinaufgezogen wurde, welches dem Inquisiten, vorzüglich in den Fingern und Zehen, unsägliche Schmerzen verursachte. Indem das geschah, riß der Henker die Bank unter ihm weg, daß der Körper frei an der Mauer hieng. Als der Unglückliche diese Marter einige Zeit erduldet hatte, brachte man eine Maschine, in Gestalt einer kleinen Treppe mit fünf Tritten, welche vorwärts scharfe Kanten hatten. Mit diesem Instrumente schlug ihn der Henker vor die Schienbeine, daß es ihm an jedem Fuße mit einemmale fünf Wunden verursachte. Der Schmerz war so unausstehlich, daß der Gemarterte, in eine Ohnmacht sank.

Kein Mitleiden, kein Erbarmen kam in die Seelen der Barbaren, deren Gefühl durch den öftern Anblick solcher Quaalen völlig abgestumpft war, und

die

die Gott einen Dienst zu thun glaubten, wenn sie die vermeinten Ketzer auf alle ersinnliche Art marterten. Kaum hatte sich Orobio von seiner Ohnmacht erholt, so wurde sogleich zu einer neuen Peinigung geschritten. Man schnürte ihm die Arme, nicht weit über den Händen mit Seilen zusammen, die ihm das Fleisch, bis auf die Knochen durchschnitten. Diese unmenschliche Tortur wiederholte man zu dreien malen, indem man die Seile immer zwey Zoll hoch über den alten Wunden von neuem anlegte. Beim zweiten male glitschten die Seile in die alten Wunden wieder zurück, welches dem Unglücklichen solche Schmerzen verursachte, daß man glaubte, er würde die Seele aushauchen. Es wurde daher ein Arzt und ein Chirurg aus dem Nebenzimmer herbei gerufen, — nicht um dem Elenden etwa beizustehen, sondern nur, um seinen Zustand zu untersuchen. Da die Gerufenen versicherten, es seyen noch Kräfte genug da, um die übrigen Torturen auszustehen, so wurde sogleich zu einem dritten Versuche geschritten. Dieß allein rettete den Unglücklichen, denn hätten seine Kräfte nicht hingereicht, alle Grade der Tortur auszustehen, so würde, nach Verfluß eines gesetzlich bestimmten Termins, der ganze schauerliche Act mit ihm von neuem angefangen worden seyn.

Orobio erhielt endlich seine Freiheit, mit dem Befehle, das Königreich zu verlassen, und nie wieder zu betreten. Er wandte sich nun nach Frankreich, übte in Toulouse die Arzneykunde, und bekannte sich äußerlich zum katholischen Glauben. Der langen Verstellung überdrüßig, begab er sich endlich nach Amsterdam, trat daselbst öffentlich zur Synagoge über, und hieß nun nicht mehr mit seinem spanischen Taufnamen Balthasar, sondern Isaac Orobio. In

drei

drei kleinen lateinischen Schriften machte er seine Einwürfe gegen das Christenthum öffentlich bekannt. Durch die Widerlegung des gelehrten Limborch wurde er zwar nicht bekehrt, aber doch zu der Einsicht gebracht, daß es schwer sey, den göttlichen Ursprung des Judenthums gründlich zu beweisen. Ueberhaupt, meinte er, sey es leichter, fremde Religionssysteme zu bestreiten, als ein eigenes zu vertheidigen. Er starb 1687, wegen seines redlichen und sanften Charakters von allen geehrt, die nicht von Vorurtheilen gegen ihn eingenommen waren.

---

## VI. Der Erzbischof Procopowicz.

In der Gallerie verdienstvoller russischer Gelehrten behauptet der Erzbischof Theophanes Procopowicz eine sehr ehrenvolle Stelle. Er war im Jahre 1681 zu Kiow gebohren, erhielt in der Klosterschule seiner Vaterstadt den ersten Unterricht, besuchte, um seine Bildung zu vollenden, Italien, wo er, namentlich zu Rom, drei Jahre lang verweilte, und ward nach der Rückkehr in sein Vaterland, Lehrer an der Kiewschen Akademie. Durch Kenntniß der alten und neuen Sprachen, durch wissenschaftliche Bildung und durch seine, im Umgange mit Ausländern gebildete Sitten, zeichnete er sich vor der unrühmlichen Menge aufs vortheilhafteste aus. Nachdem er einigemal den Auftrag gehabt hatte, vor dem Czar Peter dem Großen bei feierlichen Gelegenheiten Reden zu halten, erwarb er sich dessen vorzügliche Gunst. Er mußte den Czar der sich oft mit ihm unterredete,

und

und ihn auch gerne predigen hörte, auf seinem Feldzuge gegen die Türken begleiten, und da ihn der Monarch bei der Ausführung seiner großen Reformationsplane sehr brauchbar fand, so erhob er ihn von einer Würde zur andern, und endlich 1720 zum Erzbischof von Novgorod.

Procopowicz bediente sich seines Ansehens und seines Einflusses zur Beförderung des allgemeinen Besten. Sein großer und thätiger Geist wirkte mehr Gutes für die russische Kirche und Gelehrsamkeit, als fast alle russische Prälaten vor und nach ihm. Auf den liefländischen Feldzügen sammelte er alle Bibliotheken der vertriebenen Gelehrten, und vermehrte seine eigene Bibliothek mit großen Kosten auf die Zahl von dreimal hundert tausend Bänden. Er ließ unter seinen Augen, in dem von ihm gestifteten Seminarium zu Novgorod, über hundert und sechzig Jünglinge kleiden, nähren, unterrichten und zu Künsten und Leibesübungen anführen, gab reichlich Almosen, half dürftigen Lehrern, führte nach eigenen Entwürfen prächtige Gebäude auf, sprach Latein, Griechisch, Polnisch und Italiänisch, lernte noch im Alter Hebräisch, schrieb geistliche Reden, dogmatische und polemische Schriften, Gedichte, Satiren, Deductionen in Staatssachen, ließ ausländische Bücher russisch übersetzen, ordnete das ganze neue Schul- und Kirchenwesen, die heilige Synode, und andere Anstalten, welche der Czar zur Unterdrückung des Aberglaubens entwarf, mit ungemeiner Klugheit an, und war duldsamer gegen fremde Religionsverwandte, und besonders gegen Protestanten, als die übrige russische Geistlichkeit seines Zeitalters.

So viele ausgezeichnete Verdienste entgiengen dem Neid nicht. Man mißgönnte dem Prälaten die Gunst des Monarchen, und der Geistlichkeit waren

seine

seine Reformen ein Greuel; sie suchte daher Gelegenheit, ihn dem Czar verdächtig zu machen.

Procopowicz liebte Musik und Gesang, und sammelte eine kleine Kapelle, so gut sie damals zu haben war. Die fremden Minister suchten seine Bekanntschaft, und wurden auch häufig von ihm zur Abendmahlzeit eingeladen, wo er öfters Gelegenheit fand, die geheimsten Absichten seiner Gäste zu erfahren. Peter hatte gar nichts gegen diese Abendgesellschaften, durch die er manches erfuhr, das ihm zu wissen nützlich war. Anders hingegen betrachteten sie die bigotten Archimandriten, und besonders das Haupt derselben, der Metropolitan von Räsan, Stephan Jaworski. Er erklärte sie für verderblich und ärgerlich, und klagte beim Monarchen, daß Procopowicz ein Herumläufer und Säufer wäre, und blos mit Leuten von einem andern Glauben Umgang hätte. Peter stellte sich, als wenn er das alles nicht glaubte. Ein Archimandrit kam einst zu ihm mit der Nachricht, Procopowicz sey eben bei der Abendtafel, und wenn der Monarch sich mit ihm nach dessen Hause begeben wollte, so könnte er sich leicht von der Wahrheit der Aussage überzeugen. Peter sagte: „Gut, Väterchen, wir wollen zusammen hinfahren, und sehen, ob du wahr gesprochen hast; aber wir wollen erst warten, bis es Mitternacht ist.“

Um Mitternacht setzte sich der Monarch mit dem Archimandriten in einen kleinen Schlitten. Ohne Aufsehen zu machen kamen beide vor die Thür des Erzbischofs, und traten darauf in den Saal, wo die Gesellschaft eben bei der Tafel saß. Alle Anwesenden wurden durch die Ankunft des Monarchen überrascht. Der Wirth hielt einen Pokal mit Wein in der Hand, und wollte eben trinken. Als er den Monarchen erblickte, gab er den Musikanten ein Zeichen

chen zu schweigen, und rief: „Siehe, der Bräutigam kommt um Mitternacht. Darum wachet, denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher der Herr kommen wird. — Deine Gesundheit, gnädiger Monarch!“ — Hierauf leerte er den Pokal aus. Ein anderer Pokal gieng zu gleicher Zeit bei den Gästen herum, und alle tranken auf die Gesundheit des Monarchen. Peter wandte sich darauf zum Archimandriten, mit dem er gekommen war, und sagte: „Wenn du willst, kannst du wieder nach Hause fahren; ich habe Lust, noch länger, in einer so angenehmen Gesellschaft zu bleiben.“

So scheiterten alle Versuche, dem Erzbischof die Gunst des Monarchen zu entziehen. Erst nach dem Tode desselben verminderte sich sein Einfluß, allein er blieb im Besitz seiner Würden und Einkünfte, bis er im Jahr 1736 starb.

---

# VII. Lord Calbot.

Aus einer reichen und angesehenen Familie in Schottland entsprossen, war Lord Calbot schon in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren Ritter des Hosenbandordens, Generallieutenant, Oberst eines Kavallerieregiments, und Mitglied des geheimen Raths. Er besaß dabei ein angeerbtes Vermögen von dreissig tausend Pfund Sterling jährlicher Einkünfte. Diese Vorzüge wußte er zu schätzen; daß er auch die Kunst verstand, sie zweckmäßig anzuwenden, beweiset die allgemeine Achtung und Liebe, wovon ihm von allen Seiten die unzweideutigsten Beweise gegeben wurden. Seine Bescheidenheit, sein liebe-

volles Betragen und seine Dienstfertigkeit entwafnete selbst den Neid, der das Glück Anderer so gerne benagen mag.

Eines Abends, als der Lord in seinem Kabinete jenen glücklichen Zustand, und die Vorzüge seiner Lage überdachte, sagte er zu sich selbst: „Ja, Talbot, du bist glücklich, vor Tausenden glücklich; du bist geehrt, geliebt, von Jedermann bemerkt. — Aber womit hast du das alles verdient? Hast du dazu etwas beigetragen? Kannst du stolz auf deine Vorzüge seyn? Du warst schon Oberst, als du noch in der Wiege lagest. Die Tapferkeit deines Regiments in der Schlacht wider die Rebellen, und der Muth ihres Anführers, der deine Stelle vertrat, machten dich zum Generallieutenant und Ordensritter. Dein großes Vermögen haben dir deine Voreltern hinterlassen, die es vielleicht durch manche Ungerechtigkeit erwarben. Was sind denn nun deine eigenen Verdienste? Wohlan, ich will wissen, ob ich selbst Werth habe? Ob ich durch eigene Tugenden mein Glück machen kann?“

Talbot hätte große Besitzungen in Amerika. Unter dem Vorwande dahin zu reisen, hielt er beim Könige um die Erlaubniß an, das Reich auf einige Zeit verlassen zu dürfen, und erhielt sie. Die Verwaltung seiner Güter, so wie sein ganzes Hauswesen übergab er einem rechtschaffenen Manne, nahm tausend Thaler Geld zu sich, setzte sich aufs Pferd und ritt davon. An der Küste bestieg er ein Schiff, landete in Holland und war bald in Wien.

Die Kaiserinn Maria Theresia war damals eben in einen sehr gefährlichen Krieg verwickelt. Talbot wußte, daß der österreichische Feldmarschall Brown ein Schottländer war. Er ließ sich bei ihm melden, und als er vorgelassen wurde, sagte er: „Gnädiger

Herr,

Herr, ich bin ein Schottländer, und komme hieher, mein Blut für die Rechte der großen Fürstinn zu vergießen, und unter einem so großen General, als Ew. Excellenz sind, den Dienst zu erlernen." — „Gut, mein Sohn, antwortete der Feldmarschall, hat er etwas Vermögen?" — „Das hab ich nicht, war die Antwort; ich verstehe aber die Kunst es zu entbehren, und will mich würdig machen, welches zu besitzen." — „Gut gedacht! Ich nehm' ihn unter mein Regiment; er soll als Korporal angestellt werden." — „Ich möchte lieber erst gehorchen lernen, als befehlen." — Der Feldmarschall sah ihn einige Augenblicke voll Verwunderung an und sagte hierauf: Es leben meine Landsleute! Auch dieß soll geschehen, setzte er hinzu. Handle er, junger Mann, so wie er spricht; ich will für sein Glück sorgen. „Wie heißt er?" — „Lewinghton."

Nunmehr war der große und reiche Lord Talbot gemeiner Soldat. Seine Aufführung war von diesem Augenblicke an untadelhaft; sein Muth von Vorsicht und Verstand geleitet. Alle seine Mitsoldaten liebten ihn. Seine Kenntnisse gaben seiner Tapferkeit im Kriege einen höhern Glanz; mit schnellen Schritten stieg er von einer Stufe der Ehre zur andern empor. Nach vier Jahren bekam er schon ein Regiment, mit welchem er sich bei einer Affaire so auszeichnete, daß er zum Generallieutenant ernannt wurde. Jetzt war das Ziel seiner Wünsche erreicht; sich länger zu verbergen hielt er für unrecht. Er ließ große Summen aus England kommen, nahm eine Menge Diener an, setzte sich in eine glänzende Equipage, und fuhr nach Wien zum Feldmarschall Brown. Welch Erstaunen, als der Vorhang aufgezogen wurde, der bisher den vornehmen Schottländer bedeckt hatte. Der Feldmarschall umarmte ihn,

und brachte ihm die Opfer, die einer solchen seltenen Selbstverleugnung gebühren. Man fuhr zur Kaiserinn. Maria Theresia, von Bewunderung hingerissen, erklärte den Lord zum Feldmarschall. Calbot wurde jetzt der Gegenstand des allgemeinen Erstaunens am Hofe, in der Stadt und bei der Armee. Er hielt sich noch einige Zeit in Wien auf, reisete dann nach England zurück, und genoß dort den innern Frieden, den das Gelingen großer und edler Unternehmungen mit sich führt.

---

## VIII. Der Kopfrechner Buxton.

In dem Flecken Ehmton, nahe bei Chesterfield in Derbyshire, lebte um die Mitte des 18ten Jahrhunderts ein Mann, Namens Jedediah Buxton, der fast ohne allen Unterricht aufgewachsen war, so daß er nicht einmal seinen Namen schreiben konnte. Blos das Einmaleins hatte er als Kind gelernt, und dieses und sein Fleiß setzten ihn in den Stand, daß er ohne alles Schreiben oder andere Beihülfe, außer seinem Gedächtnisse, 5 bis 6 Zahlen durch eben so viele andere, mit einer so bewundernswürdigen Geschwindigkeit multipliciren, oder dividiren konnte, daß der künstlichste Rechenmeister kaum mit ihm hätte fortkommen können. Er verdiente sein Brod kümmerlich mit seiner Hände Arbeit, und obgleich seine Seele ein Wunderwerk war, so gieng doch sein Leib mit Lumpen bekleidet. Ein geübter Rechner legte ihm einmal die Frage vor: Wenn ein Feld 423 englische Ellen lang und 383 breit wäre: was würde

der

der Inhalt der ganzen Fläche seyn? Er las ihm die Frage deutlich vor, und erhielt nach zwo Minuten das richtige Produkt, nemlich 162,009 englische Ellen. Auf die Frage: wie viel Morgen besagtes Feld betragen würde? sagte er, nach eilf Minuten: 33 Morgen, ein Vorling, 35 Ruthen, 20 englische Ellen, und accurat ein Viertel. Als er sagen sollte, wie viel Gerstenkörner in einer Länge von acht Meilen liegen könnten? antwortete er in anderthalb Minuten: 1,520,640. Um zu berechnen, wie vielmal sich ein Kutschrad, dessen Umfang sechs englische Ellen wäre, auf einem Wege von 204 Meilen umdrehen müßte? antwortete er nach dreizehen Minuten: 59,840 mal.

So löste Buxton die ihm vorgelegten Fragen auf, ohne gehindert zu werden, wenn man zwischendurch mit ihm von ganz andern Dingen redete. Man bemerkte auch bei ihm keinen Unterschied, er mochte mit weitläuftigen oder kurzen Rechnungen zu thun haben, denn er fieng des folgenden Morgen da wieder an, wo er des Abends zuvor aufgehört hatte, und so fuhr er so lange fort, bis er fertig war. Ja, er konnte auch sogar seine Rechnungen abbrechen und wieder anfangen, er mochte eine Woche, einen Monat oder mehrere Monate inzwischen verstreichen lassen. Er nannte seine Zahlen bei ihrem eigentlichen Namen, und es war ihm einerlei, ob er sie rückwärts oder vorwärts sagen sollte. Wenn man bedenkt, was das bisweilen für Zahlen waren, so erscheint die Sache beinahe übermenschlich.

Einst wurde Buxton, gerade da er mit anderer Arbeit beschäftiget war, gefragt: wie viel Kubikzoll ein Körper hätte, dessen eine Seite 23,145,789, die andere 5,642,732, und die dritte 54,965 englische Ellen in sich enthielte? Man sagte ihm ein einziges

 mal

mal diese Zahlen deutlich eine nach der andern vor, um sie dem Gedächtnisse einzuprägen. Sogleich fuhr er ohne weitere Bemühung fort, mitten unter mehr als hundert seiner Mitarbeiter, seiner Handarbeit abzuwarten. Der Frager entfernte sich indessen, ungefehr fünf Stunden, und rechnete diese Ausgabe mit der Feder aus. Sobald er wieder kam, sagte Burton, daß er fertig sey, und fragte zugleich, von welchem Ende er anfangen sollte, die einzelnen Ziffern seiner Summe zu nennen, weil es ihm gleichviel wäre. Ohne den allergeringsten Fehler nannte er die Reihe von 28 Zahlen, ganz übereinstimmend mit der Ausrechnung auf dem Papiere.

Burton war auch im Stande, denen ihre Fehler zu zeigen, die mit der Feder gerechnet hatten. Er ließ sich, zum Erstaunen, von zwo Personen ganz verschiedene Aufgaben unmittelbar hinter einander versagen, und gab nachher einem Jeden die gehörige Antwort, ohne sich im mindesten dabei zu verirren. Fand sich ja einmal ein Irthum in seiner Antwort, so überholte er, nach seiner Sprache, die ganze Rechnung und änderte seinen Fehler selbst. Sein Gedächtniß war ihm so getreu, daß er eine einmal ausgerechnete Summe nach zween Monaten noch völlig und ohne Anstoß wiederholen konnte. Millionen, Millionen über Millionen, Tribes und Kramps u. s. w. (denn so nannte er seine langen Reihen von Zahlen), waren ihm eben so geläufig, als Pfunde, Schillinge und Pence. Er erzählte einem Bekannten, daß er eines Tages von seinen Kopfrechnungen ganz taumelnd gewesen wäre, und zuletzt sieben Stunden in einem tiefen Schlafe gelegen habe. Er hätte nemlich, als ihm dieß begegnet sey, die Frage beantworten sollen: Wie viel Gerste, Wicken, Erbsen, Weizen, Haber, Rocken, Bohnen, Linsen ein,

Raum

Raum von 202,680,000,360 Meilen, jede Meile kubisch gerechnet, fassen könne? und wie viel Haare, jedes ein Zoll lang, diesen Raum füllen würden? Er nahm die Breite von 48 Haaren für die Breite eines Zolles. Das Verhältniß seiner Maaße, so wie er es ausrechnete, ist folgendes: Auf den körperlichen Inhalt eines Zolles gehen 200 Gersten : 300 Waizen : 512 Rocken : 180 Haberkörner, 40 Erbsen, 25 Bohnen, 80 Wicken, 100 Linsen, 2304 zolllange Haare. Hieraus schloß er folgende Größe: In einer Kubikmeile sind enthalten 14 tausend, 93 Millionen, 420 tausend 936 Quarters, ein Scheffel, ein Metze, ein Maaß, 3 Nössel und $5\frac{1}{4}$ Kubikzoll von einer Art Korn. Fünftausend 451 Millionen, 776 tausend Ellen in einer Kubikmeile sind 254 Millionen Millionen, 358 tausend 61 Millionen und 56 tausend Zolle; und wenn ein jedes Haar einen Zoll lang ist, und 2304 Haare einen Kubikzoll ausmachen, so gehen 586 tausend 40 Millionen Millionen, 972 tausend 673 Millionen, und 24 tausend auf eine Kubikmeile. Wäre aber ein Haar eben so lang, als es breit ist, so meint er, es müßten 28 Tribes, 129 tausend 966 Millionen Millionen, 688 tausend 305 Millionen und 152 tausend Haare den Raum einer Kubikmeile erfüllen.

Das Erstaunlichste, was wohl jemals ein menschliches Gedächtniß, außer der vorigen Rechnung, geleistet hat, besteht darinn, daß dieser Mann folgende, aus 36 Ziffern bestehende Zahl, blos im Kopfe mit sich selbst multiplicirt hat: 725, 958, 238, 096, 074, 868, 531, 656, 993, 638, 851, 106. Nachdem er über dieser Rechnung drittehalb Monate zugebracht hatte, gab er folgende Quadratzahl davon an, welche die Rechenmeister nachrechnen mögen:

527, 015, 363, 459, 557, 385, 673, 733, 542,
638

638, 591, 721, 213, 298, 966, 079, 307, 524,
904, 381, 389, 499, 251, 637, 423, 236.

---

## IX. Gellert.

Zu den Zierden der deutschen Litteratur gehört Christian Fürchtegott Gellert, zwar kein Genie erster Größe, aber ein Nationaldichter, der in seiner Art Epoche machte. Er war der Sohn eines frommen Predigers, gebohren zu Hainichen im sächsischen Erzgebirge 1715, besuchte die Meißner Fürstenschule, und studirte in Leipzig Theologie. Bei seinem zweiten Aufenthalte daselbst, als Hofmeister, schloß er sich an mehrere talentvolle Köpfe an, welche die deutschen Musen zu Ehren brachten, und wurde durch seine Fabeln und Erzählungen der Lieblingsdichter der Nation. Ausser diesen waren es vornemlich seine geistlichen Lieder, die ihm aller Herzen gewannen. Er ward 1751 außerordentlicher Professor der Philosophie, und blieb es bis an seinen Tod 1769. Große Mäßigkeit und wenige Bedürfnisse würden ihn gegen Mangel geschützt haben; aber reichliche Geschenke mehrerer Verehrer seines Verdienstes verschafften ihm ein gemächliches Leben, und setzten ihn in den Stand, seiner menschenfreundlichen Neigung zum Wohlthun folgen zu können.

Gellert stand als edler Mensch, frommer Christ, eifriger Lehrer und gemeinnütziger Schriftsteller in größtem Ansehen. Selbst König Friederich der Zweite von Preußen, so wenig er sonst die deutschen Gelehrten achtete, schätzte ihn, und wünschte ihn

deswegen

deswegen kennen zu lernen, als er sich während des siebenjährigen Krieges eine Zeitlang in Leipzig aufhielt. Es war am achtzehnten September 1760, als Gellert Nachmittags um drei Uhr im Schlafrocke und weißer Mütze halb krank an seinem Studierpulte saß, und jemand an seine Thür pochte. Auf Gellerts „Herein!" sprang die Thüre auf — und ein preusischer Officier stand da, ihn mit den Worten anredend: „Ich bin der Major Quintus Icilius, und freue mich, Sie, mein Herr Professor, kennen zu lernen. Ihre Majestät, der König von Preußen, verlangen Sie zu sprechen, und haben mich hergeschickt, Sie zu ihm zu begleiten." — „Herr Major, antwortete Gellert, Sie müssen mir es ansehen, daß ich krank bin. Dem Könige wird an einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gelegen seyn." — „Es ist wahr, erwiederte der Major, Sie sehen nicht wohl aus; ich werde Sie auch nicht nöthigen, heute mit mir zu gehen. Aber, das muß ich Ihnen sagen, Herr Professor, wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange frei zu machen gedenken, so irren Sie sich. Ich muß Morgen wieder kommen, und wenn Sie dann nicht besser sind, bin ich übermorgen wieder hier — und das so fort, bis Sie mit mir werden gehen können. Entschliessen Sie sich also! Ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit. Um vier Uhr werde ich wieder anfragen, ob Sie mich heute oder ein andermal begleiten wollen."

Gellert war damit zufrieden; der Major verließ ihn, kam aber nach einer Stunde wieder. Jener hatte sich unterdessen angekleidet. Beide giengen nun nach dem Apelschen Hause. Im Vorzimmer fanden sich Einige aus des Königs Gefolge, die sich sehr zu freuen schienen, den berühmten Mann kennen zu lernen.

nen. Die Thüre in's königliche Zimmer gieng auf — beide traten ein, und fanden Friedrichen ohne Gesellschaft.

Friedr. Ist Er der Professor Gellert?

Gel. Ja, Ihre Majestät.

Friedr. Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her?

Gel. Von Hainichen bei Freiberg.

Friedr. Hat Er nicht noch einen Bruder dort?

Gel. Ja, Ihre Majestät.

Friedr. Sage Er mir doch, warum wir keine gute deutsche Schriftsteller haben?

Maj. Quint. Ew. Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben, und welchen sie den deutschen Lafontaine nennen.

Friedr. Das ist viel! Hat Er den Lafontaine gelesen?

Gel. Ja, aber nicht nachgeahmt; ich wünschte als Schriftsteller Original zu seyn.

Friedr. Gut! das ist Einer. Aber warum haben wir denn nicht mehr gute Autoren?

Gel. Ihre Majestät sind einmal gegen die deutschen eingenommen, wenigstens gegen die deutscheu Schriftsteller.

Friedr. Das ist wahr; aber warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?

Gel. Es fehlt uns auch daran nicht. Wir haben einen Maseow, einen Cramer, der den Boßuet fortgesetzt hat.

Friedr. Wie, ist das möglich? Ein Deutscher hat den Boßuet fortgesetzt?

Gel. Ja, und glücklich! Einer von Ew. Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit, und mit größerer Richtigkeit fortgesetzt habe.

Friedr. Hat's der Mann auch verstanden?

Gel. Die Welt glaubt es.

Friedr. Warum macht sich keiner an den Tacitus, den sollte man gut übersetzen.

Gel. Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm.

Friedr. Da hat Er recht.

Gel. Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen sich noch nicht in allen Arten guter Schriften hervor gethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blüheten, führten die Römer noch Kriege; vielleicht ist jetzt das kriegerische Sekulum der Deutschen — vielleicht hat es ihnen auch an Augusten und Ludwig XIV. gefehlt.

Friedr. Er hat ja zween Augusten in Sachsen gehabt.

Gel. Wir Sachsen haben auch einen guten Anfang gemacht.

Friedr. Wie will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?

Gel. Nicht eben das! ich wünsche nur, daß ein jeder Herr im Lande die guten Genies aufmunterte.

Friedr. Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen?

Gel. Ich bin einmal in Berlin gewesen.

Friedr. Er sollte reisen.

Gel. Dazu fehlt mir Gesundheit und Vermögen.

Friedr. Was hat Er denn für eine Krankheit? — etwa die gelehrte?

Gel. Weil Ihre Majestät sie selbst so nennen, so mag sie so heissen; in meinem Munde würd' es zu stolz geklungen haben.

Friedr. Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn kuriren — Er muß sich Bewegung machen, alle Tage ausreiten und alle Wochen Rhabarber nehmen.

Gel. Diese Kur möchte wohl eine neue Krankheit für mich werden. Wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so würd' ich's nicht reiten können, und wäre es eben so krank, so würd' ich auch nicht fortkommen.

Friedr. So muß Er fahren.

Gel. Dazu fehlt mir das Vermögen.

Friedr. Ja, das ist wahr, das fehlt immer den Gelehrten in Deutschland. — Es sind wohl jetzt böse Zeiten?

Gel. Ja wohl! Wenn Ew. Majestät Deutschland nur den Frieden geben wollten!

Friedr. Wie kann ich's denn? hat Er's denn nicht gehört, es sind ja so Viele wider mich?

Gel. Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte.

Friedr. Was meint Er, welcher ist schöner in der Epoche, Homer oder Virgil?

Gel. Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist.

Friedr. Aber Virgil ist viel polirter.

Gel. Wir sind so weit vom Homer entfernt, daß wir von seiner Sprache und Sitten nicht richtig genug urtheilen können. Ich folge hier dem Quintilian, welcher Homer den Vorzug giebt.

Friedr. Man muß aber nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten seyn.

Gel. Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Zeitentfernung selbst nicht urtheilen kann.

Maj. Quint. Er hat auch deutsche Briefe heraus-

herausgegeben.

Friedr. So! Hat er denn auch wider den Stilum Curiae geschrieben?

Gel. Ach ja, Ew. Majestät.

Friedr. Aber warum wird das nicht anders? — Es ist was Verteufeltes! man bringt mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.

Gel. Wenn es Ew. Majestät nicht ändern können; so kann ich es noch weniger; ich kann nur rathen, wie Sie befehlen.

Friedr. Kann Er eine von seinen Fabeln auswendig?

Gel. Ich zweifle, mein Gedächtniß ist mir sehr ungetreu.

Friedr. Besinn' Er sich, ich will unterdessen herumgehen. . . . . Nun, hat Er eine?

Gel. Ja, Ew. Majestät. (Er citirte den klugen Mahler in Athen.)

Friedr. Das ist schön, recht schön! — Er hat so was Galantes in seinem Wesen. Das versteh' ich alles; da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt, und kein Wort verstanden. Man hat mir auch einen Poeten, den Pietsch gebracht, den hab ich weggeworfen.

Gel. Mir will er auch nicht gefallen.

Friedr. Nein, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter zu mir kommen, und seine Fabeln mitbringen, und mir daraus vorlesen.

Gel. Ich weiß nicht, ob ich ganz gut lese; ich habe einen singenden, gebirgischen Ton.

Friedr. Ja, wie die Schlesier. Nein. Er muß seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst. Nun, komm Er bald wieder.

Gellert entfernte sich, allein ungeachtet dessen,

was

was der König zuletzt sagte, gieng er doch nicht wieder hin, und wurde auch nicht wieder gefordert. Als Er weggegangen war, soll der König gesagt haben: „Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched.“ Den andern Tag fällte er an der Tafel das ehrenvolle Urtheil über Gellert: „Er ist der Vernünftigste unter allen deutschen Gelehrten.“

## X. Anekdoten aus Blücher's Feldzügen.

Schon in den ersten Feldzügen gegen Frankreich diente Blücher mit Auszeichnung bei der preußischen Armee, und was er unternahm, bewährte seine Tapferkeit, Entschlossenheit, Energie und sein Glück. Er stund 1793 als Obrister bei dem Husaren-Regiment, das in der Folge seinen Namen führte, und stieß damals mit dem ersten Bataillon zu dem Armeekorps des Herzogs Friedrich von Braunschweig, dessen Vorschritt mit so glücklichem Erfolg und einer Raschheit geschah, die immer Gefährtinn eines guten Ausgangs ist, aber zu jener Zeit selten gehandhabt wurde. Blücher selbst führte über die damaligen Feldzüge, bis zum Jahr 1794, ein Campagnen-Journal, das sehr interessant ist. Hier einige Auszüge aus demselben.

Bei einer Recognoscirung bis Fleurs, dicht vor Lille, kam ihm französische Reiterei plötzlich auf den Hals, indessen die feindliche Infanterie ihn von der Chaussee abzuschneiden suchte. Blücher wurde gewahr, daß er zu weit vorgedrungen war, entschloß sich kurz und grief die Infanterie an, ehe die Kavallerie

vallerie herbei kam; er warf sie und hieb sie zusammen, wurde nun aber auch von der überlegenen Reiterei eingeholt, und es blieb ihm und seinen Leuten nichts übrig, als die Zuversicht, gut beritten zu seyn. Während der Feind sie verfolgte, kam dem Obristen ein französischer Officier ganz nahe; Blücher kehrte um und ritt ihm entgegen. Es war schon finster, als sie beide handgemein wurden. Der französische Officier bezahlte seine Kühnheit mit dem Leben, und „sein Pferd, setzt der Obriste mit kriegerischer Naivität hinzu, stehet noch heute in meinem Stalle.“

Blücher machte in den Niederlanden einen Anschlag auf die französische Besatzung eines Dorfs. Der kaiserliche Obriste, Graf von Hohenzollern, begleitete ihn bei diesem Unternehmen, befahl aber seinem Rittmeister, der die, bei diesem Detachement mit befindliche, kaiserliche Kürassier-Escadron kommandirte, Blüchers Ordre zu befolgen, weil er nur als Zuschauer da wäre. Als die Attake angieng, stürzte Blücher mit dem Pferde, kam aber doch noch zu rechter Zeit, und wunderte sich nicht wenig, wie er den braven Grafen von Hohenzollern, mit aufgenommenen Gewehr vor seinen Kürassieren sah. „Blücher, rief ihm dieser zu, ich will nicht mit kommandiren, aber mit arbeiten.“

Als unweit Sulzbach eine französische Patrouille sich zeigte und Blücher eben vor seinen Vedetten war, sprengte er, nur in Begleitung eines Unterofficiers, auf drey Mann los, die sich etwas zu weit vorgewagt hatten, und machte einen davon zum Gefangenen.

Der Herzog von Braunschweig übertrug dem Obristen Blücher eine wichtige Recognoscirung an der Bleiß. Der tapfere Mann, der diese Recognoscirung

rung so weit als möglich poussiren wollte, gieng bis vor Zweybrücken, und ließ fünfzig Pferde in die Stadt hineinsprengen. Es waren einige Franzosen in derselben, die eiligst davon flohen. Er fand alle Weinkeller in Zweybrücken mit französischen Nationalsiegeln belegt, und für ein Eigenthum der Nation erklärt. Die Bürger wagten es nicht die Siegel anzurühren, weil sie besorgten, daß die Franzosen es rügen würden. Blücher ließ durch seine Adjutanten sämmtliche Siegel abreissen, und einem jeden sein Eigenthum wieder geben. Zugleich rieth er den Einwohnern, den Franzosen zu sagen, daß er alles mit sich fortgenommen habe. Die vergnügten Bürger luden nun mit größter Eilfertigkeit auf, und fuhren damit ab. Um ihnen zu diesem Geschäft Zeit zu lassen, blieb Blücher noch zwey Stunden bei Zweybrücken, und attakirte unterdessen die feindlichen Vorposten, welche jenseits der Stadt standen.

Bei der Affaire bei Neustadt, wo sich Blücher mit seinem Korps so rühmlich auszeichnete, und eine ganze Kolonne feindlicher Infanterie aufrieb, befand sich unter den gemachten Gefangenen auch einer dem der Schenkelknochen oben zerschmettert war. Man hatte ihn, bei eintretender Nacht, neben das Feuer gelegt, und ihm zur Erfrischung, wie den andern, Brod und Branntwein angeboten. Der Gefangene schlug aber nicht allein dieses aus, sondern wollte sich auch schlechterdings nicht verbinden lassen, und foderte die umherstehenden Preußen wiederholt auf, ihn todt zu schießen. Diese sagten unter einander: „das ist ein recht hartnäckiger, verstockter Franzose.“ Blücher stand mit dem Obristlieutenant von Müffling in einiger Entfernung; sie hörten diese Beurtheilung, und näherten sich der Gruppe. Der Blessirte lag, nachdem seine Bitten todtgeschossen zu werden, frucht-

los

los gewesen waren, ganz stille, tief in sich gekehrt, und sah nicht, was um ihn her vor gieng. Da er zu frieren schien, so ließ Blücher mehrere Decken holen, und ihn damit zudecken. Bei dieser Gelegenheit blickte der Gefangene den Obristen forschend an, und schlug die Augen wieder nieder. Blücher ließ ihm durch seinen Adjutanten, den Grafen von Golz, weil er selbst der französischen Sprache nicht ganz mächtig war, sagen: er möchte sich doch verbinden lassen, und zu seiner Stärkung etwas genießen; allein er antwortete nicht. Er ließ ihm von neuem durch Golz vorstellen: er halte denjenigen für einen schwachen Menschen, der sein Schicksal nicht zu ertragen wisse, und es zieme sich am wenigsten für einen Soldaten, seine Zuflucht zur Verzweiflung zu nehmen. Uebrigens dürfe er die Hofnung zu seiner Genesung nicht aufgeben, und könne versichert seyn, daß er sich unter Menschen befinde, die Gefühl hätten, und zu seiner Erleichterung alles beitragen würden.

Nun blickte der Leidende den Obristen wieder an; ein Strom von Thränen stürzte zugleich aus seinen Augen, und er reichte ihm vertraulich die Hand. Blücher ließ ihm Wein geben, und er trank; auch sträubte er sich jetzt nicht mehr dawider, sich vom Regimentschirurg verbinden zu lassen.

Eine so schnelle Veränderung in dem Betragen dieses Menschen fiel dem Obristen auf, und er fragte ihn daher, was die Ursache seines vorigen störrischen Betragens gewesen sey? Seine Antwort war: „ich bin zum Dienst der Republik gezwungen worden. Mein Vater ist guillotinirt; meine Brüder hab' ich im Krieg verloren; meine Frau und Kinder sind zurück, und leben in der kümmerlichsten Lage: ich glaubte daher, daß der Tod meinen Leiden ein Ziel

setzen würde, und sehnte mich nach ihm. Ihre gütige Erinnerung hat mich zu reiferem Nachdenken gebracht; ich danke Ihnen für dieselbe, und bin jetzt entschlossen, meinem künftigen Schicksal mit Geduld entgegen zu sehen."

Diese Erzählung rührte alle Umstehenden, und es war dem Obristen angenehm, zu bemerken, wie seine Leute von ihrer vorgefaßten Meinung so ganz zurückkamen. Er ließ den Blessirten mit den übrigen, nachdem sie sämmtlich verbunden waren, nach dem nahe liegenden Dorfe Weidenthal transportiren, und sie dem dortigen Schulzen zur Pflege übergeben.

Bei einem Gepläukel, unweit eben dieser Neustadt, als Blücher mit einigen Officiers seines Regiments auf seinem Platze hielt, kamen verschiedene französische Kavallerie-Officiere, vermuthlich um mit ihrer Kühnheit zu prahlen, wild auf sie herangesprengt. Blücher sagte zu denen, die um ihn waren, sie wollten, um denen Herren noch mehr Muth einzuflößen, sachte zurückreiten, und dann plötzlich umkehren und gerade auf sie los fahren. Dieß geschah. Als sich die Franzosen nun bis auf dreissig Schritte genähert hatten, wendeten Blücher und seine Officiere rasch ihre Pferde um, und ritten mit verhängtem Zügel auf sie los, wodurch sie dermaßen außer Fassung kamen, daß sie eiligst die Flucht ergriefen, und bei ihrem ängstlichen Umsehen nur ihrer Verfolger demüthigendes Gelächter hören mußten. Beschämt verloren sie sich in ihrer Menge. Um seiner Gegner noch mehr zu spotten, und ihnen zu zeigen, wie wenig ihn ihre Neckereyen beunruhigten, ließ Blücher zwölf Trompeter vorkommen und Aufzüge blasen. Die Franzosen stellten hierauf ihr einzelnes Schießen sogleich ein, und die Musik amüsirte sie so, daß die französischen

Offi-

Officiere sich derselben immer mehr näherten. Um nun gegenseitig höflich zu seyn, befahl Blücher, daß seine Leute nicht auf sie schießen sollten; sie wurden daher um so unbesorgter, und hörten mit Aufmerksamkeit zu. Nachdem dieser Spaß einige Zeit gedauert hatte, nahm Blücher den Hut ab, und ritt fort. Alle dankten wiederholt auf gleiche Weise und riefen: „Adieu, Général! jusqu'à demain."

## XI. Der General Marceau und der Amtmann.

Unter den französischen Generalen, die in den ersten Jahren des Revolutionskrieges ein Kommando hatten, zeichnete sich der General Marceau nicht allein durch große Talente und wahre Heldenkühnheit, sondern auch durch einen edlen, uneigennützigen Charakter aus. Er gewann gegen die Vendeer die zwey mörderischen Schlachten von Mans und Savenay, und kommandirte darauf in zwey Feldzügen am Rhein den rechten Flügel der Sambre- und Maasarmee, allein schon in einem Alter von sieben und zwanzig Jahren (den 21. Sept. 1796) endigte er seinen Heldenlauf. In einem kleinen Postengefechte bei Altenkirchen verlor er einen Arm, und starb nach wenig Tagen in österreichischer Gefangenschaft. Hier eine Scene aus seinem kurzen Leben, die ihm zur Ehre gereicht.

Marceau kam bei dem Vorrücken der Moreauschen Armee im Schwäbischen, in das würtembergische Dorf N***. Schon vor seiner Ankunft daselbst hatte er von Pferden des Amtmanns von N***, vom Requiriren derselben u. s. w. sprechen hören, und sich als ein braver Mann heimlich da-



BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

rüber geärgert. Kaum war er im Wirthshause einige Zeit anwesend, als er sich nach dem Amtmann, dessen Character und Betragen gegen seine Untergebene sorgfältig erkundigte. Die Stimme aller Anwesenden war nur Eine: „Unser Amtmann, Herr General, ist ein kreutzbraver Mann, den wir schätzen und lieben, weil er wahrhaft väterlich für uns sorgt, und uns überall liebreich rathet; — wir wünschen uns in unserm Leben keinen bessern.“

Der General hatte diese treuherzige, ehrenvolle Schilderung kaum mit Vergnügen vernommen, als in der Seele des Edeln der Gedanke aufstieg, dem ehrlichen Amtmann, den er natürlicher Weise in seinem Leben nie gesehen hatte, seine Pferde zu retten, und ihn gegen die Raubsucht der Kommissaire zu sichern. In dieser Absicht schickte er nach dem Amtmann, und als derselbe nicht ohne Besorgniß, was der unerwartete Ruf wohl zu bedeuten haben möchte, gekommen war, trug sich folgendes unter ihnen zu:

Amtmann. Was haben der Herr General zu befehlen?

Marceau. Sie sind Amtmann hier im Orte?

Amtmann. Ja, mein Herr.

Marceau. Sie haben zwey sechsjährige Braune im Stalle?

Dieß fiel dem Amtmann wie Centnerlast aufs Herz, weil er sich so herzlich gefreut hatte, daß er diese schönen Pferde, welche sein einziges Vergnügen waren, im Sturm des ersten Ueberfalls, wiewohl nicht ohne Mühe und Aufopferung, gerettet hatte, und nun nichts anders vermuthete, als sie sollten ihm förmlich geraubt werden. Denn man war es in einigen Tagen schon ganz gewohnt, wenn Republikaner sich theilnehmend nach jrgend einer beweglichen Haabe erkundigten, daß solche bald mit dem

verhaßten Titel: requirirtes Gut, getauft wurde. Indessen konnte er es nicht wagen sich aufs Läugnen zu legen, da jeder Bauernjunge des Dorfs wußte, daß er dergleichen Pferde besitze. Er antwortete also mit beklemmter Brust: Ja, mein Herr."

Marceau. Sind sie feil?

Amtmann. Für Geld nicht, denn sie machen mir das größte Vergnügen, und ich schätze sie nicht sowohl ihres Geldwerths wegen, sondern weil ich die Thiere selbst auferzogen habe, und deswegen an sie attachirt bin.

Marceau. Ich wünschte sie aber dennoch zu haben, weil ich Pferde brauche, auf die ich mich verlassen kann. — Sagen Sie mir, was sie kosten sollen?

Amtmann. (verzagt) Ich begehre nichts; ich verkaufe sie sonst gar nicht. Können der Herr General inzwischen keine andere für Sie taugliche Pferde in der Gegend finden, so stehen Ihnen die meinigen zu Diensten.

Diese letztern Worte blieben dem guten Manne beinahe im Munde stecken, allein es war das klügste, so zu sprechen, sobald er einsah, daß die Pferde wider seinen Willen verloren gehen würden, und daß er durch kraftlose, unnütze Widerspenstigkeit sich nur Grobheiten, oder gar Mißhandlungen aussetzen werde, das nicht selten der Fall war.

Marceau. Ich will sie nicht umsonst haben. — Ich weiß, daß ihnen vor mehreren Tagen von österreichischen Officieren fünfzig Louisdor dafür geboten wurden, — ich gebe Ihnen zehen weniger, denn Sie müssen bedenken, daß sie stündlich der Gefahr ausgesetzt sind, Ihre Pferde durch Requisition zu verlieren. — Sind Sie mit vierzig zufrieden?

Amtmann. Vollkommen, Herr General.

 Mar-

Marceau. So setzen Sie sich, und schreiben sogleich einen Empfangschein für vierzig Louisd'or. Hier ist Feder, Dinte und Papier.

Zitternd schrieb der Amtmann den Schein, ohne jedoch das Geld, wofür er hier quittirte, schon empfangen zu haben, und reichte solchen, nachdem er fertig war, ehrerbietig dem General, der indeß abgetreten, aber wieder gekommen war. Nachdem dieser es durchgelesen hatte, sagte er ganz ernst: „Sie haben mir einen Schein gegeben, für eine Summe Geldes, welche Sie noch nicht empfangen haben. Was wollten Sie machen, wenn ich Ihnen das Geld vorenthielte?"

Der Amtmann zuckte die Achseln und wollte sprechen; ehe dieß aber noch geschah, zerriß der General lächelnd den Empfangschein, dessen Stücke er auf den Boden warf. Voll Verwunderung maß ihn der Amtmann mit den Augen vom Kopf bis zu Fuß, und kam über das letzte räthselhafte Benehmen desselben in die äußerste Verlegenheit. Der General hatte dieß gar wohl bemerkt, und um ihm endlich klaren Wein einzuschenken, versetzte er: „Mein Herr, Sie haben mir einen Zettel gegeben, der mir aber mißfiel; jetzt will ich Ihnen einen geben, um zu sehen, ob er Ihnen besser gefällt, als mir der Ihrige."

Hiemit zog er ein Blatt hervor, und überreichte es dem erstaunten Amtmann. Es lautete also: „Ich Unterzeichneter habe vom Amtmann N. in N. zwey sechsjährige Braunen mit vierzig Louisd'or käuflich an mich gebracht und auch schon bezahlt. Da ich dieselben aber jetzo nicht füglich mit mir führen kann; so lasse ich solche zur einstweiligen Fütterung und Besorgung bei ihrem vorigen Besitzer stehen, bis ich sie abholen lassen werde. Solches mache ich allen Kommissairen und andern Personen der französischen Armee

bekannt, damit dieses mein Eigenthum respectirt werde.

Marceau, General.

Ohne den Amtmann sich von seinem Erstaunen erholen zu lassen, fuhr er fort: „Lassen Sie sich nicht bange seyn, mein Freund; ich bin keiner von denen, die sich auf Kosten der friedlichen Bewohner dieses Landes bereichern. Wissen Sie, daß Sie in wenig Tagen Ihre Pferde unwiderbringlich verloren hätten, und daß ich blos jenem Elenden, der Sie plündern wollte, einen Strich durch seine schändliche Rechnung machte. Ihre Pferde sind und bleiben Ihnen, und gehören keineswegs mir. Wenn jemand Ihre Pferde in Anspruch nehmen wollte, so zeigen sie dieses Blatt vor; er wird es respectiren und unverrichteter Sache abziehen. Ich freue mich, daß ich einem braven Manne eine kleine Gefälligkeit erzeigen, und einen Schurken in Ausübung eines Bubenstücks hindern konnte.“

Das Staunen des Amtmanns stieg jetzt auf den höchsten Grad, indem er bisher in der französischen Uniform nur Räuber zu sehen gewohnt gewesen war. Es verwandelte sich aber bald in jenes angenehme, süße Gefühl, in das wir durch Betrachtung jeder edlen Handlung eines Menschen, am meisten aber alsdann versetzt werden, wenn wir selbst die wohlthätigen Folgen derselben genießen. Hochschätzung, Freude und Dankbarkeit sprachen laut aus den Zügen des Amtmanns, und waren der Innhalt seiner Rede. Vergnügt brachten Beide den Abend mit einander zu, und Marceau reiste den folgenden Morgen mit dem Bewußtseyn einer neuen guten That ab, und ließ den Amtmann froh über seine Wohlthat in der Ueberzeugung zurück, daß auch unter blau, roth und weiß, ein edles Herz schlagen könne.

## XII. Hieronymus Bonaparte.

Kronen zu rauben, und Kronen zu verschenken, war ein Lieblingsgeschäfte Napoleons. Eine solche Krone gab er, unter dem Titel der westphälischen, im August 1807, seinem Bruder Hieronymus, einem schwächlichen, ausschweifenden und verschwenderischen Jünglinge. Einige Jahre zuvor hatte er die Tochter eines Negocianten zu Baltimore, Elisabeth Patterson, geheurathet, allein nun wurde er durch den, zu allem willigen Fürsten Primas, mit des Königs von Württemberg Tochter vermählt, ohne von seiner ersten Gattin anders, als durch Napoleons Laune geschieden zu seyn. Die welken Schläfe mit den unblutigen Lorbeern aus Schlesien umwunden, trat Hieronymus am ersten October 1807 in den Besitz des neugeschaffenen Königreichs, dem Napoleon eine Verfassung gab, ohne alle Rücksicht auf Lokalität, Zeiten und Nationalität. Es wurden zwar Deputirte berufen, allein ihre Bemerkungen und Einwendungen fanden taube Ohren. Die Hälfte der landesherrlichen Domänen behielt Napoleon sich bevor, um sie an die ausgezeichnetsten Helfershelfer seiner Tyranney zu verschwenden. Die Militärconscription, der Code Napoleon, französische Münze, Maaß und Gewicht, Aufhebung aller Standesvorrechte, überall gleiche Steuern, Gleichheit (und Gleichgültigkeit!) allen Religionsübungen, waren des neugebackenen Staates oft wiedergekäute Grundgesetze, in oft lächerlichem, viel öfter noch beweinenswerthem Widerspruche mit den Mißverständnissen der neuen, selbst der Landessprache unkundigen Regierer.

König

König Hieronymus bekümmerte sich weit mehr um die Einrichtung eines glanzvollen Hofstaates, als um die Regierung eines Landes, dessen Sprache er nicht einmal lernen mochte. Wirklich herrschte an seinem Hofe zu Cassel eine ausschweifende, blendende Pracht, die mit den Einkünften durchaus in keinem Verhältnisse stund. An dem Könige selbst starrte, wenn er öffentlich erschien, alles von Gold und Silber. Auf seinen Reisen vergeudete er das Geld mit vollen Händen, und sein mit Brillanten umfaßtes Bild ward unzählige male verschenkt. Seine Equipagen, worinn die Hofdamen nach den Lustörtern geführt wurden, überstiegen an Eleganz und Kostbarkeit alles, was man sich in dieser Art denken kann. Unermeßliche Summen wurden auf Pferde, Lustlager und Revuen verwendet und während der Karnevalszeit veranstaltete Hieronymus in Cassel Maskenbälle, welche die Kassen in Kurzem erschöpften. Oft wurden an Einem Abende mehrere hundert tausend Franken verschwendet. Wie sehr mußte dadurch das allgemeine Elend vergrößert, und der Haß des Volks gegen den neuen, ihm aufgedrungenen König vermehrt worden. Doch das machte diesem nicht die kleinste Sorge; er folgte blindlings seinem Hange zur Ausschweifung. In seinem königlichen Glanze war ihm die Erfüllung seiner Pflichten eine unbedeutende Nebensache, und das Urtheil seiner Unterthanen gleichgültig. Wie es eigentlich in seinem Staate hergieng, blieb ihm gänzlich unbekannt. Die Schmeichler hatten um seinen Thron eine undurchdringliche Mauer gezogen, an welcher jede Klage der Unterthanen ungehört verhallte. Männer, welche ihm unangenehme Wahrheiten sagen wollten, wurden in der Ferne gehalten; dabei wußte man ihn mit vorgespie-

gespiegelter Glükseligkeit seines Volkes unter seiner Regierung zu täuschen.

Bei den Hofbällen in Cassel mußten insbesondere die Diener des Königs und die Staatsmänner in der größten Pracht und Eleganz erscheinen. Nur bei Wenigen reichten die Einkünfte zu, um die Foderungen des sinnlosen Luxus zu bestreiten. Viele begüterte Edelleute sanken dadurch in Armuth, und bereuten zu spat die früher begangene Thorheiten.

Alle Standespersonen in Cassel, und die Vornehmen des Städtchens Minden erhielten Eintrittsbillete zu den Hoffestivitäten. Durch die größere Menschenzahl suchte man dergleichen Feste zu verherrlichen. Zu einem solchen Balle ließ sich Hieronymus einmal (um seinen Anzug zu wechseln und unerkannt zu bleiben) nicht mehr als sechszehn Anzüge aus Paris kommen, für welche achtzehen tausend Franken bezahlt wurden. So wälzte sich von Cassel ein wahrer Geldstrom nach Paris, und die dortigen Juveliere, Galanterie- und Modehändler müssen den Untergang des Königreichs Westphalen gar sehr bedauert haben. Ueberhaupt waren diese Festlichkeiten des Hofes gerade die Gelegenheit, wo sich die Verschwendungssucht nicht nur in ihrer Größe, sondern auch oft in einen für ihn selbst sehr nachtheiligen Lichte zeigte. Auf einem Saale, wo der Maskenball gegeben wurde, sah man einstmals am Eingange desselben eine verschlossene Bude. Jedermann war neugierig, was in derselben verborgen wäre. Witzlinge meinten, der König wolle sich durch den Anblik derselben an seinen ehmaligen Stand erinnern, wie einst Agathokeles durch das irdene Geschirr auf der königlichen Tafel an das Töpferhandwerk; denn, wie bekannt, hat Hieronymus die Handlung erlernt. Die Damen, welche um die Bude versammelt standen,

den, wähnten lüstern, daß der Künig hier der Gesellschaft unentgeldlich Erfrischungen aller Art reichen lassen werde.

Der König trat mit der Königinn in den Saal; die Bude war geöffnet, und was erblikte man in derselben? — Goldene und silberne Uhren, brillante Ringe, Halsgeschmeide, kostbare Ketten, Dosen u. s. w. Der König und die Königinn traten nun in die Bude, und suchten mit französischer Geschwätzigkeit Käufer anzuloken. Niemand wagte es, sich zu nahen; alle hielten sich lächelnd und verlegen, das königliche Paar so beschäftigt zu sehen, in einer gewissen Entfernung. Endlich faßte ein Minister Muth. Er suchte sich eine goldene Repetiruhr aus, fragte nach dem Preise und behandelte sie. Als er mit dem Verkäufer eins war, und es zum Bezahlen kam, erklärte er, daß er um Kredit bitten müsse, indem es ihm für den Augenblik an der gehörigen Summe fehle. Hieronymus überreichte dem Käufer mit Artigkeit die Uhr, und holte ein großes Contobuch hervor, in welches er den Namen des Schuldners, die Uhr und den behandelten Preis eintrug.

Dreist gemacht durch den Minister und überzeugt, daß man hier ohne Geld kaufen könne, war die Bude bald von Masken umdrängt. Alle suchten etwas zu erhalten, und ließen sich, ohne zu bezahlen, ins Schuldbuch eintragen. Eine der Damen suchte sich einen Brillantschmuck aus, die andere einen kostbaren Schawl; der eine Herr nahm einen Brillantring, der andere eine geschmakvolle Dose. Es dauerte etwa eine halbe Stunde, so war es mit dem Krame vorbei. Am andern Morgen schikte Hieronymus seinen Debitoren die Rechnung quittirt ins Haus. Diese Galanterie wäre nicht übel gewesen, wenn sie nicht auf Kosten der, mit ungeheuren

Abga-

ben belasteten Unterthanen wäre veranstaltet worden. Wie viele Arme hätte man mit der großen Summe, die dieses Kurzweil kostete, erfreuen können!

Mit jedem Morgen mußte für den König ein neues Paar Beinkleider bereit liegen, und zwar von Casimir. Man kann denken, wie gut sich der französische Hofschneider dabei stand. Alle Jahre 365 Beinkleider! —

Wie und durch welche Mittel die königliche Kasse gefüllt wurde, war dem Hieronymus völlig gleichgültig, wenn er nur hineingreifen, und mit immer vollen Händen um sich werfen konnte. Oft spielten seine Maitressen in seiner Gegenwart hohe Spiele mit einander, und wenn eine verlor, stekte er ihr ganze Rollen von Napoleonsd'or heimlich zu. Unendliche Summen Geldes sind für Waaren des Luxus aus dem Lande nach Paris gegangen. Was haben den gedrükten Unterthanen nicht die Reisen dieses Königs gekostet! Als er das erstemal nach Paris gieng, ließ er fünfzig tausend Friedrichsd'or in Jereomesd'or umprägen, und blieb bei der Rükreise doch noch ungeheure Summen schuldig, die nach und nach erst abgezahlt werden mußten. Da der Geldfluß, der aus dem Lande nach Cassel strömte, gleichsam wie ein Bach im Sande versiegte, so schritt man zu einer Zwangsanleihe. Die Stände mußten einwilligen; auch hatte Niemand das Herz, sich dem Dekrete vom 15 Julius 1808 zu widersetzen, vermöge dessen die Unterthanen, ohne sie weiter darum zu fragen, verdammt wurden, zwanzig Millionen Franken aufzubringen. Als diese Zahlung in der gesetzten Zeit nicht vollständig geleistet werden konnte, wurde eine zweite, sogenannte Ergänzungsleihe von zehen Millionen verordnet. Endlich brachte man eine dritte Gelderpressung von fünf Millionen in Voll-

ziehung.

ziehung. Wie viele Familien dabei zu Grunde giengen, in traurige Verlegenheiten geriethen und zur Verzweiflung gebracht wurden — läßt sich denken, aber nicht beschreiben. Stifte und Klöster wurden aufgehoben, Innungen und Korporationen beraubt, Güter, Aeker und Häuser derselben um einen Spottpreiß verschleudert. Ob die armen Unglüklichen in den Klöstern, die man vertrieben hatte, die Beute des Mangels und der Nahrungssorgen wurden, darüber war man völlig unbekümmert. Man wollte nur Geld haben; die Mittel zu diesem Zweke mochten gerecht oder ungerecht, erlaubt oder sträflich seyn.

Die Schlacht bei Leipzig machte im Oktober 1813 dem „Possenspiele des Königreichs Westphalen" ein Ende. Hieronymus saß, von vier bis fünftausend Neuconscribirten umgeben, ruhig zu Cassel, als eine Hiobspost der andern folgte. Es war Zeit, an seine Sicherheit zu denken! Daher verließ er am 26 Oktober Cassel, und eilte nach Paris. Der flüchtige König meldete seinen bisherigen Unterthanen, daß er wegen des Drangs der Zeitumstände auf einige Zeit (momentanement) sein Land verlasse, und empfahl ihnen, bei der bisherigen Treue und Anhänglichkeit gegen ihn (?) auch ferner zu verharren. Er sah Cassel nicht wieder.

---

# Dritte Abtheilung.

# Scenen aus der Völkergeschichte.

## I. Kronrevolution in Spanien.

### Im Jahr 1808.

### 1.

Zustand des spanischen Hofes. Der Friedensfürst. Spaniens Stellung gegen Frankreich.

Als der König Karl der Dritte von Spanien im Jahr 1788 gestorben war, erhielt die Krone sein Sohn Karl der Vierte, ein schwacher, und zum Regieren gänzlich untauglicher Fürst, der sich blindlings von seiner Gemahlinn leiten ließ. Diese schenkte ihr Vertrauen einem Manne, der dessen in keiner Hinsicht würdig war, und stellte ihn an die Spitze der Regierung, ob er gleich gänzlich der Talente ermangelte, die erfodert wurden, um das Staatsruder mit Einsicht und Klugheit zu lenken. Er hieß Manuel Godoy, war der Sohn eines unbegüterten Edelmanns, und im Jahr 1768 zu Badajoz gebohren.

ren. Als gemeiner Leibgardist trat er 1787 in Dienste und hatte das Glück, durch eine schöne männliche Gestalt, ein einnehmendes Wesen und eine geläufige Zunge sich die besondere Gunst der Königinn zu erwerben. Dieß bahnte ihm den Weg zu einem eben so schnellen als glänzenden Glück, denn schon im Jahr 1795 war der schöne Leibgardist Generallieutenant, Herzog von Alcudia, Major der Leibwache, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Ritter des goldenen Vließes. Um bei dieser raschen Erhebung auf alle Fälle gesichert zu seyn, wußte die schlaue Königinn es so einzurichten, daß alles, was zu Gunsten ihres Lieblings geschah, vom König selbst auszugehen schien, der wirklich in dem Emporkömmlinge die festeste Stütze seines Thrones sah, und ihm deswegen sein ganzes Vertrauen schenkte.

Je höher Godoy stieg, desto mehr wuchsen seine thörichten Ansprüche. Zwar legte er im Jahr 1798 seinen Posten als Minister nieder, behielt aber nichts desto weniger, nach wie vor, die vornehmste Leitung aller Angelegenheiten, ward Generalissimus zu Wasser und zu Land, Admiral von Spanien und Indien, und durch die Vermählung mit einer Muhme seines Herrn sogar Mitglied der königlichen Familie. Zuletzt wußte er seinem Glanze als spanischer Unterthan kaum etwas mehr hinzuzufügen, als eine königliche Verordnung, die allen Behörden befahl, ihn wie des Königs eigene Person zu ehren. Der Aufwand, den er machte, und der Glanz, der ihn umstrahlte, war wirklich königlich, und in wenig Jahren besaß er ein Vermögen, das auf mehrere hundert Millionen geschätzt wurde.

Spanien hatte am 22 Julius 1795 zu Basel mit Frankreich einen Frieden geschlossen, der für die spanische Monarchie von den nachtheiligsten Folgen war.

war. Demohngeachtet hatte Godoy die unverschämte Dummheit, von diesem Frieden, als von einem rühmlichen Ereignisse, den Titel eines Friedensfürsten anzunehmen. Seit diesem Frieden brachte Spanien dem Interesse Frankreichs seine Schätze, seine Kolonien, seine Truppen, seine Flotten, den Ruhm der Waffen und die Blüthe des Nationalreichthums unaufhörlich zum Opfer dar. Napoleons Wille war in Spanien eben so mächtig, wie in Frankreich. Wenn eine so verwerfliche Staatskunst, die das Wohl der Monarchie fremdem Einflusse Preis gab, von der Furchtsamkeit und Schwäche ausgieng, so traf sie mit dem persönlichen Vortheile des Günstlings zusammen. Es blieb dem Friedensfürsten nicht verborgen, daß die Nation ihn haßte, und daß sich unter den Großen häufige Partheyungen und Factionen gegen ihn zusammen thaten. Er glaubte daher für die Erhaltung seiner Macht und seines unumschränkten Ansehens nicht besser sorgen zu können, als wenn er sich auf alle Art dem Kaiser Napoleon gefällig zu machen suchte. Aber in demselben Maaße, als er nach diesem Grundsatze handelte, wuchs der Haß der Großen wie der Nation gegen ihn. Entrüstet über die Entehrung, welche in der schimpflichen Abhängigkeit von Frankreich lag, und erbittert über das eben so unerhörte als unverdiente Glük des Emporkömmlings, fühlten sich die Spanier nicht weniger von seinem Uebermuthe gekränkt, als sie in der Erbärmlichkeit seiner Verwaltung ihr Vaterland seinem Untergange nahe gebracht sahen.

Der täglich mehr wachsende Ingrimm schien zulezt dem eben so stolzen als furchtsamen Friedensfürsten einige Besorgniß einzuflößen. Als daher im Jahr 1806 die französischen Heere über den Rhein gegen Preußen zogen, erließ er am dritten Oktober

aus

aus dem Palaste San Ildefanso einen Aufruf, als stände der furchtbarste Feind gerade vor den Thoren. Plötzlich sollte das Heer auf 140,000 Mann gebracht werden, und alle Behörden wurden aufgefodert, den Staat auf jede Weise bei der Vermehrung der Armeen zu unterstützen.

Napoleon empfieng diese wunderliche Proklamation in den Vorbereitungen zu der Schlacht bei Jena. Sie machte ihn im ungelegensten Augenblicke auf die Gefahren aufmerksam, welche Spanien ihm während jedes Krieges im mittleren oder nördlichen Europa, in seinem Rücken, zumal unter einer besseren Leitung, bereiten könnte. Auf dem Schlachtfelde von Jena schwur er, diese herausfodernde Kriegserklärung dem Kabinete von Aranjuez schwer zu bezahlen, und er hat in der Folge mehrmals gestanden, daß er schon damals entschlossen gewesen sey, den König von Spanien vom Throne zu stürzen. Vergeblich deutete der Friedensfürst, dem die Siegespost des vierzehnten Oktobers wie eine Todesglocke tönte, diese Kreutzpredigt gegen den angeblich von England aufgewiegelten Kaiser von Marokko und gegen die Barbaresken; vergeblich sendete er einen der ersten spanischen Granden, den Herzog von Frias, als ausserordentlichen Gesandten, zur Beglückwünschung seiner Siege. Napoleon vergab einem Elenden keine fliegende Hitze patriotischen Heroismus. Sein erstes war, Spaniens Landmacht zu theilen, ein auserlesenes Korps nach Hetrurien zu entbieten, und ein anderes, auf die gegenseitige Bühne seines Ruhms, nach dem Norden. Da er aber mit Recht besorgte, der indolente König von Spanien, den alle Regierungsgeschäfte aneckelten, und der für nichts einen Sinn hatte als für die Jagd und ein bequemes Privatleben, möchte durch keine Beleidigung dahin gebracht

bracht werden können, die Waffen gegen ihn zu ergreifen, so beschloß er der spanischen Königsfamilie ein so feines und verwickeltes Netz um den Kopf zu werfen, daß sie den Gebrauch aller Gewalt gegen ihn verlöhre, und so durch bloße List eines der reichsten und bedeutendsten Königreiche zu gewinnen.

Der Friedensfürst hatte einen ausserordentlichen Gesandten nach Paris geschickt, mit dem Auftrage, alles aufzubieten, um dem Kaiser seinen Argwohn gegen die treue Anhänglichkeit Spaniens an die Sache Frankreichs zu benehmen. Dieser kam dem Kaiser eben recht, weil er die Nachgiebigkeit des Friedensfürsten benutzen wollte, um jenes geheime und listige Gewebe anzuknüpfen, wodurch er die spanischen Bourbons verderben wollte. Er schloß mit dem Gesandten einen Vertrag, den man höchst sonderbar finden mußte, wenn man nicht mit Gewißheit voraussetzen konnte, daß Napoleon nie an seine Erfüllung gedacht habe. Es bestimmte dieser, den sieben und zwanzigsten Oktober 1807 zu Fontainebleau ganz insgeheim abgeschlossene Vertrag das Schicksals Portugals und Hetruriens. Aus dem ersten Lande sollte die regierende Familie, zur Strafe ihrer Anhänglichkeit an England vertrieben, und das Land dreifach getheilt werden. Eine Provinz sollte an Hetrurien zur Entschädigung fallen, weil Napoleon dieß Land für sich nehmen wollte; ein anderer Theil sollte dem Friedensfürsten als souveraines Eigenthum gehören; der Besitz des dritten sollte bis zum allgemeinen Frieden unentschieden bleiben. Die beiden ersten Regenten aber sowohl, als der, an den der dritte Theil fallen würde, sollten der König von Spanien als Protektor anerkennen, und ohne seine Einwilligung weder Krieg führen, noch Frieden schliessen können. Zur Ausführung dieses Entwurfs soll-

ten

ten 28000 Franzosen in Spanien einrücken, aber gerade durch auf Lisabon zu marschiren, und 27000 Spanier sich zu demselben Zwecke mit ihnen verbinden. Ein französisches Reservekorps von 40,000 Mann solle zwar bis zum zwanzigsten November bei Bayonne versammelt seyn, aber nicht eher in Spanien einrücken, als bis beide Theile darüber eine Uebereinkunft getroffen hätten.

Die Hauptsache, die Napoleon bei diesem geheimen Tractate gewann, war die Freiheit, die er nun hatte, mit Spaniens Einwilligung Truppen über die Pyrenäen gehen zu lassen, die er erst gegen Portugal, dann aber auch nach Belieben gegen Spanien gebrauchen konnte, denn für einen Vorwand, sich in dessen innere Angelegenheiten zu mischen, gedachte er zu sorgen.

## 2.

## Die Verschwörung von Escurial.

Am spanischen Hofe herrschten inzwischen allerlei geheime Umtriebe, und die Gemüther der Angesehensten am Hofe waren in einer heftigen Spannung. Der immer steigende Trotz und Uebermuth des allgewaltigen Günstlings Godoy erregte allgemeinen Unwillen, und es bildete sich unter den Großen gegen ihn eine Parthey, an deren Spitze sich der Herzog von Infantado, aus einem der ersten spanischen Geschlechter entsprossen, stellte. Es ward den Verbündeten nicht schwer, den Thronerben Ferdinand, einen Jüngling von drei und zwanzig Jahren, gleich dem Könige von schwachem Charakter und in der Erziehung sehr vernachläßigt, für sich zu gewinnen. Sie stellten ihm vor, wie der Günstling allmächtig

geworden, wie aber er verachtet und vernachläßigt sey, wie viel Ursache er folglich habe, an seinem Sturze zu arbeiten. Ferdinand faßte diese Vorstellungen mit ganzer Seele auf, und je unerfahrner er war, um so mehr ließ er sich von seinen Rathgebern lenken, und befolgte ihre Vorschläge zum Sturze des verhaßten Günstlings.

Napoleon, der überall seine Spionen hatte, erfuhr bald, was am spanischen Hofe vorgieng. Er erwartete von der herrschenden Spannung einen nahen Ausbruch, und beschloß, wenn Vater und Sohn einander gegenüber stünden, beide zu verderben. In Spanien aber herrschte der Glaube, daß Napoleons Haß nur gegen den Friedensfürsten gerichtet sey, und daß er dem Kronprinzen zu einem entscheidenden Einflusse bei seinem Vater verhelfen würde, um durch ihn den Günstling zu stürzen. Diese falsche Ansicht theilten, zu seinem großen Unglücke, mehrere Rathgeber des Prinzen; ja selbst der französische Gesandte war dieser Meinung, da ihn Napoleon von seinen geheimen Absichten auf den spanischen Thron nichts hatte merken lassen.

Die Gemahlinn des Prinzen Ferdinand, eine Tochter der von Napoleon vertriebenen Königinn von Sizilien, war 1806 gestorben. Auf diesen Umstand gründete der Friedensfürst einen neuen Plan des Ehrgeißes; er suchte es dahin zu bringen, daß der Prinz die Schwester seiner Gemahlinn heurathen sollte, um Schwager des künftigen Monarchen zu werden. Nichts aber erschien dem Prinzen so verhaßt, als der Gedanke an eine solche Heurath, und er spähte nach Mitteln, ihr zu entgehen. Unbekannt mit den Planen, die Napoleon zum Verderben seines Stammes schmiedete, folgte er dem Rathe seiner Vertrauten, und nahm zu diesem seine Zuflucht. Er

bat

bat ihn in einem Briefe um die Hand einer seiner Nichten, indem er auf das Drückende seines Verhältnisses, durch die unumschränkte Herrschaft des Günstlings, an dem Hofe seines Vaters hinwies. Er ahnete nicht, wie erwünscht dieß Napoleon komme, zu einem Vorwande, sich in die innern Angelegenheiten der spanischen Regentenfamilie zu mischen.

Als der Friedensfürst von diesen Schritten des Kronerben bei Napoleon Kunde erhielt, wüthete er, und beschloß den Prinzen zu verderben. Er eilte zur Königinn, und mit ihrem Beistand überredete er den schwachen Karl, daß der Prinz eine Verschwörung gegen ihn und den Staat angezettelt habe. Der Prinz wurde vorgeladen, und erklärte hier, daß er zwar des Friedensfürsten Feind sey, weil er in ihm den Feind seines Vaterlandes sähe, niemals aber habe er gegen seine Eltern gehandelt. Man untersuchte seine Papiere, und fand darunter eine schriftliche aufgesetzte Klage gegen den Friedensfürsten; um so leichter wurde es diesem, den König für Krone und Leben zittern zu machen.

Am neun und zwanzigsten Oktober wurde der Prinz und seine ganze Dienerschaft im Escurial gefänglich eingezogen. Am folgenden Tage erschien eine Proklamation des Königs, welche Jedermann in Erstaunen setzte, indem der Prinz darinn vor aller Welt des Hochverraths angeklagt wurde. „Ich lebte ruhig im Schooße meiner Familie, hieß es darinn, als eine unbekannte Hand mir den entsetzlichsten und unerhörtesten Anschlag, der in meinem eigenen Palaste gegen meine Person geschmiedet wurde, entdeckte. Mein Leben war eine Last für meinen Nachfolger, der den Plan, mich zu entthronen, angenommen hatte.“

Da man nicht begriff, warum der König nicht

entweder, wenn er begnadigen wollte, die ganze Sache niederschlug, oder ernst und ohne weitere Klage vor dem Volke strafte: so erkannte man aus diesem sonderbaren Schwanken nur allzudeutlich, daß nur Hinterlist den Prinzen schuldig gemacht hatte, und das Volk nannte laut diese ganze Verschwörung vom Escurial eine freche Verleumdung, erfunden von dem Günstlinge, um das größte Hinderniß, welches sich seinen Absichten entgegen setzte, aus dem Wege zu räumen. Die Richter aber, die über das vorgebliche Verbrechen des Prinzen und seiner Vertrauten, der Verfassung gemäß, das Urtheil zu fällen hatten, waren weder durch Furcht, noch durch Versprechungen zu einem Ausspruche zu bewegen, der den Erwartungen des Friedensfürsten entsprochen hätte, so daß dieser, eben so schwach als verbrecherisch, den Muth, auf dem einmal betretenen Wege fortzuschreiten, verlor. Geängstigt durch die sich immer ungescheuter aussprechende Meinung des Volks, noch mehr gequält von dem Zweifel, ob Napoleon die Verhaftung des Prinzen auch günstig aufnehmen werde, beschloß er, die Verfolgung des Prinzen einzustellen, aber doch zugleich den völligen und öffentlichen Sieg desselben zu verhindern, der ihm allzusehr geschadet haben würde. Mit der Miene eines theilnehmenden Freundes eilte er zu dem Prinzen, bot sich ihm als Vermittler bei seinen Eltern an, und versprach die völlige Verzeihung des Vorgefallenen zu bewirken, wenn er sich nur zu einem reuigen Bekenntniß seiner Verirrungen verstünde. Der Prinz, schwach und furchtsam, ließ sich schrecken, und unterschrieb Briefe an den König und die Königinn, wie sie ihm der Friedensfürst vorgelegt hatte. Hierauf erschien denn am fünften November eine abermalige Proklamation, in welcher der König die Briefe des Prinzen bekannt

ma-

machen ließ, und zugleich seinen Entschluß erklärte, zu verzeihen. Bald naher wurde die Bestrafung der übrigen Theilnehmer, die sehr gelinde ausfiel, bekannt gemacht. Der Herzog von Infantado wurde auf sechzig Stunden von der Hauptstadt entfernt und seiner Kriegsämter beraubt, des Prinzen Hofmeister, der Kanonikus Escoiquitz, ein talentvoller Mann und guter Dichter, mußte in ein Kloster wandern, und noch einige Andere traf das Loos der Verbannung.

3.

## Napoleon nimmt Portugal und Hetrurien in Besitz.

Zu eben der Zeit, da in Spanien Unruhe und Verwirrung herrschte, brach auch über Portugal das Ungewitter los. Durch die Aufopferung eines guten Theils seiner Schätze, hatte dieses Reich bisher eine unsichere Neutralität erkauft. Nun aber bestund Napoleon, unter den heftigsten Drohungen, auf unbedingtem Beitritt zum Continental-System, auf gänzlicher Sperrung seiner Häfen; England dagegen auf einer bestimmten Erklärung: welche Parthey der Prinzregent zu ergreifen entschlossen sey, wenn ein französisches Heer gegen Portugal rücke. Es drohte mit der Blokirung aller Häfen, mit dem Verlust alles Handels und der Kolonien.

Der Prinzregent stund, in Ansehung der Herrschergaben, mit dem Könige von Spanien, ohngefehr auf einer Linie. Den Spielereyen mit Pfaffen, die ihn durch die Zauberkraft des Aberglaubens und der Bigotterie beherrschten, sich preisgebend, überließ er die Regierung einigen Großen, die sich, aus Geistesbequemlichkeit, größtentheils von Geistlichen regie-

ren

ren ließen. In der Verlegenheit, wozu man sich entschließen sollte, schlugen die Engländer eine Auswanderung nach Brasilien vor, bis Portugal durch brittische Waffen, oder seiner Zeit, im allgemeinen Frieden, an das Haus Braganza zurückkehren würde. So einleuchtend es indessen war, daß es besser sey, in Amerika frei, als in Europa unter dem Sklavenjoche Napoleons zu leben, so wurde es doch dem Prinzen-Regenten schwer, das heimatliche Europa gegen den fremden glühenden Himmelsstrich zu vertauschen, und erst nach langem Schwanken siegte die bessere Ueberzeugung. Zur Ausführung dieses Entschlusses war es aber durchaus nöthig, die Franzosen zu täuschen. Man mußte die Miene freundschaftlicher Annäherung annehmen, und schloß sogar allen englischen Schiffen zum Scheine die Häfen, während eifrigst alle Vorbereitungen zum Einschiffen getroffen wurden.

Schon frohlockte der französische Geschäftsträger zu Lisabon im Stillen, daß Portugal und die ganze regierende Dynastie in wenig Tagen in der Gewalt eines französischen Heeres seyn würde, mit welchem der Marschall Junot durch Spanien heranzog, und das sich, zur Beurkundung der treuen Absichten seines Herrn und Meisters, gleich beim ersten Tritt auf die spanische Erde, durch arglistige Ueberraschung, der festen Plätze von Figuieras, Barcellona, Pampelona und St. Sebastian, bemächtiget hatte. Junots einschläfernder Aufruf: er komme nicht als Feind, sondern als, gegen die allgemeinen Tyrannen, enge verbündeter Beschützer, seit Portugal den Britten verschlossen sey, verfehlte seinen Zweck. Als er nur noch zwei Stunden von Lisabon entfernt war, gieng die königliche Familie, der Hof, und ein Theil der Armee von einem brittischen

Ge-

Geschwader begleitet, nach Brasilien unter Segel, und nahm einen baaren Geldschatz von 250 Millionen Crusaden (Gulden) mit. So sah man 1700 Europäer auf der andern Hälfte der Halbkugel der Erde ein neues Vaterland suchen, weil sie es verschmäheten, sich in dem alten fremder Willkühr zu fügen.

Junot hielt, nach dem Abgange der Flotte, den 30 November 1807, unter Sturm und Erdbeben, seinen Einzug in Lisabon, ließ die französischen Adler aufpflanzen, die Fahne von Braganza herunter reissen, nahm alles englische Eigenthum in Beschlag, und verbot alle Gewehre. Dadurch ließen sich aber die feurigen Einwohner von Lisabon, die sich von ihrer anfänglichen Bestürzung erholten, und die von ihrem künftigen Zustande nichts Gutes ahneten, nicht abhalten, einen Aufstand zu erregen, der, wenn es ihnen nicht an einem entschlossenen Anführer fehlte, den Franzosen sehr gefährlich werden konnte. Junot ergrief jedoch so strenge Maaßregeln, daß er sobald keinen neuen Aufstand befürchten durfte.

Der Verjagung der portugiesischen Fürstenfamilie folgte wenige Tage nachher schon wieder eine andere. Der französische Gesandte in Florenz kündigte der Königinn von Hetrurien, einer Tochter des Königs von Spanien, an: „Ihr Vater habe Hetrurien gegen anderseitige Entschädigungen an Napoleon abgetreten. Sie werde im Schooße ihrer erlauchten Familie, am Hofe ihres königlichen Vaters, allen Schutz finden. Da die zur Besitznahme abgesandte Armee bereits vor den Thoren stehe, so könne er ihr den Wunsch nicht bergen, sie möge ja ihre Abreise möglichst beschleunigen.“ Es galt hier kein Widerreden, und die Prinzessen reiste, ihres Pri-

Privatvermögens und ihres Geschmeides beraubt, nach Spanien *).

Napoleon hatte inzwischen Portugal und Hetrurien gleichsam nur im Vorbeigehen weggenommen, denn seine Hauptabsicht blieb auf Spanien gerichtet. Dieß wurde deutlich genug an den Tag gelegt, als zu Anfange des Jahres 1808 eine neue Aushebung von achtzig tausend Mann beschlossen wurde, und in dem Berichte des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zu lesen war, daß die ganze Halbinsel die Aufmerksamkeit des Kaisers verdiene. Das erschreckte niemanden mehr als den Friedensfürsten, dem seit der sogenannten Verschwörung von Escurial immer unheimlicher wurde. Die Nachrichten, welche er aus Frankreich erhielt, fiengen an zweideutig zu lauten, und der zum Oberbefehlshaber der französischen Armee in Spanien ernannte Prinz Murat, mit dem er einen Briefwechsel unterhielt, schrieb ihm, daß er zwar alle möglichen Mittel anwenden würde, ihn zu unterstützen, daß aber diese Unterhandlung von sehr zarter Art geworden sey, weil sich in ganz

*) Ihre folgenden Schicksale waren noch weit unangenehmer. Sie erhielt die ihr versprochene Entschädigung in einem Theile Portugals nicht, welche in der Konvention zwischen Frankreich und Spanien verabredet worden war. In Gesellschaft ihrer Eltern kam sie 1808 nach Bayonne, und begleitete sie hierauf nach Italien. Als sie von da nach England flüchten wollte, ließ sie Napoleon zu Rom in ein Kloster sperren, wo sie in harter und dürftiger Gefangenschaft gehalten wurde. Der Pariser Friede, 1814 verschaffte ihr die persönliche Freiheit, aber erst durch den Wienerkongreß erhielt sie das Fürstenthum Lucca als Herzogthum, nebst einer jährlichen Rente von 500000 Franken. Weil sie aber sich weigerte, diese Entschädigung anzunehmen, so ward das Land provisorisch unter österreichische und toskanische Verwaltung gestellt.

ganz Spanien gegen den Prinzen Ferdinand eine besondere Zuneigung äußere, und weil eine französische Prinzessin, um deren Hand sich der Kronprinz beworben, Achtung gebiete.

Je zweideutiger diese Nachrichten lauteten, um so mehr gab sich der Friedensfürst Mühe, Napoleons Gunst zu bewahren, die er für das einzige Mittel hielt, seinem Sturze zuvorzukommen. Der König und die Königinn mußten auf sein dringendes Anliegen selbst an Napoleon schreiben, und bei diesem um die Hand einer seiner Nichten für den Prinzen anhalten. Die Unruhe des verworfenen Günstlings wurde immer größer, als dieses Schreiben lange unbeantwortet blieb, und zuletzt eine unbestimmte, zweideutige Antwort erfolgte. Dagegen rückten immer mehr französische Truppen in Spanien ein, und besetzten verschiedene feste Plätze. Die verdächtigen fremden Gäste waren der Nation in hohem Grade zuwider, und der alte Nationalhaß trat unter den verschiedensten Gestalten hervor. Laut gab man dem Friedensfürsten Schuld, er habe die Franzosen, aus Bekümmerniß um sich, und aus tolldreister Verblendung über die Lage Spaniens, hereingeführt. Vergeblich suchten die Agenten der Franzosen und des Friedensfürsten, das sonst so leichtglaubige Volk mit einem vereinigten Angriffe der französisch-spanischen Heere auf Gibraltar, oder auf die afrikanische Küste zu äffen. Gerüchte von einer Zerstücklung des Reichs, von Zurückdrängung Spaniens bis an den Ebro, fanden weit mehr Glauben, und waren, bei der großen Reitzbarkeit des Spaniers, und seinem tiefen Gefühle für Volksehre, hinlänglich, die Gemüther zu den gewaltsamsten Thaten zu stimmen, um eine solche Schmach abzuwenden, und die verhaßten Fremdlinge zu vertreiben.

## 4.

## Die Revolution von Aranjuez.

Als Napoleon Truppen genug nach Spanien gebracht hatte, und sich das französische Hauptheer, unter Murats Oberbefehl, auf mehreren Seiten Madrid näherte, trat er mit seinem Plane des Verderbens näher hervor. Er ließ dem spanischen Hofe kund thun: Ganz Portugal soll an Spanien fallen, alles Land zwischen dem Ebro und den Pyrenäen dagegen an Frankreich. Nun gähnte endlich dem Friedensfürsten der rauchende Abgrund unverholen an, in welchen er das königliche Haus und das Reich gestürzt hatte. Besinnungslos rieth er dem Könige zur Flucht nach Sevilla, und von dort nach dem großen und reichen Mexiko.

Die Aengstlichkeit des Königs sträubte sich lange gegen diesen Vorschlag, und als er sich endlich durch die Zuredungen seiner Gemahlinn und des Friedensfürsten bewegen ließ, war der rechte Zeitpunkt versäumt. Die Nation, deren Aufmerksamkeit die Anstalten zu der heimlichen Abreise nicht entgiengen, war empört darüber, daß der Hof, für seine eigene Sicherheit sorgend, die Flucht ergreife, sie aber, wie eine Heerde ohne Hirten, der Willkühr des Eroberers Preis geben wolle. Als daher die königliche Garden Befehl erhielten, Madrid zu verlassen, und sich nach Aranjuez zu begeben, wo sich der Hof aufhielt, liefen große Volkshaufen auf den Weg, und riefen den Abziehenden zu: ob sie das Vaterland verrathen und einem Könige folgen wollten, der seine Unterthanen in der gefährlichsten Stunde verlasse, sie dem Hohne ihrer Nachbarn, und Spaniens glorreichen Namen der Vernichtung Preiß gebe? Die

Gar-

Garden schwiegen, weil sie diese Gesinnungen theilten, und setzten ihren Weg fort. Durch den Uebermuth des Günstlings und seiner Leibwache schon früher beleidigt, waren sie ganz für eine Revolution gewonnen. Nur wenige Schweitzertruppen blieben in der Hauptstadt zurück, allein das Ungewitter brach in Aranjuez aus. Schon auf dem Wege dorthin waren einzelne Gefechte zwischen den Garden und den Husaren des Friedensfürsten vorgefallen; laut foderte das Volk, mit der königlichen Leibwache vereinigt, den Tod des verhaßten Günstlings. Der Tumult wuchs mit jeder Stunde, das Landvolk aus der umliegenden Gegend strömte nach Aranjuez zusammen, und gesellte sich zu den Aufrührern.

Mitten unter diesen Vorboten eines nahen Ausbruches der Volkswuth beschleunigte der Hof, mit furchtsamer Eile, seine Anstalten zur Flucht nach Sevilla. Allein dieß diente nur dazu, die Erbitterung des Volks gegen den Friedensfürsten, den es als den einzigen Urheber aller dieser Maaßregeln anklagte, zu vermehren. Vergeblich hatte er die Wachen vor seinem Palaste verstärkt; ungestüm und unter den heftigsten Verwünschungen foderten die Empörer seinen Kopf. In Gemeinschaft mit der Garde stürmte der Haufe den Palast des Verhaßten; alles wurde durchsucht, aber er selbst ward nicht gefunden; es war ihm gelungen, in einem verborgenen Schlupfwinkel den Nachforschungen zu entgehen. Endlich aber nöthigte ihn der brennende Durst, seinen Zufluchtsort zu verlassen, und er bot dem ersten Soldaten, der ihm aufstieß, seine Börse, wenn er ihm einen Trunk Wassers verschaffen, und seine Uniform überlassen wollte. Dieser aber wollte von einem solchen Vorschlage nichts hören, sondern rief seine Kameraden herbei. Schnell verbreitete sich die

Nach-

Nachricht von der Entdeckung des Verhaßten, und lockte von neuem einen zahlreichen Volkshaufen herbei. Die Garden, welche ihn vor körperlichen Mißhandlungen schützen wollten, konnten nicht verhindern, daß er durch Steinwürfe verwundet wurde, und einen Stich durch die Seite erhielt.

Der König und die Königinn hatten indessen im Schlosse die Zeit in der qualvollsten Todesfurcht zugebracht. Flehentlich baten sie ihren Sohn Ferdinand, das empörte Volk zu beruhigen, und den Günstling den Händen desselben zu entreissen. Der Prinz ließ sich erbitten, so viel Ursache er auch hatte, die Gesinnungen des Volkes gegen den Mißhandelten zu theilen. Er trat unter die tobende Menge, und nachdem er den Friedensfürsten hatte vor sich bringen lassen, übergab er ihn, der vom Blute triefte, der Garde als einen Gefangenen, indem er laut versicherte, daß ihm für seine Verbrechen sein Recht widerfahren solle. An eben dem Tage, es war der achtzehnte März des Jahres 1808, ließ der König bekannt machen, daß er den Friedensfürsten und mehrere seiner Anhänger ihrer Aemter und Würden entsetzt habe.

Ohne Zweifel hoffte der König durch diese Maaßregel, welche die Furcht erpreßte, das Volk zu beruhigen; allein seine Nachgiebigkeit that gerade die entgegengesetzte Wirkung, als er gehofft hatte, denn kaum war seine Erklärung bekannt geworden, so brach an demselben Tage in der nahe gelegenen Hauptstadt der Aufstand mit erneuerter Wuth aus. In zahlreichen Haufen, zu denen sich viele Garden gesellten, stürmte auch hier das Volk den Palast des Friedensfürsten. Die Wachen wurden zerstreut, die Thüren erbrochen, der Bruder des Günstlings, Befehlshaber der königlichen Garden, von diesen selbst ge-

fangen genommen, und das Volk kühlte seine Wuth an allem, was es in dem Palaste antraf. Da stieß es auf die Gemahlinn des Günstlings, die angstvoll floh. Das Volk aber, eingedenk ihrer königlichen Abkunft, führte sie ehrfurchtsvoll nach dem königlichen Schlosse, und erst nach ihrer Entfernung setzte es die Zerstörung in dem Hause ihres Gemahls fort. Die Häuser mehrerer seiner Anhänger erfuhren ein ähnliches Schicksal. An Widerstand von Seiten der bewaffnten Macht ward gar nicht gedacht; die Schweizer blieben ruhig in ihren Kasernen, und der Generalkapitän ergriff durchaus keine Maaßregeln, um der Unordnung zu steuern.

Der alte König ward durch diese wiederholten Ausbrüche der Volkswuth in einen solchen Schrecken gesetzt, daß er einer Regierung zu entsagen beschloß, die für ihn ohnehin weit weniger Reitz hatte, als die Jagd und ein gemächliches Privatleben. Hauptsächlich aber war es wohl die Königinn, die ihn, der nie aus eigenem Antriebe zu handeln gewohnt war, zu dem Entschlusse bestimmte, dem Thronprinzen die Krone abzutreten, weil sie dieß für das sicherste, und vielleicht einzige Mittel hielt, den Friedensfürsten zu retten, an dem sie mit ganzer Seele hieng. Ganz unerwartet, und zum allgemeinen Erstaunen machte der König schon am neunzehenten März öffentlich bekannt, daß er der Krone von Spanien zu Gunsten seines Sohnes entsage, weil ihm seine kränklichen Umstände nicht gestatteten, ferner die schwere Last der Regierung seiner Königreiche zu tragen, und weil er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit genöthigt sey, in einem gemäßigteren Klima die Ruhe des Privatlebens zu genießen. Das Volk jubelte bei dieser Nachricht, und der neue König Ferdinand hielt unter dem Zuruf einer wonnetrunke-

nen

nen Menge seinen Einzug in Madrid, denn niemand zweifelte jetzt an der Bestrafung des verhaßten Günstlings, und jederman hoffte, daß nun eine neue glückliche Zeit für Spanien beginne.

## 5.

### Napoleons und seiner Genossen Anschläge auf die spanische Krone.

Die Revolution von Aranjuez lag nicht in Napoleons Gesichtskreise, und er war sehr ungehalten darüber, als ihm der alte König von Spanien von seiner Thronentsagung Nachricht gab. Er hatte gehofft, durch seine zweideutigen Maaßregeln und Aeusserungen, den König Karl und sein Orakel, den Friedensfürsten, entweder zu unbesonnenen und verwirrten Schritten, oder zur Flucht zu verleiten. In beiden Fällen schmeichelte er sich dann, von dem unzufriedenen Volke, wie ein Beschützer und Retter, aufgenommen zu werden. Da er das Ungeheuer des Freiheitstaumels in dem schönen Frankreich gebändigt, alle Mächte des festen Landes nach einander überwunden, und sich in der Trunkenheit unaufhörlicher Siege daran gewöhnt hatte, durch einige Gewaltmärsche oder einen heissen Schlachttag Alles zu entscheiden, einen herabwürdigenden Frieden vorzuschreiben, und gleich auch den Stuhl für seine Intendanten und Administrateurs hinzusetzen; so zweifelte er keineswegs, daß ihm das auch in Spanien gelingen würde. Den edlern Theil der Nation, der allerdings mit den eingerissenen Mißbräuchen höchst unzufrieden war, glaubte er durch erheuchelte lieberale Ideen, durch jenes Blendwerk von Gleichheit der Rechte, von Glaubensduldung, Abschaffung der Inquisition,

Zertrümmerung des Feudalsystems und durch konstitutionelle Formen zu verzaubern, die man nirgend weniger als in Frankreich wirklich besaß, und doch nicht müde wurde, sie als die einzige, aber unschätzbare Ausbeute der Revolution zu posaunen. Er dachte nicht, daß eine Nation mit den Mißbräuchen unzufrieden seyn, und doch durch die Einmischung eines Fremden empört werden könne. In seinem stolzen Wahne hatte er gehofft, nach der Flucht der königlichen Familie, die Stände des Reichs in dem von seinen Truppen besetzten Madrid zu versammeln, ihnen die Untauglichkeit der Regierung recht nahe zu legen, und sie zur Wahl eines neuen Herrschers schreiten zu lassen, die er dann nach seinem Willen zu leiten dachte.

Alles dieses war durch die Revolution von Aranjuez verrückt und verändert. Ein junger Fürst hatte den Thron bestiegen, welcher der Abgott des Volkes war, und von dem man die Abschaffung der Mißbräuche vertrauensvoll erwartete. Ein Vorwand zur Einmischung war nun nicht leicht aufzufinden. Es mußte daher ein neuer Plan entworfen werden, und wie verrätherisch und hinterlistig die That auch sein mochte: Napoleon war entschlossen sie zu vollführen. Schon seit mehreren Wochen war seine nahe Abreise nach dem Süden verkündet, und am zweiten April verließ er Paris wirklich, und nahm seinen Weg nach Bayonne, wo er am 15 April ankam. Schon damals war in Pariser Blättern zu lesen: „Die Behauptung, daß Karl der Vierte die Krone freiwillig niedergelegt habe, ist unhaltbar; es ist Gewalt im Spiele gewesen, die äußerste und widerrechtlichste Gewalt; der große Proceß schwebt jetzt vor dem Richterstuhle des Kaisers, und wird zu Bajonne abgeurtheilt werden.“

Wenn

Wenn diese Aeußerungen den König Ferdinand in Furcht setzten, so mußte diese Furcht noch vermehrt werden durch das, was Murat unter seinen Augen vornahm. Sobald dieser von den Ereignissen zu Aranjuez Nachricht erhalten hatte, zog er seine Truppen zusammen, lebhaft bedaurend, daß er sich in das Vorgefallene nicht gebieterisch hatte legen können. Er umzingelte Madrid, durchschnitt mit andern Heerhaufen die Richtung nach Cadix, des offenbaren Strebens, das ganze Reich zu überschwemmen, seine regulairen Streitkräfte vollends zu zersplittern, und einzelne Aufstände sogleich im Keime zu ersticken. So wenig, als irgend ein anderer Sterblicher, in Napoleons eigentlichen geheimsten Anschlag eingeweiht, sagte ihm doch eine innere Stimme: Napoleons ewige Furcht vor dem bourbonischen Namen, werde die jetzige Gelegenheit nun und nimmermehr ausser Acht lassen, die Anjou's von dem Throne Karls des Fünften herabzustürzen, und seine Dynastie, auch durch diese ungeheure Thatsache, als diejenige erscheinen zu machen, die der unverkennbare Wille des Geschicks, im Mutterreiche sowohl, als in den hinzugekommenen Nebenkronen, zu legitimen Nachfolgern der unwiderruflich vertriebenen Bourbons bestimmt habe.

In diesem Sinne handelte Murat, als er Madrid besetzt hatte. Er fieng sein Ränkespiel damit an, daß er den alten König zu Rückschritten zu bewegen suchte. Ungesäumt schickte er einen seiner Adjutanten an denselben, mit dem Auftrage, ihn, unter Vorspiegelung französischen Schutzes, zu einem Widerrufe seiner Abdankung zu bewegen. Der alte willenlose König war der Spielball aller derer, die auf ihn zu wirken verstunden, und auch jetzt ließ er sich bewegen, einen höchst anffallenden Schritt zu thun.

Er,

Er, der erst einige Tage vorher an Napoleon geschrieben hatte, um ihn zu benachrichtigen, daß er nicht mehr König sey, wurde eben so leicht als zur Niederlegung der Krone, zu einem Widerrufe überredet. Er that dieß abermals in einem Briefe an Napoleon, worin er versicherte, er habe die Krone nur gezwungen niedergelegt, jetzt aber habe er beschlossen voll Vertrauen auf den Edelmuth und das Genie des großen Mannes, welcher sich immer als seinen Freund gezeigt habe, seiner Entscheidung sein Schicksal, das Schicksal der Königinn und des Friedensfürsten zu überlassen." Diesem Briefe war zugleich eine förmliche Protestation gegen die Thronentsagung beigelegt.

So war also durch Murats Schlauigkeit die Sache schnell wieder in ein erwünschtes Geleise gebracht worden, und Napoleon hatte die gerechteste Ursache von der Welt, den Thronfolgestreit zu schlichten, denn der alte König hatte ihn ja selbst dazu aufgefodert. An Bereitwilligkeit, dem Streit ein völliges Ende zu machen, fehlte es ihm natürlich nicht, aber freilich auf eine Weise, die allen Partheyen gleich unerwartet seyn sollte. Er dachte nemlich den Richter zu spielen, der die Partheyen, die um einen Schatz streite, in Gewahrsam bringen läßt, und den Schatz für sich nimmt. Da es aber etwas unbequem und gewagt schien, Ferdinand in der Mitte seiner Unterthanen in einen solchen Gewahrsam schleppen zu lassen, so kam es besonders darauf an, ihn über die Grenze zu locken, und auch das gelang Murats Schlauigkeit nur allzugut. Er hatte sogleich bei seiner Ankunft in Madrid zu verstehen gegeben: so lange sein Kaiser den König Ferdinand noch nicht anerkannt habe, könne auch er durchaus nichts thun, was eine Anerkennung von seiner Seite voraussetze

und deswegen sehe er sich genöthiget, allein mit Karl dem Vierten zu unterhandeln. Auch der französische Gesandte beobachtete ein ähnliches Betragen, und vermied sorgfältig, Ferdinanden auf irgend eine Art als König anzuerkennen.

Es ward inzwischen alles aufgeboten, um den Zwiespalt zwischen Vater und Sohn zu vergrößern. Murat nahm den alten König und dessen Gemahlinn offenbar in seinen Schutz, sandte zu ihrer Sicherheit starke Abtheilungen seiner Truppen nach Aranjuez, und vernahm wohlgefällig ihre Klagen „um den lieben Friedensfürsten.“ Jetzt schon war er frohgenug, die Auslieferung desselben von seinem schwer beleidigten Könige Ferdinand, von dem Gesetz, dem er anheim gefallen war, von dem Volke, das Untersuchung und Bestrafung so vieler Frevel verlangte, gebieterisch zu fodern. Seine Absicht dabei war keine andere, als den Zwiespalt zwischen dem alten und jungen Könige immer unheilbarer zu machen. Im übrigen war Ungewißheit und Verwirrung zu stiften die Achse aller Aeußerungen und Maaßregeln Murats. Einer Seits gab er dem jungen Könige die frohesten Aussichten, anderer Seits wies er unaufhörlich auf die noch mangelnde Anerkennung Napoleons hin, die auch ihn und den französischen Armeen verbiete, von den neuesten Ereignissen verbindliche Kenntniß zu nehmen, und mit jemand andern, als mit Karl dem Vierten zu unterhandeln. Der Kaiser, versicherte er, werde vermuthlich selbst bald nach Madrid kommen, und dann würden ohne Zweifel alle Schwierigkeiten leicht zu heben seyn. Wirklich verkündigten Gerüchte und Zeitungsartikel, Tagesbefehle und vorauseilende Adjutanten, ja das Eintreffen eines Theils der kaiserlichen Feldequipagen, die nahe Ankunft Napoleons. Auf dem Schlosse wur-

wurden Zimmer zu seinem Empfange in Bereitschaft gesetzt, und der Armee ward in einem Tagesbefehle bekannt gemacht, der Kaiser werde sich wahrscheinlich selbst an ihre Spitze stellen.

## 6.

### Ferdinands Reise zu Napoleon nach Bayonne.

Auf Murats unaufhörliches Zureden hatte Ferdinand seinen Bruder, den Infanten Don Carlos, nach Bayonne vorausgesendet, um den Kaiser, der längstens in zwei Tagen eintreffen müsse, zu bewillkommnen, und nach Madrid einzuladen. Kaum war der Infant hinweg, so suchte er den König zu demselben Entschlusse zu bewegen. Mit erheuchelter Theilnahme bat er ihn, dem Kaiser entgegen zu eilen, ihm dadurch den besten Beweis seiner Ergebenheit und seines sehnlichen Wunsches zu geben, durch eine Verbindung ihm noch näher anzugehören, die widrigen Einstreuungen des alten Königspaares und des Friedensfürsten dadurch am kräftigsten zu widerlegen, schnelle Anerkennung und Beseitigung aller Irrungen und Besorgnisse zu erwirken.

Ferdinand wußte nicht, wozu er sich entschliessen sollte. Theils glaubte er dem gefürchteten Kaiser den verlangten Beweis seiner Ergebenheit schuldig zu seyn, dagegen aber erkannte er auch von der andern Seite, wie gefährlich es sey, sich unter diesen bedenklichen Umständen von seinem Volke zu entfernen. Einer seiner Minister rieth ihm, die Hauptstadt nicht zu verlassen, wenigstens nicht früher, als bis er die sichere Nachricht erhalten, der Kaiser sey wirklich in Spanien angelangt und nähere sich Madrid, und selbst dann dürfe er sich nur so weit entfernen, daß er nicht gezwungen sey, eine Nacht auf-

 ser

ser der Hauptstadt zuzubringen. Einige Tage lang schien Ferdinand wirklich entschlossen, diesen vernünftigen Rath zu befolgen, allein bald änderte die Ankunft des Generals Savary, dieses berüchtigten Helfershelfers der schwärzesten Unthaten Napoleons, seinen gefaßten Entschluß. Savary ward als Gesandter des Kaisers angekündigt, und erhielt als solcher sogleich Zutritt bei Ferdinand. Er versicherte, daß er nur in der Absicht gesandt sey, um zu erfahren, ob Ferdinands Gesinnungen in Betreff Frankreichs denen seines Vaters gleich wären, und daß der Kaiser ihn in diesem Falle unmittelbar anerkennen würde. Den angenehmen Eindruck, den diese Versicherung auf den jungen König machte, benuzte der schlaue Abgeordnete auf der Stelle, um die dringendsten Bitten hinzuzufügen, daß Ferdinand dem Kaiser entgegen kommen möchte, indem er versicherte, daß nichts für Napoleon so angenehm und schmeichelhaft seyn würde, als diese Aufmerksamkeit.

Alle diese süßen Worte thaten endlich ihre Wirkung, und im Rathe des Königs wurden diejenigen, welche die Reise widerriethen, überstimmt. Savary bat um die Ehre, den König auf der Reise begleiten zu dürfen, und versicherte, sie könne sich, nach der eben erhaltenen Nachricht von der Annäherung des Kaisers, höchstens bis Bourgos erstreken.

Ferdinand trat die verhängnißvolle Reise am zehenten April an, begleitet von den Herzogen von Infantado und San Carlos, dem Minister Cevallos, dem Kanonikus Escoiquiz und einigen andern vertrauten Rathgebern. Alle Verständigen nannten diese Reise ein gefährliches Wageſtük, und in der Hauptstadt herrschte darüber tiefe Trauer. Hatte doch Murat daselbst Anstalten getroffen, welche feindselige Absichten mit Recht vermuthen ließen, und in

den

den Städten, durch welche Ferdinand reisen mußte, waren auf seinen Befehl Vorsichtsmaaßregeln getroffen worden, die mit Recht Verdacht erweckten. Nach der Abreise des jungen Fürsten hatte er auch dessen königliche Eltern beredet, nach Bayonne zu reisen, und sich der Gnade Napoleons unbedingt zu überlassen.

Als Ferdinand in Bourgos angekommen war, und daselbst weder den Kaiser, noch irgend eine bestimmte Nachricht von ihm fand, so trug er Bedenken weiter zu reisen. Doch Savary wußte ihm so dringend zuzureden, daß er sich endlich bewegen ließ, die Reise bis nach Vittoria fortzusezen. Hier verließ ihn Savary, und eilte nach Bayonne voraus, um seinen Herrn von dem Erfolge seiner Sendung zu benachrichtigen, und neue Verhaltungsbefehle einzuholen. Er kam nach wenig Tagen wieder, und brachte ein Schreiben Napoleons an Ferdinand, das die Antwort auf mehrere Briefe des leztern, besonders auf einen zu Vittoria geschriebenen, enthielt, in welchem er sich über die noch immer verweigerte Anerkennnng von Seiten des französischen Gesandten beklagt hatte.

Napoleon versicherte im Eingange dieses Schreibens, daß es seine Absicht gewesen sey, dem alten Könige zu der Absezung des Friedensfürsten zu rathen. „Die Geschäfte im Norden, fährt er fort, verspäteten meine Reise, und die Ereignisse von Aranjuez geschahen. Ueber das Vergangene bin ich so wenig Richter als über das Betragen des Friedensfürsten; aber ich weiß nur zu gut, wie gefährlich es für die Könige ist, die Völker an Blutvergießen zu gewöhnen, und sich selbst ihr Recht zu verschaffen. Gott bewahre Euer königliche Hoheit vor eigenen Erfahrungen hierüber! — Wie könnte man übrigens dem Friedensfürsten den Proceß machen, ohne das nemliche gegen die Königinn,

ginn, und den König, Ihren Vater zu thun? Ein solches Verfahren kann nur traurige Folgen nach sich ziehen; dadurch begeben sich Euer königliche Hoheit selbst der eigenen Rechte. Sie haben kein Recht, den Friedensfürsten zu verurtheilen; seine Verbrechen, wenn er ja welche begangen hat, verschmelzen sich mit den Rechten des Throns. Doch kann alles dieses wieder gut gemacht werden. Man verbanne den Friedensfürsten aus Spanien, ich biete ihm eine Freistätte in Frankreich an. Was Karl des Vierten Thronentsagung betrifft, so fand sie in dem Augenblike statt, wo meine Armeen in ganz Spanien ausgebreitet waren; ganz Europa und die Nachwelt werden glauben, ich habe nur darum so viel Truppen dort versammelt, um meinen Bundesgenossen und Freund vom Throne zu stürzen. Als nächstbenachbartem Souverain ist es mir erlaubt, diese Thronentsagung, ehe ich sie anerkenne, näher kennen zu wollen. Offen erkläre ich vor Euer königlichen Hoheit, vor Spanien, und vor der ganzen Welt: wenn die Thronentsagung Karls des Vierten rein und aus freiem Antriebe geschah, wenn sie nicht durch die Gährung und den Aufruhr von Aranjuez erzwungen wurde, so werde ich ohne alle Schwierigkeit sie zulassen, und Euer königliche Hoheit als König von Spanien anerkennen; daher wünschte ich über diesen Gegenstand mit Ihnen zu verhandeln. Die Behutsamkeit und Ansicht, womit ich seit einem Monate in dieser Angelegenheit zu Werke gehe, können Sie überzeugen, welche Stütze Sie an mir finden würden, wenn Partheyen, von welcher Art sie seyen, Sie auf Ihrem Throne beunruhigen sollten. Als mich König Karl der Vierte von den Ereignissen des lezten Oktobers benachrichtigte, fühlte ich mich schmerzlich bewegt, doch glaubte ich immer, durch

mei-

meine Aeusserungen zum guten Ausgange der Begebenheiten vom Escurial vieles beigetragen zu haben. Euer königliche Hoheit hatten sehr unrecht; als Beweis davon will ich nur den Brief anführen, den Sie an mich schrieben, und welchen ich zu vergessen standhaft entschlossen bin. Sie sind nun selbst König; und werden einsehen, wie heilig die Rechte des Thrones sind. Jeder Schritt bei einem fremden Souverain, von Seiten eines Thronerben, ist verbrecherisch. Ich betrachte die Heurath einer französischen Prinzessinn mit Euer königlichen Hoheit als eine dem Interesse meines Volkes angemessene Sache, und besonders als einen Umstand, der mich mit einem Hause vereinigen wird, mit welchem ich Ursache habe zufrieden zu seyn, seitdem ich auf dem Throne bin. Euer königliche Hoheit dürfen sich auf die Ausschweifungen und die Gährung des Volkes nicht verlassen. Man kann einzelne französische Soldaten ermorden, aber der Untergang von Spanien würde die Folge davon seyn. Euer königliche Hoheit kennen meine ganze Gesinnung; Sie sehen, daß ich zwischen verschiedenen Ideen schwanke, welche noch bestimmt werden müßten. Sie können versichert seyn, daß ich mich in jedem Falle gegen Sie benehmen werde, wie gegen den König, Ihren Vater. Mögen Sie mir glauben, wie sehr ich wünsche, alles friedlich zu vereinigen, und Gelegenheit zu finden, meine Zuneigung und vollkommene Achtung Ihnen beweisen zu können."

Der unanständige, rücksichtslose Ton, in dem dieser Brief geschrieben war, hätte Ferdinanden leicht von den verderblichen Anschlägen seines Urhebers überzeugen können. Wirklich war er einige Zeit unschlüssig, was er thun sollte, und seine Begleiter baten ihn inständig, nach Madrid zurückzukehren.

Al-

Allein da ihn Savary versicherte, er wolle seinen Kopf verlieren, wenn ihn Napoleon nicht in der ersten Viertelstunde zu Bayonne als König anerkenne, so beschloß er seine Reise dahin fortzusetzen. Ferdinand selbst berichtete dem Kaiser, er werde unverzüglich zu ihm kommen, um ihn zu überzeugen, daß die Thronentsagung seines Vaters, zu seinen Gunsten, durchaus freiwillig gewesen sey. Vergebens war es jetzt, daß die treuen Einwohner von Vittoria, voll ängstlicher Besorgniß und banger Ahndungen, den geliebten Fürsten baten, die Reise nicht fortzusetzen; vergebens war es, daß das Volk den Wagen des Königs aufhalten, und die Zugriemen der Pferde abschneiden wollte. Französische Soldaten, die alle Wege besetzt hielten, zerstreuten die Menge, und dienten dem bethörten Prinzen zur Bedekung gegen die Anhänglichkeit und gegen die nur allzugerechten Besorgnisse seiner Spanier. Als er zu Irun angekommen war, schrieb er noch einmal an Napoleon, und bat sich die Erlaubniß aus, ihn in Bayonne besuchen zu dürfen. Abermals gewarnt und gebeten, nicht über die Grenze zu gehen, setzte er dennoch seine Reise fort, gieng über die Bidassoa und kam nach St. Jean de Luz, dem ersten Orte auf französischem Gebiete. Schon sein Eintritt in dasselbe schien ihm nichts Gutes zu weissagen. Niemand kam, ihn auf der Grenze zu empfangen, wie es dem königlichen Gaste gebührte, und erst zu St. Jean de Luz erschien der Maire mit der Municipalität, ihn zu empfangen.

## 7.

### Ankunft zu Bayonne. Enthüllung der Plane Napoleons.

Kaum hatte Ferdinand den verhängnißvollen Schritt über die Grenze Frankreichs gethan, als Na-

Napoleon in einem, ihm so gewöhnlichen Anfalle von Ungeduld, die vorausgeschickten spanischen Granden zu sich auf das Schloß Marrac, bei Bayonne schied, und ihnen ganz unverholen seinen Vorsatz erklärte, die Bourbons vom spanischen Throne zu stossen. Augenblicklich eilten diese ihrem, in die Schlingen des Verderbens so tief verwickelten, Herrn entgegen. Napoleon, seiner eigenen Voreiligkeit zürnend, und in Sorge, Ferdinand könnte durch schnelle Flucht doch noch den spanischen Boden erreichen, schickte ihnen den Fürsten Berthier mit dem Befehle nach, sie zu verhaften. Allein schon hatten sie ihren unglücklichen König getroffen, und ihm jene verschnelle Beichte des Tyrannen hinterbracht. Ferdinand konnte nicht mehr zurück; seine Stunde war da. Kaum wußte Napoleon sein Opfer in seiner Gewalt, als er noch den unwiderstehlichen Drang fühlte, es zu verhöhnen. Er machte Ferdinanden, der am zwanzigsten April zu Bayonne ankam, den ersten Besuch, und erwies ihm mit Affectation alle Ehrenbezeichnungen eines gekrönten Hauptes.

Schon fieng der junge König an zu hoffen, und sich zu freuen, daß er, aller Warnungen ungeachtet, seinen Reiseplan ausgeführt habe. Wie erstaunte er aber, als, noch am Tage seiner Ankunft, nach der Rückkehr von der kaiserlichen Tafel in seine Wohnung, der Verführer Savary vor ihn trat, und, im empörendsten Gegensatze mit jenen goldenen Bergen, die er in Madrid, in Bourgos und Vitoria versprochen hatte, erklärte: Napoleon habe unwiderruflich beschlossen, die Bourbons sollten aufhören, in Spanien zu regieren. Ferdinand habe daher für sich und sein Geschlecht auf Spanien und Indien, zu Gunsten der Familie Bonaparte, auf ewige Weltzeiten Verzicht zu leisten. Er wolle ihn dafür

für durch Hetrurien entschädigen, die Königinn von Hetrurien hingegen im nördlichen Portugal. Ferdinand möge eilen, dieses großmüthige Erbieten vor der Ankunft seines höchst erbitterten, gleichfalls nach Bayonne beschiedenen Vaters anzunehmen, der Spaniens und seines Hauses Schicksal ganz unbedingt in Napoleons Hände gelegt habe.

Gewohnt, allen seinen Umgriffen durch plötzlich auflodernde Hinterlist und niederschmetternde Gewalt, alle Vortheile des Angriffs, der Ueberraschung und des Schreckens beizulegen, wählte Napoleon absichtlich ein solches rücksichtsloses Verfahren gegen seinen erlauchten Gast, um ihn zu betäuben, und zur unbedingten Ergebung in seine Hand zu zwingen. Da es überdieß seinem Plane ganz entgegen war, Spanien zu erobern, so kam ihm alles darauf an, ein äusserliches Recht auf dieses Reich zu erlangen, welches nur durch eine Entsagung Ferdinands zu erreichen war, die so viel als möglich den Schein einer freywilligen erhalten mußte. Dazu wurden denn auch alle Triebfedern in Bewegung gesetzt; man strebte durch Ferdinands Rathgeber auf ihn zu wirken. Napoleon warf seine Augen besonders auf den Kanonikus Escoiquiz, von dem man wußte, daß er einen großen Einfluß auf den Monarchen haben. Er berief ihn noch an eben dem Tage, da Ferdinand in Bayonne angekommen war, zu sich, und trug ihm auf, diesen zur Verzichtleistung auf Spanien und Amerika zu bewegen, ihm dagegen Hetrurien nebst dem Königstitel und einigen Geldvortheilen anzubieten, auf den Fall der Weigerung aber die übelsten Folgen zu drohen.

Der edle Spanier, über diesen Antrag höchst erstaunt, setzte dem Kaiser mit der bündigsten Klarheit auseinander, wie ganz unmöglich es sey, daß

Fer-

Ferdinand seinem angestammten Reiche entsage, und wie auch, wenn er es wollte, die spanische Nation es nimmermehr zugeben werde, daß sie, sobald das Haus Bourbon nicht mehr vorhanden sey, ihr Recht ausüben werde, einen andern Regentenstamm zu wählen. Wolle aber Napoleon, wider Willen der Nation, die Sache mit Gewalt durchsetzen, so habe er nicht nur von dieser den heftigsten Widerstand zu erwarten, sondern auch alle Mächte von Europa, welche schon jetzt auf seine errungene Größe eifersüchtig wären, würden die Ausführung eines solchen Unternehmens nie zugeben. Besonders würde sein gefährlichster Feind, England, diese Gelegenheit nützen, ihm auf das empfindlichste zu schaden, und dagegen für sich selbst, durch Abreißung der reichen spanischen Kolonien, und der England dann allein zufallende Handel mit denselben, die größten Vortheile gewinnen. Auch bei der französischen Nation selbst werde dieses Unternehmen Abneigung und Widerwillen erregen; kurz, dasselbe müsse nothwendig für ihn die größten Nachtheile haben, es werde ihn in Rücksicht aller übrigen Verhältnisse auf die furchtbarste Art schwächen, und könne zuletzt seinen und seiner Dynastie gänzlichen Untergang zur Folge haben. Dagegen eröffnete ihm Escoiquiz die Aussicht der beruhigendsten Sicherheit seines Throns und des blühendsten Wohlstandes seines Reichs, wenn er die sich ihm jetzt darbietende Gelegenheit benutze, eine recht enge und feste Verbindung mit Spanien zu schließen. Dieß werde am besten dadurch bewirkt werden können, wenn er die in der königlichen Familie ausgebrochenen Irrungen durch sein Ansehen beilege; Ferdinanden, dem sein Vater ohne allen Zwang seine Rechte abgetreten habe, als König anerkenne; demselben, nach dessen Wunsch, eine Prinzessinn seines Hauses zur Gemahlinn gebe; wenn er diesem jun-

jungen Könige helfe, seinem Lande eine dasselbe begleitende freie Verfassung zu geben, und wenn er mitwirke, daß Spanien alle ihm durch die Natur dargebotenen Vortheile zu seinem wahren Glück benütze; besonders aber, wenn er durchaus nicht entgegen sey, sondern vielmehr beitrage, daß dieses Land von der schädlichen Unterdrückung des Friedensfürsten befreit, und dieser allgemein verhaßte Günstling für immer entfernt und gesetzmäßig bestraft werde. Napoleon werde hierdurch nicht nur den König aufs engste mit sich verbinden, sondern die Bewunderung und Liebe der ganzen Nation gewinnen, und sich in ihr den treuesten, für alle seine Zwecke kräftigst mitwirkenden Alliirten erwecken, und zugleich seiner eigenen Nation, durch Handelsverbindungen für Spanien und dessen Kolonien, die Quellen eines festen und großen Wohlstandes eröffnen. Sollte Napoleon eine neue Dynastie auf den spanischen Thron erheben wollen, so werde er stets genöthiget seyn, zwei bis dreimal hundert tausend Menschen in den Provinzen vertheilt liegen zu lassen, um ihren Aufruhr zu verhindern; der neue König werde nur über Leichen herrschen, über Trümmer, über die traurigen Reste eines verzweifelten Volks, über wüthende Sklaven, bereit, bei der ersten Gelegenheit die verhaßten Ketten zu zerreissen. Und selbst im Falle der gänzlichen Unterwerfung werde Spanien für Frankreich nichts seyn, als eine drückende Last.

Napoleon schien dem Spanier mit Aufmerksamkeit zuzuhören, und behandelte ihn mit Freundlichkeit. Ueberzeugt wurde er zwar nicht, aber doch erschüttert, und erst nach einigem Besinnen sagte er: „Nein, Sie übertreiben sehr; der Widerstand der Spanier wird nicht sehr zu fürchten seyn. Die Grossen und Reichen werden, aus Furcht ihr Vermögen

zu

zu verlieren, ruhig bleiben, und allen ihren Einfluß anwenden, um auch das Volk zu beruhigen. Dasselbe werden die Geistlichen und Mönche thun, die ich für jede Unordnung verantwortlich mache, und Sie wissen wohl, daß diese Leute viel vermögen. Der Volkshaufen allein wird vielleicht an einigen Orten Bewegungen machen, aber einige ernste Züchtigungen werden ihn bald wieder zur Pflicht zurückführen. Die Länder, in welchen viele Mönche sind, kann man leicht erobern, ich weiß es aus Erfahrung. Was die Kolonien betrifft, so hab' ich mich durch heimliche Verbindungen mit dem spanischen Amerika wohl verwahrt; zur Vorsorge hab' ich einige Fregatten dahin geschickt, und ich hoffe den besten Erfolg von diesen Maaßregeln."

Die Unterredung wurde damit abgebrochen, daß Napoleon sagte, er wolle die Sache noch einmal überlegen, und am folgenden Tage dem Escoiquiz das Resultat seiner Ueberlegung mittheilen. Dieß geschah wirklich, bestund aber blos darinn, daß er erklärte: seiu Entschluß sey unabänderlich, Ferdinand müße auf Spanien Verzicht leisten. Um dieselbe Erklärung zu vernehmen, war Ferdinands Miniſter Cevallos zu Champagny, der damals Napoleons Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten war, gerufen worden. Als Cevallos sich über ein so höchst widerrechtliches Verfahren beklagte, und von dem Vertrauen sprach, mit welchem Ferdinand nach Bayonne gekommen sey, welches nun so belohnt werde, wiederholte Champagny das Mährchen von dem Zwange, der bei Karls Abdankung obgewaltet habe. Treffend fragte hierauf Cevallos wie man denn, wenn eine solche Abdankung richtig sey, daran denken könne, Ferdinanden zwingen zu wollen? Er widerlegte dann die Behauptung Champagny's,

daß

daß Napoleon in einem neuen Kriege mit dem Norden nie vor Spanien sicher seyn werde, durch Erinnerung an das, was Spanien seit dem Basler Frieden für Frankreich gethan hätte. In diesem Augenblicke trat Napoleon ins Zimmer, fuhr den Cevallos an, und nannte ihn einen Verräther. Der Minister verlohr die Fassung nicht, sondenn fuhr fort, alle ihm zu Gebote stehenden Gründe für die Erhaltung seines Königs anzuführen. Napoleon, der nichts darauf zu erwiedern wußte brach die Unterredung plötzlich ab, indem er sagte: „Ich habe meine eigene Politik. Sie müßen lieberalere Ideen annehmen, weniger empfindlich im Punkte der Ehre seyn, und die Glückseligkeit Spaniens nicht den Vortheil der Familie Bourbon aufopfern.“

So viel unerwartetes Widerstreben Napoleon fand, so gab er doch die Hoffnung nicht auf, zu einer friedlichen Ausgleichung zu gelangen. Um die Welt von der Freiwilligkeit der gefoderten Abdankung zu überzeugen, wünschte er senlich, daß Ferdinand Hetrurien zur Entschädigung annehmen möge. Er wiederholte diesen Antrag mehrmals, und betheuerte dabei, daß, wenn Ferdinand nicht vor der Ankunft des schon auf dem Wege nach Bayonne befindlichen Königes Karl einwillige, ihm seine Rechte auf Spanien abzutreten, und die Schadloshaltung Hetruriens anzunehmen, er in dem Augenblicke, wo der König ankäme, alle Unterhandlungen mit Ferdinand abbrechen werde, der dann gar keine Schadloshaltung zu hoffen habe.

Ferdinand zog alle angesehenen Männer seines Gefolges zu Rathe, um aus dem Labyrinthe, in dem er sich befand, einen rettenden Ausweg zu finden. Nur sehr Wenige stimmten für die Annahme Hetruriens, ein wie schlechter Tausch auch dieß kleine

Land

Land gegen Spanien und Amerika seyn mochte, weil man, wie sie sagten, dem Könige in dieser schlimmen Lage wenigstens irgend ein erträgliches Daseyn erhalten müße, und Napoleon dadurch genöthiget würde, Ferdinanden wie einen König zu behandeln. Bindend für die wirkliche Entsagung Spaniens werde der Vertrag doch nicht, da er so offenbar erzwungen sey. Die Mehrheit war dagegen der Meinung, daß Hetrurien zu verwerfen sey, und stimmte hierinn dem Infanten Don Carlos bei, welcher bei diesem Antrage geäußert hatte: „Besser gar nicht leben, als ehrlos!“ Einige von Ferdinands Begleitern dachten noch immer, daß es Napoleon gar kein Ernst sey, ihren König zu entthronen, er suche vielmehr nur einen möglichst vortheilhaften Vergleich mit ihm einzugehen, und wenn Einige von der Abtretung des nördlichen Ebroufers sprachen, so behaupteten Andere sogar, auch dieß werde nicht erfolgen, wenn man fest bleibe, und Napoleon werde sich am Ende mit ein paar Kolonien begnügen. So träumten die Verblendeten noch am Rande des Abgrundes; eine merkwürdige Thatsache, weil sie beweist, wie wenig Napoleon damals noch gekannt wurde.

Da der Minister Cevallos in den Unterhandlungen mit Champagny unerschütterlich die Rechte seines Königs vertheidigte, und sich auf keine Weise nachgiebig bewies, so wurde Ferdinanden bedeutet, einen biegsamern Unterhändler zu wählen. Jetzt wurde Labrador zu dem mißlichen Geschäfte bestimmt, aber auch mit diesem kam man zu keiner gütlichen Uebereinkunft. Der Vorschlag, sich mit der Abtretung Spaniens zu begnügen, Ferdinanden dagegen als Kaiser von Amerika anzuerkennen, gefiel Napoleon im ersten Eindrucke: „Ich habe nichts dagegen, das thut mir gar nichts;“ aber in wenig Augenblicken setzte er hin-

zu:

zu: „Doch nein, nein, ich will nichts mehr davon hören. Ich habe schon zwei Fregatten hingeschickt, und will davon auch meinen Theil haben. Ich fühle wohl, daß das, was ich thue, nicht recht ist, aber sie können mir ja den Krieg erklären. Ueberhaupt, warum sind denn die jungen unerfahrnen Leute ohne Paß hieher gekommen? Ich will Niemanden Böses thun, aber ist mein politischer Wagen einmal im Rollen, wehe dem, der unter die Räder kommt! — Was wissen diese Menschen, was eine französische Armee ist? Die Preußen haben diesen Unglauben theuer gebüßt. Würde der Spaß mir achzig tausend Mann kosten, so würd' ich es wohl bleiben lassen, allein es wird keine zwölf tausend Mann erfodern, und bald zu Ende seyn."

Da sich Ferdinand und seine Begleiter endlich überzeugen mußten, daß keine Uebereinkunft möglich sey, so wünschten sie natürlich nichts mehr, als von Bayonne wegzukommen, und wieder nach Madrid zurück zu kehren. - Als in dieser Hinsicht Labrador den Champagny fragte: ob der König frei wäre? erhielt er zur Antwort? das leide keinen Zweifel; allein wegen seiner Rückreise müßte er sich mit dem Kaiser selbst verständigen. Schon diese Antwort gab deutlich zu erkennen, daß sich Ferdinand zu Bayonne in wirklicher Gefangenschaft befinde. Und als er dem Kaiser anzeigte, er sey gesonnen in sein Reich zurück zu reisen, und die Verhandlungen durch Cevalles fortsetzen zu lassen, erhielt er gar keine Antwort. Napoleon war weit entfernt, die Leute die sich ihm selbst in die Hände geliefert hatten, wieder fahren zu lassen, deswegen wurden auch die Vorsichtsmaaßregeln, um jede Flucht des Königs unmöglich zu machen, mit verdoppelter Wachsamkeit verschärft. Die Wälle der Stadt, so wie die Thore,

waren mit zahlreichen Wachen besetzt, es wimmelte von Truppen, von verkleideten Gensdarmen und Spionen, die ganze Stadt war unter strenger Polizeiaufsicht, und wer durch ein Thor gehen wollte, ward scharf untersucht. Eines Tages wagte es sogar ein Gensdarme, Ferdinanden und Infanten Don Carlos anzuhalten, und Hand an sie zu legen.

## 8.

### Fortgesetzte Verhandlungen zu Bayonne, nach der Ankunft des Königes Karl.

Es lief ganz gegen Napoleons Erwartung, daß Ferdinand und seine Begleiter der Abtretung einen so muthvollen Widerstand entgegen setzten. Seine Plane wurden dadurch abermals, wie durch die Ereignisse zu Aranjuez, völlig verrückt. Der junge König befand sich zwar in seiner Gefangenschaft, und er nahm sich wohl in Acht, daß er ihm nicht entschlüpfen möchte; allein mit der Gefangenschaft war noch bei weitem nicht alles ausgerichtet. Er hatte von der Furcht, der Bestürzung Ferdinands und seiner Räthe erwartet, daß die Vorschläge, die er ihm gemacht hatte, sogleich würden angenommen werden, und er fand nun einen so beharrlichen Widerstand, daß die Unterhandlungen um keinen Schritt vorwärts rückten. So fand er sich nun in der peinlichen Lage, das ganze Gewebe, welches ihm dazu dienen sollte, Spanien mit allem Anscheine des Rechts zu bekommen, vergebens angesponnen zu haben. Selbst einer seiner Vertrauten wagte es jetzt, ihm in beweglichen Worten vorzustellen, wie sein eigener Ruhm ihm gebiete von seinem Plane abzustehen, und den gefangenen Fürsten loszulassen. Allein statt dieser

Vorstellung Gehör zu geben, oder sich durch die Schwierigkeiten abschrecken zu lassen, suchte er vielmehr seinen Zweck auf einem andern Wege zu erreichen.

Der alte König Karl mußte jetzt das Mittel werden, die Herrschaft über Spanien zu erlangen. Ermüdet durch den hartnäckigen Widerstand Ferdinands und seiner Räthe, richtete Napoleon sein Augenmerk auf diesen schwachen Fürsten, und seine ihn beherrschende Gemahlinn. Um beide ganz unbedingt für seinen Willen zu stimmen, gab es kein besseres Mittel, als ihnen ihren Liebling, den Friedensfürsten, zurückzugeben, der noch immer, auf Ferdinands Befehl, in Madrid gefänglich verwahrt wurde. Murat erhielt die Weisung, seine Befreiung, es koste was es wolle, zu erzwingen, und wirklich gelang es den Drohungen desselben, den Gefangenen in seine Hände zu bekommen. Er ließ ihn sogleich, unter einer starken militärischen Bedeckung, nach Bayonne abführen, wo ihn Napoleon mit Freundlichkeit aufnahm und in seine Plane einweihte. Er hatte sich dießmal nicht verrechnet. Von dem Friedensfürsten war nemlich mit Recht vorauszusetzen, daß er, wenn einmal seine despotische Gewalt in Spanien unwiderbringlich verloren war, leicht dahin zu bewegen seyn werde, gegen Ferdinand zu arbeiten, und die Eltern zu vermögen, ihre Krone, mit Verstoßung ihres Sohnes, in die Hände Napoleons niederzulegen. Dieß war es aber allein, was dieser wollte: ihm genügte, wenn sich einer von den beiden Herrschern, der alte oder der neue, zur Abtretung an ihn verstand, und wer abtrat, den erkannte er für den rechten, nemlich bis er die Krone zu Gunsten seiner Dynastie niedergelegt hatte. Der Vater sollte nunmehr als öffentlicher Ankläger des

Soh=

Sohnes auftreten; er sollte seine Thronentsagung, als die lichtscheue Folge unkindlicher Gewalt und hinterlistiger Nachstellungen, nochmals zurückrufen, und durch diese unnatürlichen Schritte, vor den Augen Spaniens und der Welt, das alte Herrscherhaus unrettbar heruntersetzen.

Nur zu gut gelang, was man beabsichtigte, und die erstaunte Welt sah das Schauspiel eines Greises, der die Pflichten gegen das Land, dessen König er lange gewesen war, völlig vergaß, und bei dem Furcht und Schwäche die Gefühle eines Vaters für seine Kinder so erstickten, daß er seine eigene Familie ächtete, um einen Fremdling mit einem der ersten Throne der Welt, der jenen gehörte, zu beschenken. Nicht blos Bösartigkeit war es, die Karln zu diesem Schritte bewog, sondern der höchste Grad von Schwäche. Wie hätte ein Mann von seiner Gemüthsart sich dem, was seine Gemahlinn, der Friedensfürst und Napoleon vereinigt wollten, widersetzen können!

Es kostete wenig Mühe, den alten Fürsten zu bewegen, die Reise nach Bayonne zu machen. Die Zuredungen seiner Gemahlinn, die hier den geliebten Friedensfürsten wieder sehen sollte, erleichterten es Murat, seinen Auftrag auszurichten; ja es gelang ihm sogar, die ganze königliche Familie nach Bayonne zu locken, damit von keiner Seite irgend ein Hinderniß gegen die Ausführung des beschlossenen Plans übrig bliebe. Trotz seiner Kränklichkeit machte Karl die unglückliche Reise, wie es Napoleon befohlen hatte, mit der äußersten Geschwindigkeit, und kam am dreissigsten April, mit der Königinn und der Tochter des Friedensfürsten, in Bayonne an. Bald trafen auch die noch übrigen Mitglieder der königlichen Familie, durch Drohungen gezwungen, da-

daselbst ein. Von jetzt an hörten die bisherigen Unterhandlungen mit Ferdinanden gänzlich auf.

Napoleon begab sich, bald nach der Ankunft des alten Königes, zu demselben, und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Dann wurde Ferdinand herbeigerufen, und nun eröfnete ihm sein Vater, in Gegenwart Napoleons und der Königinn, daß, wenn er ihm nicht bis zum folgenden Morgen die Krone, mittelst einer eigenhändig vollzogenen Urkunde, ohne alle und jede Nebenbestimmung oder Bedingung von seiner Seite, wieder zustelle, er, sein Bruder und sein Gefolge, von dem Augenblicke an, als Ausgewanderte behandelt werden würden. Um diesem Befehle mehr Nachdruck zu geben, fügte Napoleon hinzu, daß er gezwungen seyn würde, sich zum Beschützer eines unglücklichen Vaters und Königs gegen einen rebellischen Sohn aufzuwerfen, der ihn so grausam beleidiget habe. Der bestürzte Ferdinand wollte antworten, allein sein verblendeter Vater unterbrach ihn zornig, gebot ihm zu schweigen, und schrie: sein Sohn habe versucht, ihn zu entthronen, ja selbst zu ermorden, überhäufte ihn mit Schmähungen, und stand zuletzt sogar von seinem Sitze auf, um ihn zu mißhandeln. Wüthender noch gehährdete sich die Königinn, stieß die ärgsten Schimpfreden und Drohungen gegen ihren Sohn aus, warf ihm vor, er habe sie vom Throne gestoßen, und verlangte sogar von Napoleon, ihn auf das Blutgerüste zu bringen. Selbst der letztere ward, durch die unnatürlichen Aeußerungen der Mutter so erschüttert, daß er nach seiner Zurückkunft in den Garten von Marrac, fast sein ganzes Gefolge hastig um sich versammelte, und ihnen jenen Auftritt mit ungewohnter, innerer Empörung erzählte. Zuletzt kam er aber auf die Bemerkung: „Es ist nur ein Mann von Genie unter allen diesen

sen Menschen; das ist der Friedensfürst; er hat sie nach Amerika führen wollen, und das war groß und schön."

Ferdinand sah, nach der Begegnung, die er erfahren hatte, kein Mittel mehr, seine Ansprüche auf die Krone zu behaupten. Indessen wollte er doch noch versuchen, ob er nicht bei seiner Verzichtleistung Spanien wenigstens vor fremden Herrschern bewahren könnte. Er schrieb seinem Vater, und erbot sich, die Krone niederlegen, wenn dieser nach Madrid zurückkehren, und dort die Cortes oder obersten Gerichtshöfe versammeln wolle, in deren Gegenwart er ihm feierlich die Regierung übergeben werde; nur müßte er nicht von Personen begleitet seyn, die den gerechten Haß des Volkes auf sich geladen hätten. Wollte der König weder selbst mehr die Zügel der Herrschaft ergreifen, noch nach Spanien zurückkehren, so möge er ihn dieselbe in seinem Namen, und als seinen Stellvertreter, verwalten lassen.

Der alte König beantwortete diesen Antrag in einem Briefe voller Vorwürfe, oder vielmehr, er setzte seinen Namen unter eine, dem Inhalte nach wahrscheinlich von Napoleon vorgeschriebene, und vom Friedensfürsten aufgesetzte Antwort. Alles Unglück, welches Spanien betroffen, wird darinn Ferdinanden beigemessen; in der Verschwörung von Escurial habe man den Beweis der Schuld des Prinzen in seinen Papieren gefunden, der Vater aber habe alles vergessen und ihm verziehen. Ja, wie offenkundig und klar es auch war, daß keine Gewalt Karln zur Thronentsagung von Aranjuez gezwungen habe, ließ man dennoch den alten Mann in diesem Schreiben sagen, der Prinz habe seine Garden gegen ihn aufgewiegelt, ihn zum Gefangenen gemacht, und ihm die Krone entrissen. So habe er endlich seine Zu-

flucht zu dem Kaiser der Franzosen genommen, dem er sein Leben, das Leben der Königinn und seines ersten Ministers danke, und der erklärt habe, daß er Ferdinanden, den Feind seines Vaters, nie als König anerkennen werde. „Ich bin König, hieß es dann, durch das Recht meiner Voreltern, und meine Abdankung war erzwungen. Ich willige in keine Zusammenkunft, ich gebe zu nichts meine Zustimmung, was einen Bürgerkrieg erregen könnte."

Der durch diesen Brief auf das empfindlichste gekränkte Sohn, faßte in seiner Antwort, in welcher er die, einem Vater schuldige Achtung durchaus nicht vergaß, nochmals die Hauptzüge der Begebenheiten zusammen, um seine Unschuld darzuthun. Siegreich beantwortete er die ihm gemachten Vorwürfe, indem er sagte: „Ueber den Vorfall im Escurial hätten die Richter einstimmig erklärt, es sey niemals eine Verschwörung, und überhaupt kein Grund der Hochverraths-Anklage vorhanden gewesen. Der Befehl zur Abreise nach Sevilla, und alle andere Anstalten, hätten doch unstreitig auf Auswanderung nach Amerika gedeutet; dieses habe den allgemeinen Haß gegen den Friedensfürsten, als gegen die einzige Ursache alles Unglücks gesteigert, Napoleon selbst habe ja seine gänzliche Entfernung angerathen. Niemand habe des Königs Thronentsagung verlangt, um so mehr seyen alle davon überrascht worden, wiewohl der König seinen dießfälligen Wunsch schon öfter wiederholt, und vor dem diplomatischen Korps beharrlich erklärt habe. Der sehnliche Wunsch, dem Kaiser Napoleon durch eine Vermählung noch näher anzugehören, sein Benehmen gegen Murat und gegen die französischen Heere in Spanien, seine gegenwärtige Reise nach Bayonne, jede Stunde seit seinem Regierungsantritt, zeige wohl eher von unbedingter Hingebung Ferdinands

nands an Frankreich, als vom Haß. Allererst in Bayonne habe er von seines Vaters Protestation gegen die Abdankung, ein ernstes Wort gehört, obgleich dieser, auch in Bayonne, nicht die Thatsache habe in Abrede stellen können, daß dieselbe aus keinerlei Zwang, sondern aus eigenem Antriebe geschehen sey. Zuletzt beschwor er, in diesem Briefe, seinen Vater, Spanien nicht zu verlassen, und bat ihn auf's dringendste, seine Lage ernstlich in Betrachtung zu ziehen und zu bedenken, daß es auf nichts weniger ankomme, als seine Dynastie von dem Throne Spaniens auszuschließen, und die kaiserliche Familie von Frankreich an ihre Stelle zu setzen — ein Schritt, den der König nicht thun könne, ohne die förmliche Bewilligung aller deren, die ein Recht auf die Krone haben, noch weniger, ohne eine eben so förmliche Einwilligung des als Cortes an einem Orte, wo sein Wille frei ausgedrückt werden könne, versammelten spanischen Volkes.

9.

## Aufstand in Madrid. Umsturz dem spanischen Königsthrons.

In Madrid ereigneten sich inzwischen Auftritte, welche auf die Verhandlungen in Bayonne einen entscheidenden Einfluß hatten, und ihr Ende beschleunigten. Längst waren die Einwohner der übermüthigen Gäste, deren Anmaßlichkeit mit jedem Tage wuchs, überdrüssig. Obgleich Murat mit 40,000 Mann und vielem groben Geschütz die Umgebungen der Hauptstadt, mit 10,000 Mann die Stadt selbst besetzt hielt; wiewohl 30,000 Franzosen ausserdem zwischen Madrid und Bayonne aufgestellt waren, und

in

in wenigen Tagen herbei eilen konnten; wiewohl sämmtliche Grenzfestungen sich in ihren Händen befanden, und auf einer andern Seite Junot mit 30,000 Mann, von Portugal aus, Spanien bedrohte, die spanische Besatzung von Madrid aber kaum 4000, zwar tapfere, aber schlecht bewaffnete und ausgerüstete Krieger zählte, so war dennoch die Wuth der Menge bereits zu einer solchen Höhe gestiegen, daß sie nur mit Mühe von einem blutigen Auftritte zurück zu halten war. Schon waren einzelne Streitigkeiten mit den Franzosen vorgefallen, die nur durch die thätigsten Anstrengungen der Regierung und der angesehensten Einwohner beigelegt werden konnten. Der Fremden unerträglicher Uebermuth, Ferdinands Verlockung und Zurückhaltung auf fremdem Boden, die fortdaurende Anerkennung Karls des Vierten, als einzig rechtmäßigen Königs, durch die Franzosen, gab dem unter der Asche glimmenden Feuer immer neue Nahrung. Daß aber Murat auch noch die letzten Glieder der königlichen Familie, die Königinn von Hetrurien und ihren Sohn, ihren jüngsten Bruder Franz und ihren Oheim Don Antonio, gebieterisch von Madrid hinweg, nach Bayonne schaffte, veranlaßte blutige Auftritte. Der zur Abreise bestimmte Tag war der zweite May. Schon am frühen Morgen dieses Tages sammelten sich beträchtliche Volkshaufen in der Nähe des Palastes, zahlreich waren zugleich die Landleute aus den benachbarten Gegenden in die Stadt zusammen geströmt. Ruhig ließ jedoch das Volk die Königinn von Hetrurien abreisen, dagegen aber widersetzte es sich thätlich der Abfahrt eines andern Wagens, den man für den Infanten Franz bestimmt glaubte. In diesem Augenblicke erschien ein Adjutant Murats, und ward alsbald von der wüthenden Menge angefal-

fallen. Eine in der Nähe befindliche französische Streifwache, die er herbeigerufen, gab Feuer, und die lang verhaltene Wuth brach in helle Flammen aus; binnen einer halben Stunde war in allen Theilen der Stadt Blutvergießen und Kampf.

Es ward von beiden Theilen mit wilder Erbitterung gestritten, vorzüglich in der Nähe der Kirchen und Klöster; Priester und Mönche führten die Volkshaufen an. Muthig fochten die Spanier, allein ohne Regel und Ordnung; die Ermordung einzelner Franzosen hielt sie auf, und ließ Murat Zeit, neue Truppen aus der Nachbarschaft herbeizuziehen, und die Hauptpunkte in der Stadt selbst zu besetzen. Zugleich eilten der hohe Rath von Kastilien und die Minister des Kriegs und der Finanzen herbei, die tobende Menge zu beruhigen, und der Verbreitung des Aufruhrs Einhalt zu thun. Murat, der alles Erdenkliche gethan hatte, das Volk zum Aufruhr zu reitzen, um jeden fernern Widerstand durch ein einziges Beispiel des Schrekens zu erdrücken, ließ trotz der verkündigten Straflosigkeit und Vergessenheit, mehrere hundert Spanier, die auch nur ein Federmesser in der Tasche getragen hatten, noch in derselben Nacht erschießen. Von den Franzosen waren etwa 500 ein Opfer der Volkswuth geworden.

Absichtlich erstattete Murat von diesem Aufstande einen höchst übertriebenen, lügenhaften Bericht nach Bayonne. Er gab den Verlust der Spanier auf einige Tausende verächtlichen Gesindels an, und rühmte sich dabei der strengen Lehre, die er dem unbändigen Volke gegeben habe. Mit diesem Berichte begab sich Napoleon sogleich zu dem alten Könige und seiner Gemahlinn, und benutzte den Inhalt desselben zur Beschleunigung seiner Anschläge, was ihm nur allzugut gelang. Schon nach einer Stun-

de

de ward Ferdinand, in Gegenwart des Verderbers, vor seine Eltern gefodert, um von neuem die empörendsten und erniedrigsten Ausdrücke anhören zu müssen; unbedingt solle er der Krone entsagen, denn ihm komme es nicht zu, Bedingungen zu machen. Bei längerem Besinnen wurde er bedroht, mit allen seinen Rathgebern, als Thronräuber und Verschwörer gegen das Leben seiner Eltern behandelt zu werden.

Ferdinand sah jetzt keinen Ausweg mehr. Durch Schmähungen und Drohungen aller Art gezwungen, unterfertigte er am sechsten May eine Verzichtleistung zu Gunsten seines Vaters, und kaum war dieser so dem Namen nach wieder König, als er sogleich alle seine Rechte auf Spanien an Napoleon abtrat. Allein Ferdinand hatte durch jenen Schritt immer nur noch die Regierung seinem Vater zurückgegeben; er war zwar nicht mehr König von Spanien, aber er war Kronerbe, und den Rechten eines solchen hatte er noch nicht entsagt. Zwischen jener Zurückgabe an seinen Vater, und der gänzlichen Entsagung zu Gunsten Napoleons war noch ein unermeßlicher Abstand. Aber auch hierzu mußte Ferdinand gezwungen werden, wenn Napoleons Werk nicht unvollständig bleiben sollte. Vergebens sträubte sich Ferdinand lange, in einen so ungeheuren Verlust, in eine so tiefe Schmach zu willigen; der Ausruf des Tyrannen: „Prinz, Sie müssen zwischen der Abtretung und dem Tode wählen!“ konnte allein seinen Weigerungen ein Ende machen, und Napoleon sah sich nun endlich im Besitz des Thrones, den er eines so nichtswürdigen Bubenstückes werth gehalten hatte.

Da die übrigen Glieder der königlichen Familie noch einige Schwierigkeiten machten, dem Vertrage beizutreten, so erklärte Napoleon: Ihnen bleibe kei-

ne andere Wahl, als unbedingte Verzichtleistung oder der Tod. Durch diese Drohung geschreckt, unterfertigte Escoiquiz am zehnten May den Beitritt der Prinzen zu dieser beispiellosen Abtretung der Kronen von Spanien und Indien, gegen einige Landgüter und verhältnißmäßig dürftige, von Jahr zu Jahr treulos verminderte Renten. Schon zwei Tage vorher hatte Karl der Vierte den obersten Reichsbehörden Spaniens angezeigt, daß er alle seine Rechte auf die spanischen Reiche an seinen Bundesgenossen und Freund Napoleon abgetreten habe; er ermahnte dabei seine Unterthanen, seinem Beispiele zu folgen, und Heil und Wohlfahrt nur in der Freundschaft des großen Kaisers zu suchen. Die Abtretungsurkunde, die von Karl, Ferdinand und den übrigen Prinzen des königlichen Hauses ausgestellt wurde, enthielt die Bedingung, daß die Integrität und Unabhängigkeit des Reichs erhalten, und ausser der katholischen keine andere Religion geduldet werden sollte.

Die ganze königliche Familie von Spanien verließ Bayonne wenige Tage nach dem Abschlusse des Vertrags, und wurde unter starker Bedeckung in das Innere von Frankreich gebracht. Für alles Verlorne erhielten die Beraubten nichts weiter, als einige Schlösser und Parks, und Jahresgehalte, die bald unvollständig, bald gar nicht mehr bezahlt wurden. Karl mit seiner Gemahlinn, einem dritten Prinzen und dem Friedensfürsten, wurde nach Compiegne gebracht, wo seine gewohnten Beschäftigungen, Jagd und Kartenspiel, den schwachen Greis den Verlust der Krone nicht sehr schmerzhaft empfinden liessen. In der Folge wurde Marseille, der Aufenthaltsort der letztern, von wo sie noch später nach Rom zogen. Ferdinand wurde mit seinem Oheim und ältern Bru-

der

der in das Schloß von Valençay gebracht. Während er hier sehr sorgfältig bewacht ward, beschäftigte er sich, nach der Versicherung seines Beichtvaters, mit Andachtsübungen und mit dem Sticken eines reichen Kleides für die Jungfrau Maria, welcher er in der Kirche zu Valençay einen Altar errichten ließ. In der Folge wandte er sich schriftlich an Napoleon, und bat ihn „um die Gnade, für seinen Adoptivsohn anerkannt zu werden, und in dessen Armee zu dienen.“ Allein Napoleon wieß diese Anträge zurück, denn schon damals hatte der Kampf der spanischen Nation gegen den Usurpator einen sehr ernsthaften Charakter angenommen, weswegen er den Prinzen in strengem Gewahrsam hielt.

## 10.

### Napoleon erhebt seine Dynastie auf den Thron Spaniens. Blutige Folgen.

Als die Nachricht von den Vorfallenheiten zu Bayonne, obgleich ganz entstellt und mit den unverschämtesten Lügen verbrämt, durch Europa drang, erregte sie allgemeines Erstaunen und Bestürzung. Die Sache schien unglaublich; man hatte bis dahin etwas Aehnliches von Napoleon nicht erfahren. Auch die des damaligen Verhältnisses der Dinge, und des Charakters Napoleons kundigsten Staatsmänner, selbst französische, hatten lange Zeit Mühe, die Sache für wahr anzunehmen. Allein das ununterbrochene Glück, welches bis dahin alle, auch die kühnsten Unternehmungen des Ehrgeitzigen wunderbar begleitet hatte, war Ursache, daß er ganz verblendet und schwindlicht wurde. Die Zeit war vorbei, wo er nie zwei Sachen auf einmal begann und betreiben wollte,

son-

sondern immer eine zu Ende brachte, ehe er eine neue unternahm. Der Hellsehende, alle seine Unternehmungen genau berechnende, die Hindernisse vorher erwägende und ihnen im voraus begegnende Feldherr und Staatsmann war nun durch sein Glück schwindlich und blind geworden. Auf seinen Charakter und seine Ansicht der politischen Weltlage hatte nichts so sehr gewirkt, als der so äusserst glückliche Erfolg des preussisch-russischen Feldzuges im Jahr 1806, und die Leichtigkeit, mit der es ihm gelang, das deutsche Reich umzustürzen, und selbst den preußischen Staat, von dem er einen ganz andern Widerstand erwartet hatte, zu erschüttern. Vorher beurtheilte er seine Gegner richtig, und so gut er ihre Schwächen kannte, verachtete er sie dennoch nicht, sondern ließ ihren Kräften Gerechtigkeit widerfahren. Er wußte seine Begierden zu mäßigen, wenigstens den Schein davon anzunehmen. Das Urtheil aller andern Mächte, und auch seiner eigenen Nation, war ihm nicht gleichgültig. Er suchte nicht blos durch Furcht zu schrecken, sondern es war ihm darum zu thun, auch Neigung und Achtung zu erwerben. Aber jetzt begegnete er Jedem mit unleidlichem Uebermuthe, glaubte Keinen mehr schonen zu dürfen, und sich über alle Urtheile wegsetzen zu können. Er machte nun abentheuerliche Vergrößerungsplane, und duldete durchaus keinen Widerspruch mehr, auch nicht derer, auf welche er bis dahin am meisten gehört hatte. Von nun an unternahm er alles, was seinem grenzenlosen Ehrgeitz schmeichelte, ohne Rücksicht auf das, was möglich oder unmöglich sey. Aus dieser großen Veränderung in Napoleons Charakter gieng der Wendepunkt seinen Glücks hervor.

Als die verjagten Könige Bayonne verlassen hatten, blieb er noch einige Zeit daselbst, um an ih-

re

re Stelle einen neuen zu setzen. Zuerst wollte er, wie man behauptete, den spanischen Thron seinem Bruder Ludwig geben, und erst da dieser ihn ausschlug, erhielt ihn Joseph. Der thätige Gehülfe Napoleons bei der Entthronungsgeschichte, Murat, hatte sich einige Hoffnung gemacht, daß die spanische Krone sein Haupt schmücken werde; er wurde aber für die befohlenen oder zugelassenen Unthaten durch den Thron von Neapel abgelohnt. Das Großherzogthum Berg, das er vorher besessen hatte, erhielt der damalige Kronprinz von Holland, ein Kind von fünf Jahren, das heißt, das Land wurde für Frankreich verwaltet.

Da Napoleon die Wiederbesetzung des spanischen Thrones auf eine Art vollziehen wollte, gegen deren Rechtmäßigkeit die Spanier nichts einzuwenden haben könnten, so mußte er zu neuen Intriken seine Zuflucht nehmen. Er berief auf den 15 Junius nach Bayonne eine National-Junta (Versammlung der Bedeutendsten unter allen Ständen), und begleitete diese Berufung mit einer Proklamation, in der er sagte: „Spanier eure Monarchie ist alt; ich will sie erneuren. Ihr giengt zu Grunde im langwierigen Leiden; ich will ihnen abhelfen: nicht euer Beherrscher will ich seyn, sondern euer Wohlthäter. Ich berufe eine allgemeine Versammlung aus euren Vordersten, um mich selbst von euren Wünschen und Bedürfnissen zu überzeugen. Dann werd' ich allen meinen Rechten entsagen, eure ruhmwürdige Krone auf das Haupt eines andern Ich's setzen, und euch eine, des Herrschers heilige und wohlthätige Macht mit der Freiheit des Volkes vereinigende, Verfassung geben und verbürgen. Was eure Väter waren, dessen gedenket, und was ihr geworden seyd, durch die Schwäche der entarteten Dynastie, nicht durch eigene Schuld. — Spanier

über-

überlasset euch den zuverläßigsten Hoffnungen, denn ich will von euren spatesten Enkeln meinem Andenken Segen erhalten, und das erfreuliche Zeugniß: Er hat unser gesunkenes Vaterland verjüngt!"

Zu Madrid hatte inzwischen Murat die Regierungs-Junta gezwungen, eine Bittschrift an Napoleon zu unterzeichnen, worinn sie aufs dringendste bat, den bisherigen König von Neapel, Joseph Napoleon, auf den Thron von Spanien zu erheben. Beigefügt war dieser Bittschrift eine andere, die man von den französisch-gesinnten Einwohnern in Madrid im Namen dieser Stadt hatte unterzeichnen lassen, worinn derselbe Wunsch ausgedrückt wurde. So vielen dringenden Bitten und Volkswünschen konnte doch Napoleon unmöglich widerstehen, und ein Decret vom sechsten Junius gewährte den Spaniern die Wohlthat, um die sie gebeten hatten, indem es den Joseph Napoleon als König von Spanien und Indien verkündigte. Zwei Tage später traf dieser schon zu Bayonne ein, und wurde von einer Gesandtschaft der spanischen Granden mit schmeichelnden Anreden empfangen, die jedoch erst gehalten werden durften, nachdem sie Napoleon vorher vorgetragen und von ihm gebilliget werden war. — Unter den Mitgliedern der Junta waren zwar einige von den Provinzen, Städten und Körperschaften gewählt worden, dieser waren aber so wenige, daß Murat andere dazu hatte ernennen müssen; dennoch kamen statt der 150 Mitglieder, aus denen sie bestehen sollte, nur 90 zusammen. Die meisten von ihnen waren nicht mit den gehörigen Vollmachten versehen, und sie erklärten, daß sie sich keineswegs für rechtmäßige Stellvertreter des spanischen Volkes, oder für befugt halten könnten, über Spaniens wichtigste Angelegenheiten zu entscheiden; denn Napoleon gedachte der von

ihm

ihm entworfenen Verfassung dadurch Rechtmäßigkeit zu geben, daß sie von dem Volke durch seine Stellvertreter angenommen worden sey. Aber diese Erklärungen konnten Napoleon nicht aufhalten, und je weniger die meisten Mitglieder der Junta sich in wahre Betrachtungen über die Verfassung einlassen wollten, je mehr wurden diese, nach Napoleons eigentlicher Absicht, blosser Schein, je schneller wurde das Werk vollendet. So kam denn bald eine Verfassung für Spanien zu Stande, von welcher das Glück des Landes ausgehen sollte, die aber wiederum ein sehr ähnliches Bild der französischen und ihrer Tochterverfassung war, nur daß die römisch-katholische Religion für die herrschende und einzige erklärt wurde, und daß keine andere geduldet werden sollte.

Am neunten Julius reiste König Joseph, mit großem Pompe, nach Spanien ab, und Napoleon glaubte nun das Ziel seiner ehrlosen Bestrebungen erreicht zu haben. Allein schon hatte das Feuer des Aufstandes, gleich einem unterirdischen Brand in lechzenden Wäldern, von einem Ende der pyrenäischen Halbinsel zum andern, um sich gegriffen. Im ganzen Volke war nur eine Gesinnung und ein Entschluß: der Unterdrückung mit aller Kraft zu widerstehen, und freudig an die Abwehrung des fremden Joches das Leben zu setzen. Die Mönche entflammten das Volk auf gleiche Weise zu religiöser Begeisterung gegen die Gottesverächter, und zu vaterländischer gegen die Unterdrücker. So wurden die Mönche, von welchen Napoleon geäußert hatte, daß ihre Menge die Unterwerfung Spanien sehr leicht machen müße, ein Hauptwerkzeug zu seiner Befreiung.

Angefeuert durch solche Zusprache wuchsen aller Orten streitbegierige, rachelustige Heerhaufen aus dem glühenden Boden empor; in Andalusien unter

Ca-

Castannos, unter Don Bertura Caro in Valencia, in Arragon unter dem unsterblichen Palafox, unter Morla in Cadix, unter Cuesta in Galizien und Leon. Die erste Wuth des Volkes richtete sich gegen die Franzosenfreunde unter den Befehlshabern der Städte und Provinzen. In Valencia wurde der Generalkapitain ermordet, zu Cadix starb der Gouverneur eines schröklichen Todes; Aehnliches geschah fast in allen Provinzen. Zugleich mit diesen Aufständen bildeten sich an mehreren Orten Regierungsausschüsse oder Junta's, die das Volk durch kräftige Proklamationen auf alle Weise zu begeistern suchten. Die von Oviedo entflammte die Asturier, durch die Bekanntmachung eines Schreibens Ferdinands aus Bayonne, worinn er meldete, er sey ein Opfer der Treulosigkeit. Nicht seine Krone wolle er wieder, seine Unterthanen aber fodere er auf, das fremde Joch nicht zu dulden. Mit glühenden Farben, und in jenem prächtigen Wortpomp, der den Spaniern eigen ist, schilderten Andere die Schändlichkeit und Treulosigkeit des Unterdrückers, und riefen zu den Waffen, indem sie an die Heldenvorfahren des spanischen Volkes erinnerten. „Solche Thaten der Vorwelt, sprach Palafox zu Saragossa, sollen der Mitwelt leuchten. Bebet also nicht vor dem Haufen unserer Feinde! Ihr Vornehmen und Reichen, öffnet eure Schätze, und laßt reichliche Nahrung zufließen den Armen, damit ihr Arm das Schwerdt der Rache kraftvoller schwinge. Reihet euch als Brüder an einander, in geschlossenen Schaaren brechet auf zum Triumphe des Vaterlandes! Ihr Krieger, fasset Muth gegen Numidiens brüllende Löwen! Ihr Priester, rufet Rache gegen die Zertrümmerer der Altäre! Ihr Schmiede, schmiedet Waffen, und durchwühlt die Erde um Eisen! Ihr Mütter, versagt euren Kindern auf

eine Weile die Brust, damit sie fühlen, welche Noth sie als Männer erwarte! Ihr Kinder, erfüllet die Lüfte mit eurem Jammergeschrey, und stimmet so ein zu unserm Schlachtgesang! Ihr Thiere des Waldes, heraus, heraus aus euren Höhlen, Wäldern und Klüften, fallet mit uns an die französischen Henker von den Gebürgen der Pyrenäen bis zur Sierra Morena, damit wir die Erde von ihnen reinigen, den Frieden erringen, und rächen den König, die Religion und das Vaterland!" *)

Die französischen Befehlshaber in Spanien setzten sich gegen die Insurgenten überall in Marsch, und hofften die Ruhe bald wieder herzustellen. Aber überall fanden sie einen Widerstand, der ihre Erwartung völlig übertraf. Während im preußischen Kriege eine Reihe Festungen des ersten Ranges ohne allen Widerstand ihre Thore geöffnet hatten, vertheidigte sich in dem weitläuftigen, unbefestigten Saragossa jedes Haus als eine Festung, jede Straße als ein Abschnitt, jede Gartenmauer als ein Wall. Unter Schmeichelworten suchten die französischen Anführer

---

*) Deutlich zeigt sich die damals herrschende Gesinnung unter mehreren Druckschriften auch in einem Katechismus oder Inbegriff der Pflichten eines Spaniers, der zu Sevilla erschien, und für die Schulen der Provinzen vertheilt wurde. In diesem heißt es unter andern: Wer ist der Feind unsrer Glückseligkeit? Der Kaiser der Franzosen. — Wer ist denn der? Ein neuer, unendlich blutgieriger und habsüchtiger Herrscher; der Anfang alles Uebels und das Ende alles Guten; der Inbegriff aller Laster und Bosheiten. — Wie viele Naturen sind in ihm? Zwei, eine satanische und eine menschliche. — Wie viele Kaiser giebt es? Einen wahrhaften, aber dreifach in den lügenhaften Personen. — Welche sind es? Napoleon, Murat und Godoy. — In diesem Tone geht es durch mehrere Kapitel durch.

rer Uebergabe und Freundschaft, aber Palafox antwortete: „Freundschaft auf Messerstiche!“ — Am 24sten Juli wurde Joseph Bonaparte, unter Geldauswerfen und Stiergefechten, zum Könige ausgerufen, aber an eben dem Tage giengen, bei Baylen und Andujar, 16,000 Franzosen, mit Gepäck, Geschütz und Adlern, die ersten Soldaten der Welt, unter sieggewohnten Anführern, vor Hirten und Bauern, vor wenigen ungeübten Linientruppen, unter das caudinische Joch.

Napoleon bot alle seine Streitkräfte auf, um die Spanier gänzlich zu unterjochen. Durch Ueberlegenheit an Mannszucht und Kriegserfahrenheit gelang es seinen Schaaren oft, die undisciplinirten Haufen in die Flucht zu schlagen. Aber thörichter Weise wähnte er mit solchen Siegen den Krieg beendigen zu können, denn nach jedem Verluste standen die Spanier immer wieder von neuem im Felde. Regelmäßigkeit war selten oder nie in ihrem Fechten; in der offenen Schlacht mußten sie fast immer weichen, aber weit entfernt durch solche Verluste entmuthiget zu werden, eilten sie heute nur dem Feinde zu entkommen, um ihm morgen wieder auf eine andere Weise entgegen treten zu können. Der Zweck des Krieges war ihnen nicht blos, den Feind zu besiegen, und aus seinen Stellungen zu vertreiben, sondern ihn auf alle Weise zu beunruhigen; die Einzelnen zu überfallen und zu tödten, schien ihnen bedeutender Gewinn. Ihr Nationalstolz trug sehr viel dazu bei, sie vor Entmuthigung zu bewahren; sobald sie geschlagen waren, schoben sie ihre Anfälle nie auf Ueberlegenheit der Feinde, sondern beschuldigten meist ihre Anführer der Verrätherey, und ließen sie nicht selten ein Opfer dieser Beschuldigung werden. Es war den Franzosen unmöglich, ein Volk zu unterjo-

 chen,

chen, in welchem die Männer auf den ersten Ruf, wenn auch halb nackt, zu den bewaffneten Haufen eilten, mit der bewundernswürdigsten Geduld alle Entbehrungen trugen, und alles lieber wollten, als sich für überwunden erkennen.

Der schreckliche Kampf dauerte, mit abwechselndem Glücke, fort, bis Napoleons Macht in Rußland gebrochen war. Das Jahr 1813 war für Spanien, wie für Deutschland, das Befreiungsjahr. Ferdinand erhielt seine Freiheit, und kehrte nach Spanien zurück. So endigte sich dieser Krieg, nachdem er von beiden Seiten die ungeheuersten Opfer gekostet hatte, mit Wiederherstellung der bourbonischen Dynastie auf dem spanischen Thron.

---

## II.

## Beispiele weiblicher Verwilderung zur Zeit der französischen Revolution.

Gewöhnlich hält man das weibliche Geschlecht für feiner organisirt, folglich auch für sanfter und gefühlvoller, als das männliche. Unverkennbar sprechen dafür viele rührende Beispiele, welche die Geschichte verzeichnet, und die das tägliche Leben aufstellt. Aber auch von der Verwilderung dieses sanften Geschlechts sah man Bescheinigungen, die Schauder erregen, und nirgend waren sie vielleicht häufiger als in Frankreich, in den ersten Jahren der Revolution. Unter vielen nur einige Beispiele.

Als

Als die unglückliche Königinn Marie Antoinette zum Blutgerüste auf einem schmutzigen Revolutionskarren geführt wurde, warfen die Weiber und Töchter angesehener Bürger, sogar gewesene adeliche Damen, mit Steinen nach ihr. Die Königinn, welche standhaft auf ihrem Karren saß, wich zwar diesem unsinnigen Steinregen durch Beugung ihres Körpers immer geschickt aus, wurde aber doch einigemal getroffen.

Bei allen Hinrichtungen fanden sich sehr viele Frauenzimmer ein, und so oft ein Kopf vom Henker vorgezeigt wurde, schrie niemand lauter und freudiger: „es lebe die Republik!" als gerade die Weiber. Einst wurden bei Lyon drei Volontär erschossen, weil sie sich von ihrem Bataillon entfernt, und in Languedoc geraubt und gemordet hatten. Als diejenigen, welchen das traurige Geschäft des Todschießens aufgetragen war, eben losbrennen wollten, drängte sich ein junges schönes Frauenzimmer ganz nahe herbei. Ein Sansculotte fragte das Mädchen, warum sie sich so zudränge? „Ach, erwiederte sie, es thut einem so gut, wenn man Sterbende hinstürzen sieht." (Ah, qu'il y a du plaisir, à voir de mourants coules à bas.)

Vor jedem Revolutionstribunal waren stets Frauenzimmer versammelt, und diese waren auf nichts begieriger, als Todesurtheile zu hören. Wenn die unglücklichen Schlachtopfer der gräßlichen Anarchie und des sansculottischen Despotismus aus den scheußlichen Kerkern aufs Tribunal geschleppt wurden, riefen die Weiber und Mädchen ihnen zu: „Ah traitre à la Guillotine!" (Ha Verräther marsch auf die Guillotine.) Wurde ja einer begnadiget, welches auf diesem Blutgerüste gar selten geschah, so war das auf Urtheile zum Tode hoffende Frauenzimmer

nies

niedergeschlagen und traurig, und fieng wohl gar an zu murren, daß seine teuflische Freude so verdorben wurde. Kam ein Haufen Verurtheilter vom Tribunal, um nach der Mordmaschine gekarrt zu werden, so rennten die Frauen und Mädchen wie unsinnig dahin, und verschlangen mit gierigen Blicken das, was der Guillotinirer mit den armen Schlachtopfern vornahm. Als der Repräsentant Chailler im Jahr 1793 von den Rebellen im Lyon hingerichtet wurde, ließ der Scharfrichter das Messer dreimal absichtlich fallen, ehe der Kopf ganz herunter war. Man sagt, der Guillotinirer habe diesen Greuel auf Befehl der damaligen antirevolutionairen Regierung verübt; er ist aber auch nachher unter Callot d'Herbois schrecklicher Domination blos deswegen hingerichtet worden, weil er diese Grausamkeit an Chailler begangen hatte. Jedermann schauderte bei diesem Auftritte, nur die Weiber nicht, welche darüber laut jubelten, und sagten, daß sie das Messer gerne und mit dem größten Vergnügen würden noch sechsmal auf Chailler's Hals haben fallen sehen.

In Dijon lebte eine reiche und hübsche Branntweinbrennerinn, welche den Spion der Policey machte, und durch ihre oft ganz falsche Angebereyen, wovon sie jedoch nicht den geringsten Nutzen zog, mehr als zehen Menschen, worunter sogar ihr eigener Schwager war, zum Tode beförderte. Man fragte sie, warum sie dieß thäte? „Ah, erwiederte sie, j'aime la Guillotine." (Ich bin der Guillotine gut.) Nie war dieß Ungeheuer begieriger, hinrichten zu sehen, als wenn einer, den sie selbst angegeben hatte, zum Tode gieng: dann erklärte sie laut und rühmte es, daß, wenn sie nicht wäre, dieser Mensch noch leben würde!

Die Frau des blutdürstigen le Bon, welcher zu den Zeiten der Robespierrischen Tyranney in Arras wüthete, ließ sich jeden Abend von den Kerkermeistern die Listen der Gefangenen bringen, und setzte zu den Namen derer, welche sie den folgenden Tag hingerichtet wissen wollte, ein großes G. dieses G. sollte Guillotine bedeuten. Dieß war das ganze Urtheil, denn der schändliche le Bon bestätigte jedesmal das G. seiner noch schändlicheren Gattinn, und die mit G. bezeichneten mußten ohne weiters sterben. Eines Tages sollten acht und zwanzig Personen, worunter auch einige junge Mädchen waren, auf einmal guillotinirt werden. Die Frau des le Bon hatte bemerkt, daß viele Bürger von Arras zurückblieben, wenn ein solches Trauerspiel gegeben wurde, und doch wollte sie, daß der Schauplatz fein voll bleiben sollte. Ihr schändlicher Gatte mußte daher ausrufen lassen, daß diejenigen, welche ohne Noth von den Hinrichtungen wegbleiben würden, für schlechte Republikaner und für verdächtig angesehen werden sollten. Nun ist aber damals vom Verdacht zur Guillotine kaum ein Schritt gewesen; jeder Arraser bestrebte sich daher, bei dem gräßlichen Schauspiele der acht und zwanzig Hinrichtungen gegenwärtig zu seyn. Eine betagte Wittwe von vornehmem Herkommen war gerade krank, konnte also nicht zur Guillotine kommen, und schickte ihre einzige Tochter dahin an ihre Stelle. Die Mutter belehrte ihre unerfahrne Tochter, wie sie sich bei der Metzeley aufzuführen habe, insbesondere befahl sie ihr, ja kein Zeichen der Theilnahme an dem Unglück der Schlachtopfer blicken zu lassen. Fünfzehn Unglückliche waren schon abgethan, und das schöne Mädchen war standhaft geblieben, obschon unter diesen fünfzehn einige ihrer Verwandten und Bekannten gewesen waren: aber nun kam

die

sechzehnte zum Tode bestimmte Person. Diese war die vertrauteste Freundinn der jungen Arraserinn. Bei diesem empörenden Anblicke, der zum Tode gehenden Freundinn fieng das Mädchen laut an zu weinen. Zum Unglück schlug das Mordbeil den Kopf der Unglücklichen nicht völlig ab, so daß er noch unten an der Haut hängen blieb, und folglich mit einem Messer abgesäbelt werden mußte. Bei dieser Metzeley fiel das Mädchen in Ohnmacht, und da sie nahe an der Guillotine stund, machte dieß Aufsehen, so daß selbst das schändliche Weib des le Bon, welche nach ihrer abscheulichen Gewohnheit auf dem Blutgerüste saß, es wahrnehmen mußte. „Ah, schrie die Mörderinn, voila cette bête d'Aristocrate! Qu' on l'arrête!" (Ha, schaut das aristokratische Vieh! Haltet es fest.) Das Mädchen wurde ohnmächtig in den Kerker geschleppt, wohin auch die todtkranke Mutter gebracht wurde. Die Mutter starb am zweiten Tag, und am dritten gieng die schöne siebenzehenjährige Tochter zum Blutgerüste, um da ihr Mitleid mit dem Tode zu büssen. Das schröckliche Weib des le Bon wurde endlich in Paris verhaftet, und nach einer langwierigen Gefangenschaft in Anfange des Jahres 1795 hingerichtet.

Bei den gräßlichen Septemberscenen im Jahr 1792 lagen viele hundert todte Körper der Ermordeten auf den Straßen zu Paris und Versailles. Da sah man Frauen und Mädchen sich darauf werfen, sie mit Messern zerreissen, und die Herzen der Unglücklichen herausreissen, welche sie hernach im Triumph nach Hause trugen, und in ihrem Putzschränkchen so lange verwahrten, bis sie völlig in Fäulniß übergiengen. Eine angesehene Frau rühmte sich ihrer schönen That mit folgenden Worten: „der verfluchte Verräther war noch nicht ganz todt; ich schnitt ihm die

Keh-

le ab, denn ich mochte ihm das Messer nicht ins Herz stossen, weil ich dieses unversehrt haben wollte.“ Andere Weiber saugten das Blut der Ermordeten, und wischten hernach das Gesicht nicht ab: denn sie achteten damals ein mit Blut besudeltes Gesicht als ein Ehrenzeichen.

Die französischen Tyrannen und ihre Helfershelfer waren alle Lieblinge der Weiber. Ein Marat, Hebert, Danton u. v. a. erhielten fast täglich Besuche von Frauenzimmern, und zwar von den artigsten und schönsten, und sie unterstützten die Vorträge derselben im Convent und im Jakobinerklub. Robespierre insbesondere, dieser Tyrann ohne Gleichen, war der Hauptgegenstand der Verehrung, ja selbst der Vergötterung der französischen Damen. Wenn er erschien jauchzten ihm die Frauenzimmer entgegen, und trat er im Jakobinerklub auf, so waren die Gallerien ungewöhnlich angefüllt von Damen. Robespierre hatte einen odentlichen Hofstaat von Weibern. Man denke sich einen Schreckensmann, einen Robespierre als Liebling sanfter Schönen!

---

# Vierte Abtheilung.

# Kriegerische Ereignisse.

## I. Aufruhr in Augsburg.

### Im Jahr 1132.

Kaiser Lothar der Zweite kam im Jahr 1132 nach Augsburg, um sich daselbst zu dem italiänischen Feldzuge wider den Afterpabst Anaclet zu rüsten. Geistlichkeit und Volk äußerten über die Ankunft des Kaisers eine lebhafte Freude, und beide versprachen sich davon viel Gutes, allein es fehlte nicht viel, so wäre die Stadt bei dieser Gelegenheit zu Grunde gegangen.

Einige Zeit zuvor, als Lothar nach Augsburg gekommen war, hatten einige muthwillige Bürger den Bischof von Aachen, Legaten des heiligen Stuhls, als er durch die Stadt an den Hof des Kaisers gereist war, angegriffen, geplündert und allerlei Frevel ausgeübt. Da der Mißhandelte unter dem Schutz und Geleite des Bischofs von Augsburg stund, so empfand dieser die grobe Ungebühr sehr übel, klagte darob bei dem Kaiser und den Fürsten, die sich bei ihm in Augsburg versammelt hatten, und verlangte die der Kirche und dem Reiche schuldige Genugthuung.

ung. Eben untersuchten die Fürsten die Sache und pflogen über dieselbe Rath, als aus einem unbedeutenden Anlasse, welchen einige kaiserliche Bediente gegeben hatten, zwischen den Käufern und Verkäufern in der Vorstadt plötzlich ein Aufstand entstand, der von geringem Anfange zu einem furchtbaren Sturme sich entwickelte. Die Glocke auf dem Markte gab das Zeichen zum Aufstande; auf den Schall derselben liefen die Bürger zusammen, die kaiserlichen Soldaten ergriefen gleichfalls die Waffen, und ohne daß Jemand sich deutlich machen konnte, worauf es eigentlich abgesehen sey, schickte sich Jeder zum Kampfe an.

Dem Kaiser war die allgemeine Bewegung ein Räthsel, und niemand vermochte ihm darüber genügenden Aufschluß zu geben. Als er aber des Bischofs Mannschaft und Lehnleute vor der Domkirche versammelt sah, glaubte er, sie seyen dort auf Befehl gegen ihn aufgestellt, und hielt sein eigenes Leben für gefährdet. Allein jene waren nur des Aufstandes halber an ihren Platz berufen worden, und glaubten selbst wieder, daß man sie listiger Weise dem Kaiser in die Hände liefern wollte. So herrschte überall Verwirrung und Täuschung, und niemand wußte recht, für wen und für was er zum Kampfe berufen war.

Der Bischof von Augsburg, ein hochbetagter schwacher Greis, von zween Geistlichen begleitet, stürzte sich, ohne andere Waffen als jene des Christenthums, in Priesterkleidung und mit dem Kreuze des Erlösers, zwischen die Menge, um durch den Gott des Friedens den Zwiespalt zu enden und Blutvergießen abzuwehren. Aber es war unmöglich, die Flamme zu dämpfen, die schon aufzulodern bereit war. Die Gemüther blieben in Gährung, die Un-

ruhen dauerten fort, und der achtzehnte August sollte Gräuel sehen, die Schauer und Entsetzen verbreiteten. An diesem Tage, es war ein Sonntag, fiel der Kaiser über den Bischof und seine Leute her, und ließ vor der Domkirche, ohne Ansehen der Person, Pfaffen und Layen niederhauen. Viele wurden gefangen, viele in die Flucht getrieben, viele verwundet. Der Bischof selbst entgieng nur mit Mühe, und auf eine jammervolle Weise, dem Tode. Kriechend auf Händen und Füßen, von den Seinigen nicht sowohl getragen, als an Armen und Schenkeln fortgeschleppt, rings von Feinden und Schrecknissen jeder Art umfangen, Schwerdtern und Pfeilen bloßgestellt, ward er mit großer Beschwerde über eine hohe Mauer vor dem Choraltar und in die Sakristey gebracht. Das Auge mit Thränen gefüllt, sah er dem Tode entgegen.

Indessen tobte der Lärm und die Wuth der kaiserlichen Soldaten durch die ganze Stadt, und schonte nichts, was ihnen in Weg kam. Häuser wurden niedergebrannt, Kapellen und Kirchen entheiliget, Geistliche und Nonnen beraubt und verjagt. War die Raubsucht befriedigt, so erwachte die Geilheit, und die geschändeten Weiber mußten es mit ansehen, wie ihre Kinder weggeführt oder ermordet wurden. Endlich brach über diesem Schauplatze zügelloser Leidenschaft die Nacht an, und machte der Barbarey ein Ende; die Domkirche aber blieb vom Kaiser die ganze Nacht belagert. Der Bischof hatte sich wieder herausgemacht, und lag, verlassen von menschlicher Hilfe, entblößt von allem, in stillem Jammer verloren, auf der Straße der Stadt, bis ihn der Erzbischof von Magdeburg, von den Leiden des Greises gerührt, gastlich in seine Wohnung aufnahm.

Als

Als der Tag wieder angebrochen war, ließ Lothar diejenigen, welche in der Domkirche eingeschlossen waren, selbst Verwundete und Todkranke nicht ausgenommen, in Bande legen und fortführen. Dann lagerte er sich auf einem Felde vor der Stadt. Den dritten Tag kam er wieder herein, ließ die Ma[illegible]n und Thürme zerstören, und nachdem alles durch Raub und Brand verheert worden war, zog er den vierten Tag fröhlich von hinnen. Die Hälfte der fast neu erbauten Stadt lag in Ruinen, da die kaiserlichen Soldaten an mehreren Orten Feuer angelegt hatten.

## II.

## Tapferkeit des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach.

Als Kaiser Friedrich der Erste, Rothbart genannt, im Jahr 1155 auf dem Rückwege von seiner Krönung zu Rom begriffen war, erlaubten sich manche italiänische Städte, aus Haß gegen diesen braven Fürsten, allerlei schändliche Ränke und Feindseligkeiten. Unter andern hatten die Einwohner einer gewissen Stadt eine Schiffbrücke, über die der Kaiser sein Heer führen wollte, so verrätherisch gebaut, daß sie bei einer heftigen Erschütterung ganz auseinander gehen mußte. Durch einen glücklichen Zufall wurde dieser boshafte Anschlag noch bei Zeiten vereitelt.

Bald nachher wollte der Kaiser mit seinem Heere durch einen engen Paß unweit Verona ziehen.

Ein

Ein gewisser vornehmer Veroneser, Namens Alberich, hatte aber einen Haufen von ohngefehr fünfhundert Wagehälse zusammen gebracht, und mit ihnen die Felsengipfel auf der einen Seite des Passes so besetzt, daß wider seinen Willen niemand die enge Straße ziehen konnte. Der Kaiser schickte anfangs etliche angesehene Bürger von Verona an diese Kühnen ab, und ließ sie ermahnen, in Gutem von ihrem Vorhaben abzustehen. Aber sie ließen die Abgesandten nicht einmal nahe herankommen; schon auf dem halben Wege wurden diese durch einen furchtbaren Steinhagel genöthiget, umzukehren. Jetzt schickte der Kaiser einige Ritter aus seinem Heere mit dem nemlichen Antrage an sie ab; aber die Wegelagerer riefen ihnen schon von weitem entgegen: sie würden keinen durch den Paß ziehen lassen, der ihnen nicht entweder sein Pferd oder den Harnisch zum Lösegeld überließe. Selbst der Kaiser müßte sich erst einen Weg mit Geld bahnen.

Kaiser Friedrich gerieth bei dieser Antwort in den heftigsten Zorn. Bei seinem Heere zeichneten sich damals besonders zwei vornehme Ritter durch beispiellose Tapferkeit, Geübtheit und erprobte Erfahrung aus: Herzog Heinrich der Löwe und der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach Grosvater des Otto, der den Kaiser Philipp ermordete. An den letztern wandte sich jetzt Friedrich. „Otto, sprach er, wirst du wohl deinen Kaiser von Räubern verspotten lassen? Du halfst mir Welschland bezwingen: wirst du mich jetzt wohl meinen Kopf mit Geld lösen lassen?“

Ohne viel zu erwarten gieng Otto, schnallte seinen Harnisch um, und wählte zweihundert der tapfersten und erprobtesten Ritter und Knechte unter seinen Baiern aus. Mit diesen schlich er sich an den

Fuß

Fuß der Felsen. Hier begann nun ein gefährliches Stück Arbeit. Die Veroneser hatten alle Zugänge unwegsam gemacht. Die Deutschen krochen also auf Händen und Füßen empor, schwangen sich mit Hülfe der aus den Felsenritzen hervorgewachsenen Sträucher von einer Klippe zur andern, und hoben einander von einem Absatze zum andern. Die Kühnsten, und unter ihnen Otto, waren immer voran, und suchten die am wenigsten schwierigen Wege auf. In die Spalten des Felsen steckten sie ihre Lanzen, und kletterten daran in die Höhe. Mit Fleiß hatte Otto die Rückseite des Felsenpasses zum Angriffspunkte gewählt, weil dort die Feinde dergleichen am wenigsten vermutheten. Und wirklich wurden auch die kühnen Stürmenden nicht entdeckt. Tapferkeit, Muth, Liebe zu ihrem Kaiser, und ein edler Nationalstolz, der es unerträglich fand, daß ein ganzes Heer deutscher Krieger sich von einigen welschen Freibeutern sollte aufhalten lassen, siegten endlich über alle Schwierigkeiten. Jetzt waren sie auf dem Gipfel, und nun ließ Otto sein Panier, das er bisher zusammengewickelt sich hatte nachtragen lassen, wehen, den Kaiserlichen zum Signal, daß der Felsen erstiegen sey.

Abgeredtermaßen erhob jetzt das ganze Lager ein fürchterliches Geschrey, und von allen Seiten rückten unter Trompetenschall die Schaaren gegen den Felsen an. Die Veroneser lachten anfangs über diese fruchtlosen Anstalten, bis plötzlich ihnen im Rücken, der bisher noch nicht bemerkte Otto mit seinen Kriegern hervorbrach. Wie versteinert standen sie da, und konnten anfangs kaum glauben, daß es Menschen wären, deren Schwerdter sie schon fühlten. Ein böses Herz ist immer mit Furchtsamkeit gepaart: die Veroneser thaten nicht lange Widerstand; jeder

suchte einen Schlupfwinkel, aber vergeblich waren ihre Bemühungen. Die, welche nicht unter Otto's und seiner Krieger Schwerdter fielen, stürzten die Felsen hinab zu Tode, oder zerschmetterten sich die Glieder. Nur zwölfe, und unter diesen Alberich, wurden gefangen und vor den Kaiser gebracht. Dieser ließ sie alle aufhängen, bis auf einen französischen Ritter, der den Kaiser zu überreden wußte, daß er durch falsche Vorspiegelungen zur Theilnahme an dieser Verrätherey bewogen worden sey. Er verrichtete an den eilf andern Henkersstelle, und erhielt dafür sein Leben zum Lohne.

---

## III.

## Der Tyrann Ezzelino und die schöne Bianka.

Ezzelino da Romano, ein grausamer Tyrann, war um die Mitte des dreizehenten Jahrhunderts Herr von Verona, Vicenza, Padua und andern Städten, und mächtig genug, daß er sich rühmen konnte, in der Lombardey mehr auszurichten, als irgend einer seit Karls des Großen Tode. Seiner unmenschlichen Grausamkeiten wegen war er so berüchtigt, daß alle Krippel und Blinde, welche sich damals durch Italien bettelten, insgemein zu sagen pflegten, sie hätten ihr Unglück dem Tyrannen zu danken.

Im Jahr 1253 belagerte Ezzelino die Stadt Bassano. Baptista Rosso kommandirte die Besatzung. Bianka Rubra, seine eben so schöne als tap-

tapfere Gemahlinn, sah man überall an seiner Seite. Gewaffnet, wie ein Krieger, gieng sie umher, munterte Weiber und Männer zur Vertheidigung auf, und sprach ihnen Muth ein. Als die Feinde die Stadt mit Sturm zu nehmen suchten, stellte sie sich an die Spitze der Weiber, die mit kochendem Wasser, mit Steinen und Feuerbränden von den Mauern herab die Stürmenden von den Leitern warfen, und ihnen ihr kühnes Unternehmen übel belohnten. Aber die Frucht dieser Tapferkeit sollte nicht zur Reife gedeihen; ein giftiges Insekt benagte sie. Denn kaum war der Sturm glücklich abgeschlagen, als dem Tyrannen durch Verrätherey ein Thor der Stadt geöffnet wurde.

Kaum hatte Rosso Kunde von der Verrätherey erhalten, als er mit den Seinigen herbeieilte, dem eindringenden Feinde Einhalt zu thun. Er focht an der Spitze seiner Unglücksgenossen ritterlich und brav, fiel aber endlich, von der Uebermacht geworfen, mit vielen Wunden bedeckt, als achtungswerther Vertheidiger seines Vaterlandes. Seine treue Gefährtinn Bianka sah ihn fallen. Statt muthlos zu werden, und die Huld des Siegers anzuflehen, stürzte sie, mit dem Schwerdte in der Hand, unter die Feinde; sie suchte Rache und ihren eigenen Tod. Vergebens! sie ward umzingelt, gefangen genommen und vor Ezzelino geführt.

Zwey Leidenschaften beherrschten den Eroberer: Grausamkeit und Wollust. Bianka's Anblick dämpfte jene und entflammte diese. Um das Ziel seiner sinnlichen Begierden desto sicherer zu erreichen, nahm er anfangs zu Schmeicheleien seine Zuflucht, und da diese auf das Herz der Tugendhaften keinen Eindruck machten, so fieng er an zu drohen, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß die Großen der

Erde mächtiger sind, ihren Willen durchzusetzen, als die Kleinere, ihre Tugend zu vertheidigen. Bianka erkannte die Gefahr; ein günstiger Augenblick zeigte ihr ein Mittel zur Rettung. Sie sprang zum Fenster hinaus, und wurde halbtodt wieder aufgehoben. Der Tyrann ließ sie verpflegen und warten, und da sie wieder hergestellt war, entehrte sie das Ungeheuer mit Gewalt. Diese Schmach konnte die Unglückliche nicht überleben. Sie unterdrückte ihren Schmerz, stellte sich ruhiger, als sie wirklich war, und bewirkte sich dadurch die Erlaubniß, ihres Mannes Grab besuchen zu dürfen. Dort ließ sie sich den Leichenstein aufheben, der den Leichnam ihres Gatten bedeckte. Ehe es jemand verhindern konnte, stürzte sie sich ins Grab, riß zugleich die Stütze des Leichensteines hinweg, und fand, von demselben zerschmettert, an der Seite ihres Geliebten den erwünschten Tod.

Ezzelino sezte mit immer steigender Grausamkeit seine Eroberungen noch einige Jahre fort, und war nahe daran, ganz Mailand in seine Gewalt zu bekommen, als er 1259 im Kampfe verwundet wurde und starb. Mit ihm gieng auch seine Herrschaft zu Grunde. Sein Bruder Alberich, sonst oft sein Gegner, und viel weniger Unmensch, erfuhr ein weit härteres Schicksal. Er wurde aus Trevigi, wo er die höchste Würde begleitete, verdrängt, nachher geächtet, und ehe man ihn noch in der Gewalt hatte, zu einem schmählichen Tode sammt Weib und Kindern verdammt. Im Junius 1260 wurde er genöthiget, sich in seinem letzten Schlosse zu ergeben. Mit einem Knebel im Munde, durch die Reihen seiner Feinde nach Trevigi geschleppt, mußte er ansehen, wie seine sechs Söhne, die ältern ungebeichtet, der jüngste noch in den Windeln, zerstückelt, seine

zwei

zwei blühend schönen mannbaren Töchter mit ihrer Mutter lebend verbrannt wurden, worauf er selbst an einen Pferdeschweif gebunden, durch das ganze Heer hindurch, und durch Hecken und Dornen geschleift, der Ueberrest seines Leibes aber zerstückt, zerschnitten und mit den Ueberbleibseln seiner Söhne im Gepränge nach dem Marktplatze in Trevigi geführt, und auf öffentlichem Markte verbrannt wurde.

So endigte die Herrschaft der Ezzeline, von deren Grausamkeiten die Menschheit schauert, im östlichen Oberitalien.

---

# IV.

## Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Stadt Alsfeld in Hessen.

Zur Zeit der Reformation war Alsfeld die erste Stadt in Hessen, welche das neue Evangelium annahm, und — das war nicht Neuerungssucht, sondern das Volk war fromm und vernünftig. Einer der dortigen Augustinermönche, Thielemann Schnabel, predigte dort Luthers Lehre von der Zinne der Stadtmauer dem, auf einer Wiese zahlreich versammelten Volke, und das Volk wandte sein Herz dieser Lehre zu. Luther wurde ihm lieb und werth. Auf seiner Durchreise durch die Stadt machte er davon / selbst die Erfahrung. Die Schuljugend versammelte sich des Abends vor dem Wirthshause (es war auf dem Marktplatze), und stimmte ihm zu

 Eh-

Ehren Gesänge an, vermuthlich von seinen Kirchenliedern, denn man wird sich aus dem benachbarten Sachsen bald alles zu verschaffen gesucht haben, was von dem theuren Manne herkam. Luther war von den Beweisen der Anhänglichkeit, welche ihm die Alsfelder gaben, tief gerührt, und legte seinen Segen auf die Jugend.

Von einem feindseligen Kampf zwischen den Anhängern der alten, und den Bekennern der neuen Lehre, wußte man in Alsfeld nichts. Die Reformation war von dem Herzen des Volks ausgegangen, und die Veranstaltungen der Obrigkeit fügten nur das Aeußere zu dem Innern. Auf einige Zeit störte der Bilderstürmer Bodenstein die Ruhe in Alsfeld. Die dortigen künstlerischen Schnitzwerke des Hochaltars, und andere in der Kirche angerichtete Verwüstungen, zeigen noch zum Bedauren die Denkmäler dieses Fanatismus; aber er war nur vorübergehend. Die Bürgerschaft liebte vernünftigen Eifer, nährte warmen Enthusiasmus für das Gute, verwahrte sich aber vor Schwärmerey. Geistesfreiheit galt ihr über alles, aber nie zeigte sich eine Spur von Sektengeist, Verfolgungssucht und Intoleranz gegen benachbarte Religionsverwandte.

Der dreißigjährige Krieg brachte mannigfaltiges Ungemach über die Bürger von Alsfeld, aber hier zeigte sich ihr Enthusiasmus und ihre Kraft in sehr schwierigen Lagen auf eine Art, die ihnen Ehre macht. Schon im Jahr 1621 wurde die Stadt von Herzog Christian von Braunschweig und Lüneburg befehdet, und durch zwei Trompeter, vermittelst eines diplomatischen Schreibens folgenden Inhalts zur Uebergabe aufgefodert: „Erbare, liebe, besondere. Alß wier diesen Abend mit unsser Cavallerie ankommen, und dann gänzlich resolviret, euch zugleich unter

ter unserm Commando und Gehorsam zu bringen, dahero sie sich ansehend, dieses bei uns accommodiren und jemand desertwegen zu uns abfertigen, so sich dessentwegen mit uns hätten zu vergleichen. Bey Entständniß sollen wir mit euch, ebenergestalt, alß mit denen von Amoeneburg procediren, möget derowegen sonder fernere adversation euern schaden, so ihr wollet, verhüten. Signatum Neustatt an 6 Xbris 1621. Christian HzB."

Die Bürger von Alsfeld mochten ihren guten Willen auf eine unfreundliche Art zu erkennen gegeben haben, daher der Herzog an sie folgendes weitere Trotzschreiben erließ: „Von Gottes Gnaden, Christian Herzog zu Braunschweig und Lüneburg ꝛc. unsern guten Willen zuvor: Erbare, liebe, besondere, Euer schreiben ist uns zu Recht behändiget, haben daraus Euer meinung mit mehreren verstanden, wann uns nun solche Resolution mit nichten gefällig, vielweniger annemlich, so ist hiermit abermahl und zum überfluß dieser gute und ernstliche Befehl, und wollen, daß Ihr euch, sondern einigen auffenthalten, ansehents dieses, endlich erkläret und resolviret, was ihr zu thun gemeinet oder nicht. Bei so fern ihr aber Euch nicht ründlich, wie befohlen, erklären, sollen wir, sondern einigen auffenthalt morgen mittags mit unser Cavallerie nnd Fußvolk zu Euch kommen, visitiren, und derselben bemächtigen, alßdann mit Euch, wie mit den von Amoeneburg hausiren werden lassen, wornach ihr Euch zu richten und Schaden zu erinnern haben. Signatum ibends Neustadt den 10 Xbris 1621 Christian HzB."

Die Alsfelder ließen sich nicht schrecken. Sie warfen sich, unter den Befehlen ihres braven Hauptmanns Schmelz, dem Herzoge so muthig entgegen,

daß

daß die furchtbare Cavallerie mit verhängtem Zügel davon jagen mußte, wodurch die Stadt von dem damaligen Ueberzuge gerettet wurde. Inzwischen rückte der Herzog am Himmelsfahrtstage 1622 mit einem verstärkten Heerhaufen an, welcher aus Roß- und Fußmannschaft bestund. Jetzt war jede Vertheidigungsanstalt fruchtlos, die feindlichen Krieger rückten ein, und verweilten bis zum nächsten Sonnabende. Binnen dieser Zeit wurde alles ausgeplündert, die nicht entflohenen Bürger erduldeten die schändlichsten Mißhandlungen, und die Stadt mußte, um sich gegen die gedrohte Einäscherung zu schützen, sich mit sechstausend Reichsthalern Brandschatzung lösen. Der damals erlittene Schaden wurde auf die, für jene Zeiten ungeheure Summe von 71,429 Gulden angeschlagen.

Am glänzendsten bewährte sich der Patriotismus und Heldensinn der Alsfelder im Jahr 1646, als ihre Stadt von den Niederhessen förmlich belagert, und von mehreren Seiten mit Feldstücken und Mörsern beschossen wurde. Nachdem die ansenlichen Vorstädte niedergebrannt worden, schossen die Belagerer eine Bresche in die Mauren und drangen ein. Alles, was von den Einwohnern wehrhaft war, vertheidigte muthig die bedrängte Stadt: Weiber, Kinder und andere Wehrlose flüchteten sich in die Kirche. Eine Bombe fällt mitten durch das Dach; eine Mutter mit einem Säuglinge stürzt vor Schrecken die Bühne herab, und bleibt mit ihrem Schösling entseelt liegen. Der Bürgermeister sitzt mit dem geistlichen Inspector auf dem Pfarrdache, und reißt das Blei aus den Rinnen, um den tapfern Streitern Kugeln zu verschaffen. Allein, nun sind die Feinde auf dem Markt. Die Bedrängten entflammt neuer Muth: sie stürzen in die Feinde und trei-

treiben sie bei dem entgegengesetzten Thore hinaus. Die Tapferkeit der streitbaren Jugend erhebt sich im Siege. Man verfolgt den fliehenden Feind; es war die Blüthe der Alsfelder jungen Mannschaft zwischen achtzehen nnd dreissig Jahren, welche den Jammer der Belagerung des väterlichen Heerdes weit entfernen wollten. Schon sind sie über eine halbe Meile weit den Flüchtigen nachgesetzt, als ein Hinterhalt der Niederhessen über sie herfällt, und die Helden finden in einem Walde ihren Tod. Nur wenige Trauerboten entrinnen, und verbreiten die Kunde in der Stadt. Die Namen der gefallenen Helden stehen, der Reihe nach, in den Todtenlisten der Stadt Alsfeld. Der Ruhm des Anführers Scharch ist auf einem, an der Ostseite der Todtenkirche befestigten, Sandsteine aufbewahrt.

Die Stadt wurde hierauf am 30sten September 1646 von den Niederhessischen Truppen aufs Neue umzingelt, und am sechsten October, nach einem sehr heissen Kampfe, erobert. Was die unglücklichen Einwohner damals erdulden mußten, sagt eine Tafel in der Hauptkirche, mit der Inschrift: „Anno 1646 auf Michaelis ist Alsfeld von den Niederhessischen Völkern belagert, und mit 12 Stücken beschossen worden. Den zweiten und dritten October, als an 150 Granaten hineingeworfen, sind dreissig Bäu verbrannt, und eine von 160 Pfund in dieses Chor (der Hauptkirche) gefallen, hat alle Fenster ausgeschlagen, Orgel und alles verderbt. Den fünften October, als noch der dritte Sturm abgeschlagen gewesen, hat sich die Stadt durch Akkord ergeben, worauf alle Vorstädt geschleift, und an zweihundert Häuser in derselben abgebrochen worden. Gott wolle für dergleichen Strafen gnädig behüten."

Ein Familiendokument, die Personalien des damaligen Stadtbürgermeisters Haas angehend, welcher den Sonntag nach Pfingsten 1677 verstorben ist, enthält noch manche anziehende, besondere Umstände jener Belagerung und Vertheidigung. Die alten treuherzigen Worte lauten so:

„Im übrigen auch, um unsers seligen Herrn Bürgermeisters Lebenslauf in etwas zu gedenken, so hat derselbige, wie männiglich bekannt, nicht leichtiglich eine Predigt oder Betstunde versäumt, es habe ihn dann seine Baufälligkeit, oder unvermögliches Alter abgehalten, und ob er schon durch zweimalige, sehr unglückliche Beinbrüche in erbärmlichen Zustand gerathen, hat er doch nach seiner Genesung, wie sauer ihm auch der Gang worden, jederzeit seine höchste Freude in dem heiligen Worte Gottes gehabt, und darinn seine innigliche Herzensfreude und Erquickung gesucht, auch sein Vertrauen so fest an Gott gerichtet, daß er in seinen so vielfältigen und widrigen Begegnissen immer dieses zum Zweck gehabt: wenn der Herr mich schon tödten würde, wollte dennoch ich beständig auf ihn hoffen."

„In Ansehung seines geführten aufrichtigen, rechtschaffenen Wandels, und nachdem er im Jahr 1636 durch öffentliche einstimmige Wahl in den Rath erkohren worden (wobei er denn 1637 das Feuerschillings- und andere Aemter der Ordnung nach tragen müssen), haben auch nachgehends die löblichen Zünfte und Gemeinde hiesiger Stadt zu unserm seligen Herrn Bürgermeister ein solch zuverläßiges Vertrauen getragen, daß sie ihn in die sechs Jahre lang, nemlich 1645 — 46, sodann 1653 — 54, und 1667 — und 68 des Bürgermeisteramtes würdig geachtet, wobei er denn ohne eiteln Ruhm zu melden, sonderlich bei der Niederhessischen Belagerung 1646

sein patriotisch treues Gemüth, tag- und nächtlicher, unverdrossener sehr schwerer Sorg' und Last, gegen hiesige Stadt und liebe Bürgerschaft dergestalt erwiesen, daß er, in während der Belagerung, bei Stürmen, Presch-Schießen und Feuer Einwerfen allezeit vorangewesen, sich ernstlich und standhaftig an den Kommandanten gehalten, daß mit dessen Hülfe und Rath aller Orten, wo es nöthig gewesen, großer Widerstand mit tapferem Gemüthe und Anfrischung der lieben Bürgerschaft bezeugt worden."

„Insonderheit, mit sehr vortheilhaftig gemachten Abschnitten, dadurch der Feind, als er schon bereits über die Presche hereingelaufen, dennoch mit Hinterlassung vieler Todten (worunter hohe Standespersonen und verschiedene Officiere mitbegriffen gewesen) zurück über die Presche weichen müssen, worauf dann erfolget, daß das vor Augen gestandene große Blutbad durch des Höchsten gnädigen Beistand nicht ins Werk gerichtet, sondern noch ein leidlicher Akkord getroffen worden, wobei denn nicht in geringe Verwunderung zu ziehen, als durch tag- und nächtliches unaufhörliches Schießen es endlich an Blei ermangeln wollen, und unser seliger Herr Bürgermeister dieß eilende Mittel ergriffen, das, auf dem Pfarrdache gelegene Blei bei solcher äußersten Noth zu gebrauchen, auch hierüber Herrn M. Happel sein Consens erlanget, niemand aber sich bequemen wollen, soches herunter zu langen, hat der selige Herr Bürgermeister sich erkühnet, mit höchster Gefahr eilfertig auf das Dach gestiegen, und mit einer Axt so ihm Hr. M. Happel sel. dargereicht, das Blei in der Rinne abrissen, unterdessen aber sein Haus, Hof, Hab und Nahrung durch ein gewesenes Feuer zu seinem und der Seinigen unwiderbringlichen Schaden, ohne einzige Hülfe oder Rettung, lieber in Dampf dahingehen,

hen, als sein treues Vaterherz gegen diese Stadt und Bürgerschaft sinken lassen, vielmehr aber selbige Gott und der Herrschaft bis in den Tod treu zu bleiben, mit höchster Leibes- und Lebensgefahr unnachläßig anfrischen wollen: welches dann auch also gefruchtet, daß, obschon diese liebe Stadt und Bürgerschaft dazumal in höchstes Verderben, in Jammer und Noth gerathen, dennoch solcher geleisteten Treue halber für Gott, der landesfürstlichen Obrigkeit, und der lieben Posterität zu ewigem Nachruhme gereichen wird. Was nun nach Eroberung dieser Stadt, mit schweren Plessuren, zu Einlösung der Glocken, unser sel. Herr Bürgermeister ausstehen, hierneben auch von dem Kriegsvolk für Schmach, Jammer, Leid und Unheil erdulden müssen, würde viel zu weitläuftig seyn, der Länge nach zu erzählen. Insonderheit auch, wie er, wegen einer angefoderten starken Summe Geldes von den kaiserlichen Völkern (nachdem sie ihr Quartier allhier verlassen müssen) gefänglich fortgeschleppt werden sollen, sich aber, bis zum gänzlichen Abzug solcher Völker, auf dem Kirchengewölbe verborgen halten müssen."

---

# V.

# Volksaufstand in Rom.

## Im Jahr 1745.

Das römische Volk scheint, da es selbst nicht Kriege zu führen hat, um desto lebhaftern Antheil an den auswärtigen zu nehmen. Jeder nimmt deswe-

gen

gen für oder wider eine kriegführende Macht Parthey, und so findet man französische, österreichische, englische und preußische Partheyen daselbst.

Als Kaiser Franz der Erste im Jahr 1745 zu Frankfurt erwählt wurde, erdachte sich die österreichische Parthey eine Art Triumph. Sie wählte einen hübschen Knaben von zwölf bis dreizehen Jahren, den Sohn eines Mahlers, Namens Leandro, und kleidete ihn in Flitterstaat. Ein Kerl stellte ihn auf seine Schultern, nnd trug ihn durch ganz Rom, unter Begleitung einer Menge Pöbels, der unaufhörlich schrie: „es lebe der Kaiser!" Der Zug begab sich zuerst vor den Palast des Kardinals von Rochefaucault, des Geschäftsträgers von Frankreich, und verdoppelte unter seinen Fenstern sein Geschrei. Der Kardinal fühlte wohl, das dieses eben keine Ehrenbezeugung sey, aber er ergriff das beste Mittel gegen den Pöbel: er zeigte sich auf dem Balkon, und ließ einige Händevoll Geld herabwerfen. Sogleich warf sich das Gesindel darüber her, und rief aus vollem Halse: „es lebe der Kaiser, es lebe Frankreich!"

Durch diesen guten Erfolg seiner Unverschämtheit ermuthiget, zog nun das Lumpenvolk weiter vor den sogenannten spanischen Platz, vor die Wohnung des Kardinals Aquaviva, um denselben Auftritt zu wiederholen. Dieser, ein Mann des hitzigsten Charakters, erschien an einem Fenster, aber in demselben Augenblicke fielen auch an zwanzig Flintenschüsse aus den übrigen Fenstern des Palastes, und streckten eben so viel Todte oder Verwundete auf dem Platze nieder, wobei das arme Kind unter den ersten war. Wüthend über diese Barbarey, die gegen das Benehmen des Kardinals Rachefaucault um so schrecklicher abstach, rottete sich der ganze Pöbel Roms zusammen, um den Palast anzuzünden, und den Kar-

Kardinal Aquaviva darinn zu verbrennen. Dieser aber hatte die Folgen seiner Gewaltthat vorausgesehen, und bereits nicht nur über tausend beherzte Leute gewonnen, durch deren Hülfe er seinen Palast deckte, sondern er ließ auch vier mit Kartätschen geladene Stücke vor demselben auffahren, so, daß das Volk, davon in Schrecken gesetzt, sich wieder zerstreute, und seiner Wuth nur durch Verwünschungen gegen den Kardinal Luft machte.

Das Volk gab seinen Grimm inzwischen nicht auf. Man suchte durch einen Abzugskanal in das Haus zu dringen, und wollte den Kardinal in die Luft sprengen. Das Haupt der Verschwörung war ein Maurermeister, Namens Giacomo, ein Mensch von Kopf, von Verwegenheit und von Ansehen unter dem Volke. Diesen gewann der Kardinal, indem er ihn heimlich zu sich kommen ließ und mit Schmeicheleyen überhäufte, so daß dieser den Plan weder läugnete noch mißbilligte, jedoch soviel versprach, sich weiter in die Sache nicht zu mischen, und auf diese Weise blieb dieselbe, nachdem das Volk den ihm für sein Vorhaben so nothwendigen Anführer verloren hatte, und ein Anderer sich nicht sogleich fand, allgemach auf sich beruhen, selbst ohne daß der Pabst gegen den Kardinal Gerechtigkeit übte. *)

---

## VI. Verschwörung gegen Napoleon.

Der Kaiser Napoleon schwebte im Laufe seiner glänzendsten Eroberung öfters in Gefahr, durch Gift und

*) So erzählt dieser den Geist ihrer Zeit beurkundende Geschichte, du Clos in seinem Oeuvres diverses. Tom. IV. Paris 1802. p. 80. seq.

und Dolch sein Leben zu verlieren. Manche Brust ward von dem Wunsche bewegt, die Welt von einem Tyrannen zu befreien, der mit kalter Gefühllosigkeit das Glück der Nationen mit Füßen trat. Gebeugt, von der Schmach und Unterjochung seines Vaterlandes, machte sich im Jahr 1809 ein deutscher Jüngling auf, den Dolch in die Brust des Tyrannen zu stoßen, gerade in dem Zeitpunkte, als derselbe im Begriff war, nach der Eroberung Wiens, mit dem deutschen Kaiser einen Frieden zu schließen, der dem Vaterlande neue Fesseln anlegte. Der Name dieses Jünglings war Friedrich Stapß. Er war der Sohn eines Predigers aus Naumburg, lernte in Erfurt die Handlung, und zeichnete sich durch seine einnehmende Gestalt und regelmäßige Züge, in denen Sanftmuth und Gutmüthigkeit wohnte, sehr vortheilhaft aus. Ohne jemanden etwas zu sagen, verließ er, kaum achtzehn Jahre alt, Sachsen, und eilte nach Wien, um Deutschlands Befreier zu werden. Während Napoleon, nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes, sich in dem kaiserlichen Lustschlosse zu Schönbronn aufhielt, begab sich Stapß eben dahin, und mischte sich mehrere Tage unter den Haufen der Neugierigen, die sich um den Kaiser herdrängten.

Eines Tages, es war der zwölfte Oktober, als Napoleon in Begleitung mehrerer Marschälle und Adjutanten aus seinen Gemächern trat, um sich auf die Parade zu begeben, stürzte der Jüngling auf ihn zu, und stieß mit einem Dolche nach ihm. Die That würde gelungen seyn, wenn nicht der Marschall Duroc, der dem Kaiser zur Seite war, den Stoß abgewehrt und den Thäter entwafnet hätte, wobei er sich stark an der Hand verwundete.

Napoleon ward vor Schrecken beinahe ohnmächtig, der Jüngling aber ward sogleich in ein Zimmer geschleppt. Alles drängte sich um ihn her, und nachdem der Kaiser sich wieder erholt hatte, erfolgte zwischen ihm und Stapß eine Unterredung, die viele Zeugen hatte.

Napoleon. Wer und was bist du?

Stapß. Einer, der entschlossen war, sein Vaterland von einem Tyrannen zu befreien.

Napoleon. Du mußt wahnsinnig seyn.

Stapß. Ich bin es weder, noch bin ich es je gewesen.

Napoleon. Hast du Mitschuldige?

Stapß. Ueber hundert; wir sind alle entschlossen zu thun, was ich eben verfehlte. (Man untersuchte den Jüngling, und fand zwey Portraits bei ihm.)

Napoleon. Was sind das für Bildnisse?

Stapß. Das eine ist das meines Vaters; das andere das meiner Braut.

Napoleon. Elender! Hättest du kindliches Gefühl für deine Eltern, und liebtest du deine Braut, so würdest du dich nicht mit einem Meuchelmorde befaßt haben.

Stapß. Der Wunsch, den Segen meines Vaters und meines Vaterlandes zu erringen, spornte mich zur That; nie hätte ich die Hand meiner Geliebten ohne das Versprechen erhalten, vom Blute des Tyrannen meines Vaterlandes gefärbt zu ihr zurückzukehren.

Napoleon. Erkläre öffentlich, daß nur Wahnsinn dich zu der schröcklichen That trieb, und ich verspreche dir Gnade.

Stapß. Du kannst dich überzeugen, daß es nicht Wahnsinn war; laß meine Hände entfesseln

und

und gieb mir meinen Dolch zurück, dann sollst du sehen, daß ich nicht zum zweitenmal fehle.

Napoleon. Wie konntest du hoffen, durch meinen Tod Deutschland zu befreien, da es von meinen siegreichen Armeen besetzt ist.

Stapß. Wir wissen wohl, daß nach deinem Tode alle diese Herren hier nicht einig bleiben werden.

Einige Stunden nachher ward der entschlossene Jüngling in dem Garten von Schönbronn erschossen. Nach dem Abzuge der Franzosen wurde sein Leichnam, auf Veranlassung der österreichischen Regierung, auf dem Kirchhofe des Dorfes Maidling beerdiget. Vater und Braut folgten ihm bald in's bessere Leben nach.

Zu den edlen Männern, die mit edelmüthiger Hingebung zu wiederholtenmalen Frankreich von dem Joche des korsischen Tyrannen zu befreien versuchten, verdient auch der General Malet gezählt zu werden. Schon im Jahr 1808, als Napoleon sich in Spanien befand, entwarf er einen Plan, sein Vaterland von ihm zu befreien; er wurde vor der Ausführung verrathen, und Malet nebst einer Menge schuldiger und unschuldiger Personen geriethen in Gefangenschaft.

Der Feldzug Napoleons gegen Rußland schien Malet eine günstige Gelegenheit darzubieten, einen letzten Versuch zu wagen, und der 23ste Oktober 1813 ward zur Ausführung festgesetzt. Ein untergeschobenes Senatusconsult kündigte an, Napoleon habe am siebenten Oktober bei Moskau seinen Tod gefunden. Die Kaiserwürde ward darinn für abgeschafft, seine Ehe, die Konscription und ein Theil der indirecten Steuern für aufgehoben erklärt, dem Pabst wurden seine Staaten wieder gegeben, eine provisorische Regierung ward verordnet, Frankreich auf seine alten Grenzen beschränkt, und ein Kon-

greß

greß zur Herstellung des allgemeinen Friedens angekündigt.

Anfänglich gieng alles gut, aber unglücklicher Weise ward Malet, bei dem Generalstab in Paris, den er zu verhaften Willens war, übermannt, entwafnet und verhaftet. Das ganze Project scheiterte, und Malet wurde von einer Militärkommission gerichtet. Mit einem ächt römischen Charakter verleugnete er auch vor den Blutrichtern seinen unerschütterlichen Muth nicht einen Augenblick. Auf die Frage eines der Richter nach den Namen und der Zahl seiner Mitschuldigen, antwortete er kühn: „Alle Franzosen sind meine Mitschuldige, und auch Sie würden es seyn, wäre ich glücklich gewesen.“ Der Präsident der Militärkommission, Graf Dejean foderte ihn auf, sich zu vertheidigen. „Ein Mann, der sich zum Vertheidiger der Rechte seines Vaterlandes aufgeworfen hat, bedarf der Vertheidigung nicht, versetzte er mit großer Fassung: er siegt oder stirbt.“ — Malet wurde nebst dreizehen andern erschossen.

---

## VII.

# Belagerung von Constantinopel durch die Engländer.

### Im Jahr 1807.

Im August des Jahres 1806 kam der General Sebastiani, als Napoleons Abgesandter, nach Konstantinopel, mit dem Auftrage, die Pforte mit Rußland

land in Krieg zu verwickeln. Der gewandte Unterhändler entledigte sich seines Auftrages mit vieler Klugheit, indem er besonders den Verdacht des Großsultans auf die Fürsten von der Moldau und Wallachey hinlenkte, als welche mit Rußland unter einer Decke spielten, und somit die Treue verletzten, die sie der Pforte schuldig wären. Er gab Vermuthungen und Beweise, und trug auf die Absetzung beider Fürsten an. Diese Absetzung war aber den Verträgen von Jassy entgegen, denn laut derselben durfte sie vor sieben Jahren nicht geschehen, wenn der Hof von Petersburg nicht seine Einwilligung dazu gab. Allein der Großherr und sein Ministerium gaben den Vorstellungen des französischen Gesandten nach, und die Abberufung jener Fürsten erfolgte plötzlich und unerwartet.

Der russische Gesandte Italinsky machte sogleich nachdrückliche Vorstellungen dagegen, und an ihn schloß sich der englische Bothschafter Arbuthnot an. Die Einsprache des erstern wurde wenig beachtet, weil man auf den Beistand des französischen Kaisers zählte; allein einen Bruch mit England wünschte man, theils des Seehandels wegen, theils aus alter Freundschaft zu vermeiden. Indessen fiel Rußland, ohne lange zu säumen, mit gewafneter Hand über die Grenze ein, und nahm die Moldau und die Wallachey in schnellen Besitz. Auch eine englische Flotte, mit der man, um Rußlands Anfoderungen zu unterstützen, schon früher gedroht hatte, war in das Mittelmeer eingerückt. Ein Theil des türkischen Ministeriums lachte über diese letzte Demonstration, der andere aber wünschte eine Vermittlung. Indessen frug man doch, wie es denn mit den Dardanel-

len *) aussehe, und was da zu thun sey, im Fall eine Flotte bis zur Hauptstadt vordränge? Französische Officiere, die man zu Rathe zog, behaupteten, daß die Schlösser und Batterien der Dardanellen einen kühnen Seemann nicht sehr aufhalten würden. Sie machten zugleich Vorschläge, wie hie und da in der Geschwindigkeit zu helfen sey. Ein großherrlicher Befehl ergieng, solche Anstalten zu treffen. Aber unglücklicher Weise war der damalige Großwessier **) ein Mann voll Ungeschick und Vorurtheilen, der Kapudan Pascha ***) gleichfalls träge und ohne Einsicht: daher gieng es mit den befohlenen Arbeiten langsam und schlecht. Der englische Gesandte ward indessen mit Achtung und Klugheit behandelt. Auch er glaubte noch an einen friedlichen Ausgang; doch ein im Januar 1807 erhaltener Eilbote befreite ihn von diesem Glauben und aller Ungewißheit überhaupt. Das englische Ministerium sah nemlich in der Pforte einen für das französische Kabinet viel zu vortheilhaften Bundesgenossen, um nicht Alles aufzubieten, diese zwey zu trennen, und den Großherrn wieder, entweder in Güte oder mit Gewalt, für England und Rußland zu gewinnen. Arbuthnot erhielt von seiner Regierung den Befehl, dieses Bündniß entweder zu schließen, oder Konstantinopel zu verlassen. Dabei

mußte

*) Dardanellen heissen die vier festen Schlösser, welche an dem Hellespont, auf der europäischen und asiatischen Küste, einander gegenüber erbauet sind, und jene Meerenge beherrschen. Sie werden für den Schlüssel von Konstantinopel angesehen.

**) So heißt der Generalstatthalter des türkischen Reichs, der, unter der Autorität des Sultans, dem Kriegswesen, der Justiz und den Finanzen vorsteht, und auch zugleich Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist.

***) Der Oberadmiral, welcher so zur See kommandirt, wie der Großwessir zu Lande.

mußte er die Wegsendung des Generals Sebastiani fodern, ferner die unmittelbare Uebergabe der Dardanellen-Schlösser, so wie die Auslieferung der türkischen Flotte an Großbrittanien, endlich die Abtretung der Moldau und Wallachey an Rußland.

Es läßt sich leicht denken, daß solche Zumuthungen bei dem, gegen Rußland bereits entbrannten Zorn, durchaus keinen Eingang fanden. Arbuthnot machte daher insgeheim Anstalten zu seiner Abreise. Es lag in dem Hafen eine englische Fregatte. Der Gesandte ließ mehrere Kaufleute und andere Männer seiner Nation, die er mitnehmen zu müßen glaubte, dahin als zu einem Gastmal einladen. Kaum waren sie daselbst angekommen, so eröffnete er ihnen die wahre Lage der Dinge, zeigte ihnen die Nothwendigkeit ihrer schleunigen Abreise, und gab ihnen zugleich die Versicherung, daß die brittische Regierung sie für diesen mißlichen Schritt entschädigen werde. Im Festkleide und ohne von den Ihrigen Abschied zu nehmen, mußten die Armen von dannen fahren. Unerkannt kamen sie im Hellespont bei dem Geschwader des Kapudan-Pascha vorüber, und legten bei Tenedos vor Anker. Von hier aus schrieb Arbuthnot an die Pforte, und bot sich an, die Unterhandlungen fortzuführen. Die Pforte war dazu bereit, ohne dem Gesandten wegen seiner heimlichen Abreise Vorwürfe zu machen. Der englische Dolmetscher Pisani besprach sich mit dem Kapudan-Pascha, und hielt ihn mit allerlei Vorschlägen und Versicherungen hin, so daß die ohnehin langsam fortschreitenden Arbeiten bei den Dardanellen, über welche er die Aufsicht führen sollte, und die er ohnehin für überflüssig hielt, noch mehr verzögert wurden.

Das erwartete englische Geschwader erschien jetzt gleichfalls vor Tenedos. Es bestand, mit den drei

 Schiffen

Schiffen des Admiral Louis, nun aus acht Linienschiffen, zwei Fregatten, zwei Corvetten und zwei Bombardier-Galiotten. Sir Sidney Smith hatte den Unterbefehl darauf, ward aber wenig gehört.

Die Unterhandlungen giengen ihren Weg fort. Der Kapudan-Pascha, der den Engländern weder die Lust noch den Muth zutraute, mit Gewalt durch die Dardanellen zu dringen, sah (es war am 19ten Februar 1807 und gerade ein großes Fest der Muselmanen) von der Küste aus die englischen Schiffe unter Segel gehen. Der Wind war günstig zur Einfahrt in den Kanal, aber noch immer glaubte der türkische Befehlshaber, es sey nur auf einen Streifzug im Archipelagus abgesehen. Den französischen Officieren, die um ihn waren, endlich nachgebend, schickte er den Befehl fort, die Feuerwerker und andere Truppen, die sich des Festes wegen nach den Kaffeehäusern und in ihre Wohnungen begeben hatten, sogleich auf ihre Posten zu weisen. Noch war es ihm kaum Ernst damit. Wenige Augenblicke darauf aber sah er die Flotte sich wenden, und kurze Zeit vergieng, da stand sie vor der Mündung des Kanals. Nun folgte Befehl auf Befehl, Bote auf Bote, die, einer dem andern widersprechend, keiner mehr zur rechten Zeit kamen. Die Kanoniere waren bei weitem noch nicht alle auf ihren Posten, als die Schiffe sich schon den alten Schlössern näherten. Der Kapudan-Pascha, der den Kopf nun völlig verloren hatte, und nicht wußte, was er thun und was er anordnen sollte, lärmte, drohte, lief hin und wieder, und warf sich endlich in eines der Dardanellenschlösser.

Das englische Geschwader schritt ohne Zögern und in schönster Ordnung vorwärts. Der Royal-George voran, auf ihn Admiral Duckworth; die übrigen in abgemessenen Entfernungen. Schon waren

sie

sie an den vordersten Batterien vorüber gezogen, stumm, als verlohne es der Mühe nicht, dem schwachen Feuer der Türken zu antworten. Erst als das Admiralschiff zwischen dem Kaiserthurm und dem Meerschlüssel (so heißen die beiden Festungen, die eine auf der asiatischen, die andere auf der europäischen Seite des Hellespont) einherzog, und das türkische Geschütz, nicht ohne Wirkung, etwas lebhafter zu spielen begann, gab der Royal-George von beiden Seiten eine Ladung nach der andern, immer voran schreitend, und in eine dichte Rauchwolke gehüllt. Seinem Beispiele folgten die andern Schiffe, und das Feuer ward gegenseitig ziemlich ernst. Dem Kapudan-Pascha aber wollten die Kugeln, die in seine Batterie flogen, nicht behagen. Er eilte, den gefährlichen Posten zu verlassen, unter dem Vorwande, zu seinem Geschwader zu kommen, das weiter drinn im Kanal, hinter der Spitze von Nagara gelagert war. Die Krankheit des Befehlshabers war ansteckend. Die Feuerwerker horchten weder auf ihre Anführer mehr, noch auf die ihnen beigegebenen französischen Officiere. Die englischen Schiffe hatten daher jetzt leichtes Spiel, und gelangten bald in jene Gegend des Kanals, wo das türkische Linienschiff mit fünf andern Fregatten und einer Brigg lag. Das Linienschiff, das der Kapudan-Pascha sich wohl gehütet hatte, zu besteigen, bekam einige Ladungen, ward genommen und verbrannt: so auch viere von den Fregatten. Die fünfte, von einem tapfern Muselmann befehligt, that den lebhaftesten Widerstand. Zu gleicher Zeit von mehrern Linienschiffen beschossen, hörte sie nicht eher zu feuern auf, als bis drei Viertheile ihrer Mannschaft todt oder blutend darnieder lagen. Die Brigg nahm Reißaus, und brachte eiligst nach Konstantinopel die Nachricht von der schleunigen Ankunft des feindlichen Geschwaders.

So waren die englischen Schiffe die ersten, die sich rühmen konnten, mit Gewalt durch die furchtbaren Dardanellen gedrungen zu seyn. Die Nachricht von diesem Durchgange und der nahen Ankunft des englischen Geschwaders vor Konstantinopel brachte bei Hof sowohl, als unter den siebenmal hundert tausend Einwohnern der Hauptstadt und ihrer Vorstädte nicht wenig Bestürzung und Verwirrung hervor. Das Ministerium und der Staatsrath, welche sich schleunigst versammelten, sahen im Augenblick keine andere Rettung vor sich, als unbedingtes Nachgeben. Dem Reis-Effendi (Großkanzler) ward, seiner Nachläßigkeit und Leichtglaubigkeit halber, einstweilen der Kopf abgehackt; der weit mehr strafbare Kapudan-Pascha kam, besonderer Gunst im Serail wegen, mit dem Leben davon, und verlor nur Amt und Vermögen. Zu jenen kleinmüthigen Rathschlägen der ersten Reichsbeamten gesellte sich nun noch das Lamentiren der Harem-Weiber, das Aechzen der Verschnittenen, der Schreck auf allen Hofgesichtern. Alles, was Sultan Selim in der Nähe sah und hörte, war nicht gemacht, um einen Fürsten sehr zu beleben, der seine Hauptstadt nie verlassen, der nie einen andern Kanonendonner gehört hatte, als den ihn begrüßenden. Selim wollte, was die Furchtsamen wollten. Mit der Entfernung des General Sebastiani gedachte man die Unterwerfung anzufangen. Einer der Günstlinge des Großherrn ward in dieser Absicht sogleich zu ihm geschickt. Der General antwortete: die Ankunft der englischen Flotte könne ihn nicht bewegen, einen Posten zu verlassen, auf dem er unter Seiner kaiserlichen Hoheit besonderm Schutze stehe, und nur des Großherrn unumwundener Befehl werde ihn dazu bewegen. Er blieb.

Der

Der Schreck, welcher den Sultan und seine Umgebungen ergriffen hatte, herrschte weder in der Stadt noch in den Vorstädten. Die stolze, hochherzige Sinnesart der Muselmanen zeigte sich plötzlich in ihrem hellesten Glanze. Weit entfernt, bei der Annäherung des furchtbaren Geschwaders, das bereits die Vormauer der Dardanellen bezwungen hatte, zu zittern, war nur Ein Ruf des Zornes und der Rache gegen die Treulosen, die, ohne Anlaß und Ursache, im tiefsten Frieden, ihre alten Freunde überfielen, die osmannische Flotte verbrannten, und nun dem Kaiser Gesetze vorschreiben wollten, durch die Drohung, seine Paläste und seine Hauptstadt niederzudonnern. Am ersten griefen die Janitscharen insgesammt zu den Waffen, die Artillerie eilte nach ihren Batterien, Kinder und Greise zogen hin, wo man Hände brauchte, um Erde und Schanzkörbe herbeizuschleppen. Die Eigenthümer jener Häuser, die dem Geschütz gegen die See hin hinderlich waren, zauderten keinen Augenblick, sie mit eigenen Händen niederreissen zu helfen. Einem Jeden sah man es an, daß er lieber zu Grunde gehen, als schmachvoll sich unterwerfen wolle.

Von dieser Volksbegeisterung hörte das Ministerium. Da ward es andern Sinnes. Es fürchtete nemlich, ein Opfer der aufgebrachten Stadt zu werden, und diese Furcht wirkte mächtiger bei ihm, als die Schande, die es über seinen Kaiser und über den Halbmond bringen wollte. Noch vor einer Stunde hatten sie jenem vorgestellt, die Erhaltung der Hauptstadt und so vieles andere hienge von unbedingter Zustimmung in die brittischen Aufforderungen ab, und jetzt wußte der Großwessir Seiner Hoheit wieder vorzustellen, weil das ganze Volk entschlossen sey, sich zur Wehr zu setzen, müsse man die-

sen

sen Eifer benutzen, und zum Empfang der Gäste sich rüsten.

Der Großherr ergrief diesen Entschluß mit Ernst und Freude, würdig der Osmanen, wie er sich verlauten ließ, und befahl augenblicklich, mit den angeordneten Arbeiten durch die ganze Nacht auf das eifrigste fortzufahren, neue Batterien zu bauen, alle Glaubigen zu Angriff und Gegenwehr aufzurufen, die getreuen Schützlinge aber, Griechen, Armenier, und Israeliten, nur zum Herbeiführen der Erde, zum Tragen der Schanzkörbe und Fortschleppen der Feldstücke zu gebrauchen. Die höhern Staatsbeamten sollten alle selbst die Aufsicht über die verschiedenen Arbeiten führen, und mit ihrem Kopf für schnelle und gelungene Ausführung haften. Das Serail selbst, an der Ostspitze der Stadt, zwischen dem Hafen und dem Meere von Marmora anmuthig gelegen, ward geöffnet, da die Terrassen hinter der großen Mauer dienliche Räume zu Batterien darboten. Die Frauen waren in das alte Serail, das gegen die Mitte der Hauptstadt hin liegt, gebracht worden, und profanes Volk trieb sich jetzt in den Höfen und Gärten herum, die sonst keinem Auge sichtbar, keinem Fuße zugänglich waren.

General Sebastiani entzückt über diese unerwartete Wendung der Dinge, eilte jetzt zur hohen Pforte, und bat um eine Privataudienz beim Großherrn. Er erhielt sie augenblicklich; Selim empfieng ihn aufs freundschaftlichste, und hörte mit Wohlgefallen alle die schmeichelhaften Dinge, die ihm der französische General sagte, über diese, sein und seiner Vorfahren würdige Art, dem ungerechten Ueberfall eines übermüthigen Feindes mit siegreicher Waffe zu begegnen. Sebastiani ermangelte nicht, beizufügen, daß sein Kaiser, der eben, nach vollständiger Nie-

derlage

derlage aller seiner Gegner, auf Petersburg anrücke, um den rühmlichsten Frieden zu erzwingen, eines so tapfern und getreuen Bundesgenossen Vortheile gewiß nicht außer Augen lassen werde. Endlich bot Sebastiani seine sowohl, als seiner Officiere Dienste an. Dieß ward mit Dank angenommen. Der General begab sich daher sogleich nach den Batterien, ließ bei einer jeden derselben mit Einwilligung der Minister einen seiner Officiere zurück, und vertheilte Geld und Lobsprüche unter die Arbeiter. Ueberdieß brachte er gegen zweihundert seiner Landsleute zusammen, wovon die meisten freiwillig sich anboten, und sich ohne Verzug auf die angewiesenen Plätze begaben. Auch der spanische Minister, Graf Almenara, mit seinen Legationssecretairen war Tag und Nacht auf den Wällen, und hatte eine Artillerie-Kompagnie errichtet aus spanischen Seesoldaten, die sich eben im Hafen befanden.

Mit vollem Winde rückte nun die englische Flotte nach dem Vorgebirge St. Stefano, zwei Stunden südlich von der Hauptstadt. Jetzt aber legte sich der Westwind: ein Zeichen, daß es bald von der Gegenseite, dem schwarzen Meere her blasen werde. Der Tag neigte sich, die Strömung war den Schiffen entgegen, die Bombardier-Galioten waren noch zurück. Man mußte hier Anker werfen, und den Tag erwarten. In dieser hochwichtigen Nacht war es, daß jene kühnen Beschlüsse von der Pforte gefaßt, und mit wunderbarem Eifer und gleicher Beharrlichkeit ausgeführt wurden. Der Admiral, so wie der Gesandte Englands, die beide nach dem Vorhergegangenen rechneten, waren des festen Glaubens, schon die bloße Erscheinung einer englischen Flotte vor Konstantinopel werde hinreichen, das türkische Ministerium auf bessere Gedanken zu

brin-

bringen. Sie zogen es daher vor, lieber eine Unterhandlung anzuknüpfen, als einen unmittelbaren Angriff zu wagen, der wegen der Strömungen und anderer örtlichen Hindernisse doch immer gefährlich ausfallen konnte, auf jeden Fall aber die Türken gegen Großbrittanien für immer aufbringen mußte. Diesen Betrachtungen gab der ungünstige Wind noch das nöthige Gewicht, und so entschloß sich denn Admiral Duckworth, hinter den Prinzen-Inseln, zwei Stunden östlich von Konstantinopel, Anker zu werfen. Von hier schickte er einen Parlamentair nach dem Hafen, mit Briefen von ihm und Arbuthnot, deren Inhalt freundschaftliche Ueberredung war, wo nicht, so sey man zu Schritten genöthigt, die nothwendig verderblich werden müßten.

Die Officiere, die diese Bothschaft überbrachten, wurden an den Seeminister gewiesen. Die höchst unfreundliche Aufnahme bei demselben, die drohenden Gesichter der Anführer und Soldaten, so wie hie und da fallende bedenkliche Worte ließen sie befürchten, man dürfte im nächsten Augenblick des Völkerrechts uneingedenk seyn. Dazu kam, daß man sie, um einen andern Minister dort zu treffen, nach dem grünen Pavillon fahren hieß, der dafür bekannt ist, daß in seiner Nähe zuweilen Hinrichtungen vorfallen. Statt also dorthin, steuerten sie mit verdoppelten Ruderschlägen zu den Ihrigen zurück. Man setzte Ihnen nicht nach, aber ihre Briefe blieben unabgegeben.

Dieser geringfügige Vorfall brachte in den Unterhandlungen eine Zögerung hervor, die den Vertheidigungsanstalten der Hauptstadt recht sehr zu statten kam. Es machten diese ohnehin solche Fortschritte, daß sie ihres gleichen vielleicht nie hatten. Hier trugen Janitscharen Haufen von Reiserbüscheln, die

Gärt-

Gärtner des Serails unzählige Pulverwürste herbei, dort legten Franzosen und Spanier Stückwälle an; auf einer andern Seite zogen die Türken ihre Kanonen ein. Die Griechen und Armenier, ihre Patriarchen an der Spitze, führten Erde zusammen für die Schulterwehren, und Baumzweige zu den Hördenwänden; die Israeliten, mit ihrem Oberrabbiner voran, schleppten Kanonen herbei. Wie von Ameisen wimmelten die Gestade beider Welttheile von rastlosen Arbeitern, und Brustwehr über Brustwehr stand aus der Erde auf, wie auf den Schlag einer Zauber-Ruthe.

Der Hafen, der von der Serailspitze sowohl als von Tophana, der jenseitigen Vorstadt, aus, unter dem Schutz zweier tüchtigen Batterien lag, ward noch in der ersten Nacht durch eine doppelte Reihe Kanonierschaluppen geschlossen, und der Kanal zum schwarzen Meere durch sieben Linienschiffe vertheidigt, die, mit Tauen und Ankerseilen an einander gehängt, vor Beschiktasch lagen. Am Eingang des Hafens hatte man viele kleinere Fahrzeuge aufgestellt, mit brennbaren Stoffen angefüllt, die auf die feindlichen Schiffe geschleudert werden sollten. Ununterbrochen hielten Minister und Präsidenten mit ihrem Personale Wache und Aufsicht bei den Arbeiten. Ihre Gegenwart und Theilnahme befeuerte zu den höchsten Anstrengungen, und ihr Lob, und die Geschenke, die sie ertheilten, trieben den Enthusiasmus des Volkes auf die höchste Spitze, so daß schon am ersten Tage dreihundert Stück Geschütz aufgepflanzt und fertig waren, den Feind zu empfangen. Die Zahl derselben, von aller Art und Größe, belief sich an den folgenden Tagen aber auf nicht weniger als zwölfhundert.

Der Großherr, welcher früher sich nicht immer von der starken Seite gezeigt hatte, benahm sich, so lange die englische Flotte vor seiner Hauptstadt lag, wie es dem Beherrscher einer tapfern Nation nur immer ziemen mag. Er lies den kaiserlichen Prunk und den stolzen sultanischen Ernst bei Seite liegen, kam oft zu Fuß, von ein paar Officieren begleitet, redete mit den Ingenieuren über ihre Arbeiten, sprach lächelnd und zutraulich mit jedermann, lobte jene, die sich besonders auszeichneten, und gab reichliche Geschenke. Als Oberarchitect seines Reichs, trug er einen elfenbeinernen Ellenstab in der Hand, und maß öfters selbst die Wälle aus, nachsehend, ob alles den Angaben gemäß genau ausgeführt werde. Schöne Tage, an denen der Sultan als Kaiser, das Volk als Nation, trauend und liebend, eins für das andere, zusammen standen!

Am zweiten Tage, nachdem die englische Flotte bei den Prinzeninseln Anker geworfen hatte, schickten der Admiral und der Gesandte abermals eine Aufforderung an die Pforte, stärker und dringender als die erste. Zugleich waren alle Segel losgewunden, und schienen nur den Augenblick zu erwarten, um sich auszuspannen. Eine der Fregatten war schon unter Segel, und suchte gegen die Strömung vom Bosphorus her anzudringen. Aber umsonst! Wind und Meer trieben sie zurück, und sie gerieth einen Augenblick lang so nahe an eine türkische Batterie, daß sie ein lebhaftes Feuer von ihr auszuhalten hatte. Alles deutete auf den Angriff; aber Stambul war nicht mehr wehrlos. Die Haupt-Batterien waren jetzt schon fertig geworden. Die Hafenmündung und der Kanal waren durch die kreuzenden Feuer zahlreicher Stückbetten hinlänglich vertheidigt. Auf dem Felsen des Leanderthurms, mitten im Meere gegen Skutari

hin,

hin, lag schweres Geschütz, und wurden glühende Kugeln gebacken. Dann die Kanonier-Schaluppen, die Brander, die Strömung — von dieser, der Hafenseite, versprach ein Angriff keinen günstigen Erfolg. Aber diese Seite war auch die wichtigste, und die, gegen welche der Feind all sein Bemühen richten mußte, denn im Hafen von Konstantinopel finden sich alle Marineanstalten beisammen. Hier, vor der Mündung des Bosphorus, zwischen Skutari, Tophana und der Spitze des Serail aus, konnte die englische Flotte die Stadt, die Vorstädte und die Gärten und Paläste des Großherrn zugleich zusammen schießen. Abwärts am Ufer des Propontis war Konstantinpel durch eine hohe, dicke und ziemlich wohl erhaltene Mauer hinlänglich gedeckt gegen die Wirkungen des Geschützes, und überdieß an den gefährlichsten Punkten durch ansenliche Batterien geschützt.

Was jedoch nicht wenig heimliche Bestürzung verursachte, waren die zwey Bombardier-Galiotten, denn Konstantinopel ist, die Moscheen und öffentliche Gebäude ausgenommen, ganz von Holz erbaut. In den Quartieren, die nach der See hin liegen, war daher eine große Zahl Feuerspritzen aufgestellt. Wasserträger und Pumpenmänner stunden in Bereitschaft, aller Orten ihre Hülfe hinzutragen, und Abtheilungen von Janitscharen waren mit Ketten und Beilen in der Nähe, um dem Weitergreifen der Flammen mit Niederhauen und Einreißen Einhalt zu thun. Nicht genug aber, daß man den furchtbaren Feind festen Fußes erwartete: mehr als zweihundert entschlossene Muselmänner hatten sich dem sichern Tode für den Glauben und die Heimat ihrer Väter geweiht, und sich erboten, Flösse, mit brennbaren Stoffen angefüllt, auf jene Galiotten sowohl als auf das ganze englische Geschwader zu treiben. Schon am

vorigen Abende hatte man kühne Seesoldaten gesehen, die in leichten Kähnen sich in die feindliche Flotte hinein wagten, und so einige Schaluppen wegnahmen, womit die Schiffe unter einander Verkehr trieben.

Die Unterhandlungen zwischen der Pforte und dem Admiral dauerten noch einige Tage fort. Die Antworten des türkischen Ministeriums, die Anfangs noch sehr nachgebend und ausweichend waren, nahmen in dem Maaße einen höhern und unwilligern Ton an, als die Arbeiten vorrückten. Duckworth ließ sich noch durch eine vorgeschlagene Zusammenkunft hinhalten, die unter allerlei Vorwänden über die Wahl des Orts nie zu Stande kam. Das türkische Ministerium hatte aber auch die Dardanellen nicht vergessen: es mußte wenigstens zu hindern suchen, daß die englische Flotte nicht Verstärkung und Lebensmittel aus dem Archipelagus her erhalte. Ein muthiger und verständiger Großbeamter, mit einigen Ingenieuren und zweihundert Kanonieren, war nach dem Hellespont geschickt worden, um neue Werke anzulegen, und die alten in bessern Stand zu setzen. Tausende von Arbeitern strömten jetzt aus den benachbarten Dörfern herbei, denn sie wurden richtig und reichlich bezahlt, und die Neuangekommenen verstunden ihr Geschäft und den Dienst doch auch besser als die Alten, die zu lange hinter den Wällen gearbeitet hatten.

Admiral Duckworth bekam jetzt Nachricht von dem, was in seinem Rücken vorgieng, und fieng an zu befürchten, er könne wohl gar in dem schönen Meere von Marmora eingeschlossen werden. Er sah ein, daß sein Verweilen vor Konstantinopel nun zu nichts weiter führen könne. Der rechte Zeitpunkt war entweder versäumt, oder er kam doch nun nicht mehr. Mit jedem Tage wurden die Gegenfoderungen der

Tür-

Türken, auf deren ersten Schrecken und dessen Folgen nur die ganze Unternehmung berechnet seyn konnte, anmaßender und hochfahrender. Die Winde, so wie sie von Nordost und Südwest her bliesen, waren zum Angriff nicht günstig. Zuletzt hatte Duckworth versucht, wenigstens die Auslieferung der 15 Linienschiffe noch zu erzwingen, allein vergebens. Endlich schien ein passender Wind zu einem Versuche einzuladen. In aller Frühe schon waren die Schiffe unter Segel, und jedermann glaubte, die lange Drohung gehe endlich in Erfüllung. Alles in der Stadt war in größter Bewegung; eine unzählige Volksmenge bedeckte beide Gestade, ihre Augen unbeweglich auf die Verderben drohende Flotte gerichtet. Da mit einem male machten die Schiffe eine Wendung, spannten alle ihre Segel auf, ein frischer Wind blies hinein, und in Kurzem waren sie fort aus den Augen der Hunderttaufende, die, freudig und triumphirend, Gott und ihrem Propheten Ehre und Dank zuriefen.

Als das englische Geschwader auf seiner Rückreise wieder durch den Hellespont zog, waren die neuen Werke zwar noch nicht beendet, aber die alten Schlösser fanden sich hinreichend besetzt. Alles war auf seinem Posten; die untern Stückwälle waren nicht mehr in dem schlechten Zustande wie vorhin, und trugen Geschütz, das zum Theil Granitkugeln, sechs bis sieben Centner schwer schoß, und nur darauf paßte, Tod und Verderben unter die Feinde zu schleudern. Ein Glück war es für diese, daß Wind und Strömung sie jetzt beide begünstigten. So schnell sie konnten, eilten die Schiffe durch die gefährliche Enge, und hielten sich nicht auf mit Erwiederung der türkischen Begrüßungen. Doch giengen sie keineswegs ganz leer aus. Den Dreydecker, Windsor-Castle

traf

traf eine jener Kugelmassen, machte eine tüchtige Lücke hinein, und brach den großen Mast im ersten Zwischendeck. Eine andere drang von hinten in den Standard, von 74 Kanonen, warf Alles nieder, was ihm im Wege lag, und schlug bis zum Fockmast. Beim Anprallen dieses Granitklumpen an die Eisenringe des Mastbaums spritzten die Funken zu tausenden umher, und entzündeten die in der Nähe stehenden Munitionskästen. Ein Theil des Oberdecks ward dadurch gesprengt, und von diesem einzigen Schlage lagen gegen 60 Mann darnieder. Aber bei weitem die meisten Schüsse giengen entweder ins Wasser, das sie in langen weissen Streifen durchfurchten, oder sie verfehlten ihr Ziel wegen der Unbeweglichkeit eines großen Theils des Geschützes und mancher anderer Fehler einer frühern Einrichtung.

So kam denn der englische Admiral noch glücklich genug vor Tenedos an. Der Verlust der Engländer war, ihren eigenen Zeitungen nach, im Hin- und Herweg durch die Meerenge — an Menschen 255 Todte, und 512 Verwundete; an Schiffen, 2 Corvetten. Das Unternehmen war mißglückt, nicht durch die zitternden Sklaven im glänzenden Weiberzwinger, sondern durch jenen kühnen Aufschwung einer Nation, der schon manches Reich gerettet hat, wenn die Noth am höchsten war.

---

# VIII.

# VIII.

## Eine Kriegsscene.

### Aus dem Jahr 1813.

In der Schlacht bei Dennewitz, den 6ten September 1813, hatte eine feindliche Kanonenkugel einem pommerschen Grenadier die linke Seite zwischen der Hüfte und den Rippen zerschmettert. An eine Wiedergenesung war nicht zu denken; das sah man beim ersten Augenblicke — und doch gestattete dem Unglücklichen seine blühende Jugendkraft kein nahes Ende, um das er inbrünstig und laut Gott anflehte. Als der Feldprediger Rötscher den Leidenden erblickte, stieg er vom Pferde, reichte ihm einen Trunk, ergrief seine Hand, und betete mit ihm aus der Fülle seines Herzens. Der Unglückliche ergoß sich in Dank gegen Gott, und beklagte innigst, daß er nun außer Stand sey, ferner für seinen König und die heilige Sache zu fechten. Gleich darauf näherten sich zween brandenburgische Husaren. Inständigst bat er sie, daß sie sich seiner erbarmen, und ihm schleunigst von der Welt helfen möchten, weil er ja doch sterben, und ohne diesen ihren Liebesdienst sich noch lange werde quälen müssen.

Die Husaren stiegen ab, weigerten sich aber, ihm seine Bitte zu gewähren, denn sie glaubten anfangs, daß er noch gerettet werden könnte. Sie betrachteten seine schröckliche Wunde, und überzeugten sich bald, daß hier der Tod unvermeidlich sey. Bey dieser Aeußerung erheiterte sich der Blick des Dulders. „Gott schütze den König und euch Kameraden!

den!“ rief er, und wiederholte seine Bitte, daß sie doch seinen Qualen ein Ende machen möchten.

Schweigend, die Augen mit Thränen gefüllt, blickten die Husaren einander an, nahmen Abschied vom Grenadier und sprachen: „Nun Bruder Pommer, so reise glücklich! Mach gut Quartier da oben bei Vater Fritz (Friedrich dem Zweiten), und sag' ihm, daß die Preußen nun wieder brave Kerle sind. Gott sey mit Dir!“ — Hastig ergrief der Eine sein Pistol, zielte, schoß und endigte die Leiden des Kriegers. Jetzt wandten sich die Soldaten zum Geistlichen, und, indem Thränen aus ihren Augen rollten, sagten sie: „Beten Sie, Herr Prediger, fleißig für unsern König. Wer weiß, wie bald vielleicht auch wir im Kampfe fallen. Doch wir sterben gern, denn wir fürchten uns nicht vor Gottes Gericht.“

## Fünfte

# Fünfte Abtheilung.

# Reiseabentheuer.

## I. Untergang eines holländischen Schiffes, im Meerbusen von Bengalen.

### Im Jahr 1660.

Die holländisch-ostindische Kompagnie rüstete im Jahr 1660 drei Schiffe aus, mit der Bestimmung, dem Könige von Arrakan Geschenke zu bringen, um dadurch die Handelsfreiheit in seinen Staaten zu erhalten. Das Kommando wurde dem Admiral Schouten übergeben, der am zwölften September 1660 zu Batavia unter Segel gieng. Widrige Winde hielten die Fahrt auf, und im Meerbusen von Bengalen mußten die Schiffe einen heftigen Sturm aushalten; indessen liefen sie doch glücklich in den grossen Fluß von Arrakan ein, und segelten in demselben bis zur Stadt Bandel, die ohngefähr achtzehen Meilen in's Land hinein liegt, und eine Meile von der Hauptstadt Arrakan entfernt ist. Während Schouten hier erwartete, daß ihn der König zur Audienz berief, verbreitete sich das Gericht, daß ein holländisches Schiff untergegangen sey, wobey einige hundert Menschen umgekommen wären, und nur Wenige sich

 gerete

gerettet hätten, welche die peguanische Sprache redeten.

Der Admiral Schouten wollte dieser Erzählung anfangs wenig Glauben beilegen, durch Erfahrung belehrt, daß dergleichen Gerichte gewöhnlich übertrieben, oder völlig ohne Grund sind. Doch dießmal verhielt es sich anders. Am zwei und zwanzigsten October kam der Steuermann des untergegangenen Schiffs mit neun seiner Matrosen zum Admiral Schouten an Bord; und gab ihm folgende ausführliche Nachricht von dem erlittenen Unglück.

Das holländische Schiff war im September an der Küste von Coromandel unter Segel gegangen. Am Bord desselben befanden sich gegen fünfhundert Reisende verschiedener Länder: Perser, Bengaleser, Peguaner und mehrere Schwarze, zum Theil mit ihren Familien, Weibern, Kindern und Sclaven, welche Geschäfte halber unter holländischer Flagge nach Pegu reisen wollten. Niemand dachte auch nur von ferne daran, daß eine gewöhnlich achttägige Reise einen so unglücklichen Ausgang nehmen könnte. Anfangs war das Wetter sehr schön, die See ruhig, und der Wind so günstig, als sie ihn nur wünschen konnten. Das Schiff steuerte nach Osten zu, und wurde von 34 holländischen Matrosen regiert. Alles war munter und froh über die günstige Witterung, und über die Schnelligkeit, mit der sie fortflogen. Aber bald trat an die Stelle der Freude, Furcht und Schrecken. Eine dichte dunkle Wolke erschien am Horizont, die See fieng an zu toben, und der fürchterlichste Sturm drohte Tod und Verderben.

Von Furcht getrieben, hatte sich beinahe die ganze Gesellschaft auf dem Verdeck versammelt, wodurch das ohnehin schwankende Schiff ein allzugroßes Gewicht erhielt. Dennoch hob es sich jedesmal wieder empor, bis endlich ein Wirbelwind und die Wel-

len

len zu gleicher Zeit es auf derselben Seite faßten, und mit solcher Gewalt niederbogen, daß die Indianer, welche nicht gewohnt waren, sich auf Schiffen festzuhalten, auf diese Seite niederfielen, und durch das Uebergewicht dasselbe so gänzlich umlegten, daß die Maste und Segel im Wasser lagen. Zugleich schlug eine fürchterliche Welle über demselben zusammen, und drang in die untern Räume, wodurch die daselbst noch befindlichen Leute, nebst dem holländischen Wundarzt, der bei ihnen war, vollends ersäuft wurden.

Fürchterlich war die Lage derer, die sich noch am Leben befanden. Die Luft ertönte von Jammer, und Hülferufen; eine Menge Menschen, selbst Weiber und Kinder, schwammen hülflos um das Schiff herum, und kämpften gegen die Wellen. Sie klammerten sich an die Segel und Masten an, krochen hinauf, und suchten auf die Seite des Schiffs, die noch über Wasser war, zu kommen. Die Holländer, die mit den Uebrigen einerlei Schicksal hatten, brachten, gleichsam durch ein Wunder, die kleine Schaluppe und das Boot los, welches letztere aber unglücklicher Weise leck, und weder mit Tauen noch Segeln versehen war. Sie mußten daher die großen Segel zerreissen, um die Lecke zuzustopfen. Endlich brachten sie noch eine Segelstange und den Stock der hintern Flagge los, woraus sie mit unglaublicher Mühe zween kleine Maste, einen für das Boot und den andern für die Schaluppe verfertigten, und alle Segellappen daran festbanden, die sie nur von dem Schiffe losreissen konnten. Mit diesen beiden schwachen Fahrzeugen schmeichelten sie sich, einer Menge Leute das Leben zu retten. Aber die Zahl der Herumschwimmenden war viel zu groß, um sie alle zu fassen. Alles drängte sich an Bord, und es war

nicht

nicht möglich, das Angstgeschrei und das Flehen derjenigen ungerührt anzuhören, welche an die Schaluppe zu kommen sich bestrebten, und von weitem die Hände emporstreckten, um die Uebrigen um Erbarmen anzuflehen. Die ganze Seite des umgeschlagenen Schiffs war mit Indianern und Schwarzen bedeckt; Männer und Weiber schrieen um Rettung, und sagten sich und denen, die noch im Wasser waren, das letzte Lebewohl. Die ganze Scene war ein Bild von Verzweiflung und Todesangst.

Die Holländer und die stärksten Indianer, die bereits in der Schaluppe waren, beschwerten sie schon so sehr, und nahmen so viel Raum ein, daß man weder Lebensmittel noch einige von den Unglücklichen, welche um Erbarmen flehten, einzunehmen wagen durfte, wenn sie nicht den Augenblick versinken wollten. Sie sahen sich zu ihrem größten Schmerz genöthiget, diejenigen unmenschlich zurück zu stoßen, welche sich bereits an die Seiten angeklammert hatten, und um sich von diesem traurigen Anblicke loszureissen, giengen sie endlich mit der Schaluppe und dem Boot unter Segel, während eine Menge Unglücklicher hoffnungslos im Wasser zurück blieb.

Von der ganzen Menschenmenge befanden sich in den beiden kleinen Fahrzeugen nicht mehr als 34 Personen. Als sie sich entfernten, sahen sie das umgestürzte Schiff noch eine Strecke forttreiben, dann aber sank es plötzlich unter, und die Geretteten vernahmen noch in weiter Ferne das Aechzen und Wehklagen der Sterbenden. Ihre schwachen Fahrzeuge, die beinahe nicht regiert werden konnten, trieben auf dem tobenden Meere umher, und wurden von den Wellen so heftig herumgeworfen, daß sie jeden Augenblick den Untergang erwarteten. Indessen richteten sie ihren Lauf nach Osten, in Hoffnung, die Küsten

sten von Arrakan oder Pegu zu entdecken, und daselbst ans Land zu kommen. Das Boot, welches sehr schlecht fortkam, war anfangs hinten an die Schaluppe angebunden, um es fortzuschleppen. Da aber die Schaluppe selbst leck war, so konnten sie nicht weiter fortsegeln, und sahen sich genöthiget, das Tau abzuhauen, und das Boot seinem Schicksale zu überlassen. Da nun die Schaluppe um ein Großes erleichtert war und schneller fortkam, so eilten sie an's Land zu kommen, bevor sie untersanken. Die im Boot strengten alle ihre Kräfte an, um der Schaluppe nachzufolgen, aber umsonst! In der folgenden Nacht wurden sie von einander getrennt, und das Boot trieb nun, ohne Lebensmittel und ohne Hoffnung irgendwo ans Land zu kommen, sechs Tage in der See umher. Am siebenten Morgen erblickten sie endlich die Küste von Arrakan, und begegneten einem Fahrzeuge des Landes, welches sie einnahm, ihnen zu essen gab, und sie mit fortführte, um sie nach Arrakan zu schicken.

Den Gesetzen des Landes zufolge, sind alle diejenigen, welche durch Schiffbruch an die Küste von Arrakan geworfen werden, Sklaven des Königs. Als die Geretteten dem Monarchen vorgestellt wurden, schilderten sie ihm ihr Unglück in peguanischer Sprache so rührend, daß alle Anwesende zum Mitleiden hingerissen wurden. Der König beschenkte sie nicht nur mit allen Nothwendigkeiten, sondern er gab ihnen auch die Freiheit und die Erlaubniß ihre Kameraden aufzusuchen. Diese waren es, die zum Admiral Schouten kamen.

Das Schicksal derer, die sich in der Schaluppen befanden, war weniger günstig; indessen wurden auch diese wunderbar gerettet, und sie kamen wenige Tage nachher im Königreiche an. Ihr Fahrzeug, das

an mehreren Stellen Wasser einließ, war sieben Tage und Nächte ein Spiel der Wellen, und in dieser ganzen Zeit hatten die Unglücklichen durchaus keine Nahrungsmittel. Endlich entdeckten sie eine waldigte Insel, und landeten an derselben, von Mattigkeit und Hunger erschöpft. Aber auch hier fanden sie nichts zu essen; die Insel war wüste, und sie sahen weder Menschen, noch Thiere, noch Fruchtbäume, einige Tamarinden ausgenommen, die sie, trotz ihrer Herbe und Bitterkeit, mit Begierde verschlangen. Vierzehen Tage lang war dieß ihre einzige Nahrung, und die Folge davon war ein schmerzliches Zusammenziehen der Eingeweide und ein Durchfall, woran zween von ihnen starben. Noth und Mangel zwangen sie abermals, in die See zu gehen. Sie richteten ihren Lauf gegen Osten, und ein günstiger Wind trieb sie sehr bald an die Küsten von Arrakan, wo sie von den Bauern und Fischern liebreich aufgenommen, und mit Nahrungsmitteln versehen wurden. Jetzt wollten sie die Mündung des großen Flusses Arrakan aufsuchen, indem sie aber durch die Brandung hindurch in die hohe See zu kommen suchten, stieß die Schaluppe gegen eine Klippe, und gieng entzwei. Halbnackend und ganz durchnäßt kamen die Schiffbrüchigen wieder ans Land zurück. Um Mitleid zu erregen und Hülfe zu erhalten, machten sie den Einwohnern in peguanischer Sprache eine traurige Schilderung von ihrer Lage. Allein da die Peguaner damals mit dem Könige von Arrakan Krieg führten, so wurden sie ziemlich hart behandelt, denn nun hieß es sogleich, „ihr seyd Holländer, und verdient den Tod, weil ihr unsern Feinden Kriegs- und Mundprovision zuführt.“ Man legte ihnen einen Strick um den Hals, band ihnen die Arme an den Gürtel fest, und befahl, sie in diesem Aufzug vor den König

zu führen. In diesem kläglichen Zustande mußten sie Städte und Dörfer durchwandern, bekamen oft nichts zu essen, und Schläge oben drein. An jedem Orte mußten sie den Oberhäuptern ihre Schicksale wieder erzählen, welche ihnen die bittersten Vorwürfe darüber machten, daß sie hätten nach Pegu segeln wollen. So oft sie in ein Dorf kamen, mußten die Demüthigungen, Kniebeugungen und Niederwerfungen vor der Obrigkeit wiederholt werden, und überall wurden sie beschimpft und des Todes würdig erklärt. Dazu kam noch ein lächerlicher Vorfall, der ihre Hinrichtung leicht hätte beschleunigen können.

Die Folgen der genossenen Tamarinden äußerten sich noch immer durch Bauchschmerzen und Durchlauf. Eines Tages, als sie vor einem Vornehmen und dessen Hofstaat erscheinen mußten, und durch verschiedene Zimmec in einen großen Saal geführt wurden, wo eine glänzende Gesellschaft beiderlei Geschlechts auf kostbaren Teppichen rings umher saß, wollte der Kapitain des verunglückten Schiffs, nach Landessitte, einen tiefen Bückling machen, ließ aber einen Wind streichen, der in dem ganzen Saale gehört wurde, so daß die ganze Gesellschaft laut ihren Unwillen darüber äußerte. Die armen Gefangenen blieben mit gesenktem Haupte, beschämt und voll banger Erwartung stehen, bis endlich der Untersteuermann von Harlem das Wort nahm. Er bat die Gesellschaft um Verzeihung wegen eines so groben Fehlers, der jedoch blos die Folge ihres Elends und der genossenen Tamarinden wäre.

Diese Entschuldigung fand Eingang, und die Erzählung ihres erduldeten Ungemachs hatte die Folge, daß man ihnen Speise und Kleider reichte, und sie gelinder als bisher behandelte. Hierzu trug das Mitleiden der anwesenden Frauenzimmer das meiste

bei; sie vergossen Thränen beim Anblicke der Unglücklichen, die halbnackend, verhungert, erschöpft und gebunden demüthig um Erbarmen flehten. Sie wurden auf der Stelle losgebunden und menschlichern Führern übergeben, die sie nach dem nächsten Flusse führten, und auf eine arrakanische Galeere brachten, welche sie den Strom hinauf nach der Hauptstadt des Reichs bringen sollte. Als diese Galeere vor den Schiffen des Admirals Schouten vorbeifuhr, erkannten sie ihre Landsleute, und baten den Officier, sie an Bord der holländischen Schiffe zu bringen. Schouten schickte ihnen Leute entgegen, und erhielt ihre Auslieferung unter dem Versprechen, daß er den König sogleich davon unterrichten wollte. Dieß geschah, und zugleich wurde der König gebeten, ihnen die Freiheit wieder zu schenken, die sie durch den Schiffbruch verloren hatten. Diese Gnade wurde ihnen eben so, wie ihren Kameraden bewilliget.

Schouten nahm die Verunglückten auf sein Schiff, um sie wieder nach Batavia zu bringen. Bei aller Behutsamkeit, mit der sie anfangs Speise und Trank zu sich nahmen, erkrankten dennoch die meisten. Indessen erhohlten sie sich doch bald wieder, und kamen glücklich nach Batavia.

# II.

# Beschreibung der Reise Pabst Pius des Sechsten nach Wien.

## Im Jahr 1782.

### 1.

### Veranlassung zu dieser Reise. Der Kaiser Joseph und seine Reformen.

Zu keiner Zeit wurde die päbstliche Gewalt so tief in ihren Grundfesten erschüttert, als in der zweiten Hälfte des achtzehenten Jahrhunderts. Viele Fürsten vereinigten sich, das Ansehen des römischen Bischofs in ihren Staaten fast gänzlich zu vernichten, und die usurpirten Quellen zu verstopfen, durch die ihm so große Geldsummen zufloßen. Niemand aber setzte sich den Anmaßungen desselben kühner und rascher entgegen, als der Kaiser Joseph der Zweite, nachdem er durch den Tod seiner Mutter, der Kaiserinn Maria Theresia, im Jahre 1780 zur Alleinherrschaft gelangt war. Schlag auf Schlag folgten Reformen, welche den päpstlichen Einfluß gänzlich zu vernichten drohten.

Mit rastloser Thätigkeit suchte Joseph jedes Gute, das er auf seinen weiten Reisen, von den Pyrenäen bis Moskau, zerstreut gefunden hatte, in seine Staaten überzutragen. Unabläßig zeigte er sich bemüht, allen seinen Unterthanen Menschen- und Bürgerrechte, Freiheit, Fleiß und Aufklärung zu geben, durch weise Duldsamkeit ihre Anzahl zu vermehren, durch Benutzung aller Kräfte seiner Lande

in

in kurzer Zeit andere Staaten einzuholen, und bald die österreichische Monarchie zu einer Macht und zu einem Wohlstande zu erheben, wie sie noch keine Geschichte kannte. Einer der ersten Schritte, den der Kaiser in dieser Hinsicht that, war, daß er die Verhältnisse der politischen Staatsgewalt zur römischen Hierarchie völlig veränderte. Er gab den Bischöfen in seinen Landen die völlige Gerichtbarkeit in geistlichen Sachen, besonders das Recht Dispensationen zu ertheilen, die bisher in Rom gesucht werden mußten. Alle päbstlichen Bullen unterwarf er der Landesherrlichen Untersuchung, und zwey derselben *) ließ er sogleich aus allen Kirchenagenden seiner Länder wegstreichen. Die dem Pabst vorbehaltenen Fälle wurden aufgehoben, und alle Recurse nach Rom und an päbstliche Nuncien in Ehesachen verboten. Niemand sollte fortan von Rom weder Titel noch Würden ohne landesherrliche Bewilligung annehmen. Manches wunderthätige Heiligenbild, manche lächerliche Heiligenkleidung, Reliquien u. dergl. verschwanden aus den Kirchen. Processionen, Brüderschaften und müßige Meßpriester wurden abgeschaft. Der lateinische Kirchengesang ward gegen den deutschen vertauscht, und eine neue Gottesdienstordnung eingeführt. Alle geistlichen Brüderschaften giengen in eine neue über, welche der Liebe des Nächsten gewidmet war. Ein Bischof durfte nicht mehr zwei Bisthümer zugleich verwalten, und der Kaiser eignete sich das Recht zu, die Bisthümer, Abteyen und Probsteyen selbst zu vergeben. Durch ein Toleranz-Edict ertheilte er den Lutheranern und Reformirten und den nicht unirten Griechen in allen seinen Län

deri-

*) Die so verhaßte Bulle In Coena Domini, und die Stifterinn so vieler Unruhen, die Bulle Unigenitus.

dern die Privatübung ihrer Religion, mit der Erlaubniß, liegende Gründe zu besitzen, Bürger- und Meisterrechte, Aemter und Bedienungen zu erlangen. Selbst den Juden gab er beträchtliche Freiheiten, und sorgte für die bessere Erziehung ihrer Kinder.

Unter allen Verordnungen des Kaisers machte aber keine grösseres Aufsehen, als die Aufhebung vieler Klöster. In allen österreichischen Staaten belief sich die Zahl der Klöster auf 2163 mit fast 65,000 Seelen, und nur allein in Böhmen betrug der Werth derselben über hundert Millionen Gulden. Joseph hob 624 Klöster auf, worinn 20,000 Mönche und Nonnen lebten, brachte ihr Vermögen in eine sogenannte Religionskasse, und bestimmte es zu nützlichern geistlichen Anstalten. Die Klöster, welche jetzt noch der Aufhebung entgiengen, wurden genau auf ihre Stiftung eingeschränkt, das Auswandern der Inländer in fremde Klöster wurde verboten, das Umherziehen der Missionarien, das Almosensammeln für Palästina, das dem Landmann so lästige Terminiren, der Messenhandel, so wie das Gewerbe der Mönche mit Agnus Dei, Amuleten, Teufelsgeißeln ꝛc. untersagt. Keines der noch bestehenden Klöster durfte neue Mitglieder aufnehmen, und die Mönche mußten der zur Verwaltung aller Kirchengüter niedergesetzten kaiserlichen Kommission von ihren Einkünften und Ausgaben Rechnung ablegen.

Alle diese Verordnungen erregten in Europa Bewunderung, und zu Rom Entsetzen. Viele Generale der Mönchsorden warfen sich dem Pabst zu Füssen, und baten, daß er sich bei dem Kaiser verwenden möchte, daß die ihnen so nachtheiligen Verordnungen zurückgenommen werden möchten. Viele Bischöfe erhoben laute Klagen über so viele Reformen, und baten den heiligen Vater um Abwendung der Gefahr, welche die Kirche bedrohte.

Pius

Pius sah nur allzugut ein, welchen Schaden die Schritte des Kaisers den päbstlichen Einkünften und der päbstlichen Macht drohten. Die Zuflüsse wurden ohnedieß immer sparsamer, und das päbstliche Finanz- und Machtsystem lief Gefahr, gänzlich zusammen zu stürzen, wenn andere katholische Höfe dem Beispiele des ersten unter ihnen folgten. Rom gewann immer mehr das Ansehen einer weiten öden Bettlerstadt, in der einige Fürsten unter einem Haufen zerlumpten Gesindels umherfuhren. Die sonst so ansehnlichen Summen für Dispensations-Bullen giengen bereits so selten ein, daß immer weniger fremdes Geld in Umlauf kam, und die klingende Münze im Kirchenstaate mit jedem Jahre abnahm. Und doch brauchte der Pabst Geld, um seine Neigung zum Bauen und zu seinen Nepoten zu befriedigen, und sein Lieblingsprojekt wegen Austrocknung der pontinischen Sümpfe auszuführen. Beförderung des Ackerbaues und Ermunterung der Industrie hätte freilich die Abnahme der fremden Ausflüsse am ehesten vergüten können; allein jener wurde vernachläßiget und diese fehlte gänzlich; dagegen waren der Bettler unter allerhand Trachten so viele, daß jedermann endlich verarmen mußte. Der Pabst hielt also, um das drohende Unglück abzuwenden, häufige Kongregationen der Kardinäle, stellte dreitägige Gebete und Andachten an, und versprach denjenigen, die sie halten würden, einen hunderttägigen Ablaß. Zugleich ließ er sich mit dem Kaiser in einen eigenhändigen Briefwechsel ein, von welchem er sich den besten Erfolg versprach. Allein er täuschte sich in dieser Erwartung, und mußte bald merken, daß er es mit einem Regenten zu thun hatte, der seine Plane mit Standhaftigkeit und Hitze auszuführen gewohnt war.

In dieser Verwirrung seiner Angelegenheiten faßte Pius einen Entschluß, den niemand erwartete. Wahrscheinlich im Vertrauen auf seine einnehmende Gestalt und Beredsamkeit, aber auch auf die Stärke seiner Rechte und Gründe, wollte er den Kaiser selbst besuchen, in der Hoffnung, ihn desto gewisser zu mildern Maaßregeln zu bewegen.

Voll von diesem Entschlusse meldete Pius dem Kaiser, er werde sich nächstens auf den Weg begeben, um ihn zu umarmen, und mit seinen innersten Gesinnungen mündlich bekannt zu machen. Joseph war nicht wenig verwundert über diese unerwartete Nachricht; er verbat sich zwar diesen Besuch nicht, sondern nahm ihn als ein außerordentliches Zeichen des päbstlichen Wohlwollens gegen ihn an, erklärte aber zugleich, daß er, in Ansehung der Sachen, die er zum Vortheile der Religion, zur bessern Einrichtung der Kirchenzucht, und in Rücksicht derselben zur rechtmäßigen Ausübung der landesherrlichen Gewalt in seinen Reichen und Staaten, nach reifer Ueberlegung festgesetzt habe, von seinen richtigen Grundsätzen und der Bewegursache, so und nicht anders zu handeln, so fest überzeugt sey, daß es nicht möglich seyn werde, etwas auszusinnen oder beizubringen, was ihn eines andern überreden, oder von seinem Vornehmen abzulassen bewegen könnte.

Diese Erklärung des Kaisers hätte allerdings dem Pabst den Muth nehmen können, in einem Alter von 64 Jahren die weite und beschwerliche Reise zu unternehmen. Verschiedene Kardinäle die in der Politik weiter sahen, als er, mißriethen ihm die Reise unter solchen Umständen auf's eifrigste, und in allen geheimen Kongregationen war immer die Stimme einmüthig, daß ein solcher Schritt nicht rathsam sey. In Rom überhaupt fand man in dieser Reise

nichts

nichts als Erniedrigung. Es mußte allerdings den Stolz der Römer unendlich beleidigen, daß ein Pabst, der sich einen sichtbaren Statthalter Gottes, einen Vicegott, und das höchste Oberhaupt der Welt nennen läßt, sich zu einem Schritt entschloß, den vor ihm noch keiner seiner Vorfahren gewagt hatte. Gewohnt, sich stets noch mit einer Art Eitelkeit jener weltlichen Monarchen zu erinnern, die einst den Päbsten auf den Knieen huldigten, ihnen bei öffentlichen Kavalkaden als Stalljungen dienten, oder sich gar die Disciplin von ihnen geben liessen, konnten sie es ihrem Pius dem Sechsten nicht leicht verzeihen, in einer so demüthigen Stellung vor dem Kaiser zu erscheinen. Allein der Pabst ließ sich durch nichts abwendig machen; auch nicht durch die Vorstellung, daß er zu Wien Spöttereyen und andern Unannehmlichkeiten ausgesetzt seyn dürfte. Da endlich sieben Kardinäle, die er einzeln um ihre Meinung fragte, für die Reise stimmten, so waren alle weitern Vorstellungen fruchtlos. Die Vorbereitungen wurden gemacht, man hielt in allen Kirchen zu Rom öffentliche Gebete zu Gunsten des großen Vorhabens, und in feierlichen Bußprocessionen flehte man zu Gott, er möchte seine in Gefahr stehende Kirche in Schutz nehmen.

2.

## Abreise von Rom. Huldigungen und Ehrenbezeugungen.

Der Pabst war anfangs Willens gewesen, die Reise nur incognito, unter dem Namen eines Bischofs vom heiligen Johannes von Lateran, zu machen und im Nunciatur-Palaste in Wien sein Quartier zu nehmen: eine Entschließung, die er dem Kaiser auch schriftlich zu erkennen gab. Allein Joseph

war

war hierinn anderer Meinung; unter dem äußern Schein einer religiösen Ergebenheit für das Oberhaupt der Kirche wollte er einer Huldigung, die er selbst empfangen würde, den höchst möglichen Glanz geben. Er bat daher den Pabst, daß er in Wien in der Hofburg seinen Aufenthalt nehmen möchte, und ließ zugleich alle Vorkehrungen treffen, den hohen Gast würdig zu empfangen und zu beherbergen.

Die Abreise des Pabsts war auf den 27sten Februar des Jahres 1782 bestimmt. In der Nacht zuvor stieg er ganz allein in das unterirrdische Gewölbe der Peterskirche, wo unter dem größern Altare die Gebeine der heiligen Apostel Peter und Paul liegen. Hier verrichtete er sein stilles Gebet und las dann eine geheime Messe. Am frühesten Morgen des folgenden Tages begab er sich in die Privatkapelle des Vatikans, betete dort eine Stunde lang mit großer Inbrunst, ließ sich hierauf in die Peterskirche tragen, wo er am hohen Altare die Messe hörte, nahm von dem russischen Großfürsten und dessen Gemahlinn, die vor wenigen Tagen in Rom angelangt waren, den rührendsten Abschied, und bestieg sodann den Reisewagen, in welchem ihm gegenüber der Patriarch von Konstantinopel und Viceregent von Rom, Franz Anton Marcucci, und der Bischoff von Athen, Joseph Contessini, saßen. Im zweiten Wagen saßen der geheime Kämmerer und Ceremonienmeister, Joseph Diri, der Reiseauditor, Dominikus Nardini, der Leibmedikus Rossi, der päbstliche Schweifträger und Beichtvater Abt Ponzetti, im dritten der Kreuzträger Spagna, der Leibchirurgus Morelli, und die Kammerdiener Stephano und Bernardino, und im vierten endlich der Leibkoch, der Mundschenk und etliche andere Bediente.

In der Reiseequipage, die Pius mitnahm, war nichts vergessen, was zur Dekoration der Person des

heiligen Vaters dienen, und seine Freigebigkeit beweisen konnte. Dahin gehörten vornemlich sehr kostbare Ornate und Kleider, die dreifache päbstliche Krone, und zwei reichverzierte Bischofsstäbe, die gewöhnlich in der Engelsburg verwahrt wurden. Im Vorrath nahm man vier Kardinalshüte mit, welche für vier deutsche Prälaten bestimmt waren, die mit dem römischen Purpur bekleidet werden sollten. Zur Vertheilung unter die Glaubigen auf der Reise hatte der Pabst tausend goldene Medaillen prägen lassen, jede fünfzehn römische Thaler an Werth, auf der einen Seite mit dem Bilde der heiligen Apostel, und auf der andern mit seinem eigenen. Zu den Reisekosten waren achtzig tausend römische Thaler ausgesetzt.

Eine unzählbare Menge Volks hatte sich versammelt, als der Pabst in seinen Wagen stieg. Alle Straßen Roms, durch die er fuhr, waren mit Menschen bedeckt, die theils aus Neugierde und theils aus Andacht seinen Wagen mehr als anderthalb Meilen außer der Stadt begleiteten. Da er nur kleine Tagereisen machte, so kam er erst am dritten Tage nach Tolentino. Ueberall war die Andacht sein erstes Geschäft, und er ließ keine Mirakelkirche, kein Gnadenbild und keine etwas bedeutende Reliquie unbesucht. In Tolentino ruhten die Gebeine eines im Lande hochverehrten Heiligen, Nikolaus von Tolentino, und Pius versäumte nicht, ihm seine Verehrung zu beweisen. In Loretto verweilte er bei dem berühmten Marienbilde, bewunderte die vor der prahlenden Andächtelei dargebrachten schimmernden Tributе, und fügte die seinigen hinzu. Andächtige und Neugierige drängten sich ihm auf seinem Wege entgegen. Prälaten und andere Standespersonen eilten herbei, um sich an seinem Gefolge anzuschließen, und allent-

allenthalben streute der vom Glanz umgebene Pabst mit vollen Händen seinen Segen aus. Viele erfreuten sich des Glücks, den Pantoffel oder die Hände des heiligen Vaters zu küssen, und das nannte er dann eine apostolische Reise.

Zu Cesena, seiner Geburtsstadt, verweilte Pius einige Zeit im Schooße seiner Familie. Es umgaben ihn Verwandte von beiden Geschlechtern und jedem Alter, und die finstere Etikette, die den Pabst sonst zum Einsiedler macht, war verbannt. Männer, Frauen und Kinder speisten bei ihm, und dieses Wiedersehen schien ihn tief zu rühren. Eine schmeichelhafte Huldigung erwies ihm hier der König Karl der Dritte von Spanien, der ihn nicht nur durch seinen bevollmächtigten Gesandten komplimentiren ließ, sondern ihm auch eigenhändig schrieb: „Ich beneide den Kaiser um das ihm bevorstehende Glück, Sie in Wien zu besitzen. Nichts wünschte ich so sehr, als den Genuß eben dieses Glücks.“ Zu Imola traf Pius einige Abgeordnete des Königs von Sardinien, die dessen Ehrfurcht bezeugten, und um sich dieser Pflicht persönlich zu entledigen, kam am folgenden Tage der fromme Herzog von Parma in eigener Person. Er küßte sowohl die Hand als den Pantoffel des Pabstes, und kehrte zufrieden in seine Residenz zurück.

An den Ufern des Po fand Pius nicht nur eine unermeßliche Menge von Menschen, die seiner Ankunft entgegen harrten, sondern auch den stattlich geschmückten Bucentauer, den ihm der Senat von Venedig entgegen sandte. Er bestieg das Prachtschiff und fuhr mit seinen Begleitern bis an die venetianische Insel Chiozza, wo er von den venetianischen Prälaten, von dem Doge und dem Senat, die durch die beiden Prokuratoren von St. Markus repräsen-

 sirt

tirt wurden, komplimentirt, und bis an die Grenze des venetianischen Staats begleitet ward. Die Hauptstadt der Republik, die des römischen Stuhls seit langer Zeit sehr wenig geschont hatte, besuchte Pius nicht, sondern er ließ sie nahe zur Rechten liegen. Aber seine ganze Reise durch das venetianische Gebiet glich einem Triumphzuge. Bei den Lagunen besonders war die Menge der Böte und Gondeln so groß, daß die reichverzierte Barke, die ihn trug, kaum durchkommen konnte. Alles Volk fiel beim Anblick des heiligen Vaters auf die Kniee nieder, und bat um seinen Segen. Die Weiber weinten vor Freude. Die Bäume umher beugten sich unter der Last der Neugierigen.

Zu Malgherra schiffte sich Pius wieder aus, und stieg das Ufer auf einer mit reichen Teppichen bedeckten Treppe hinan. Oben erwartete ihn der Bischof von Treviso, um ihn nach Mestre zu führen, wo er von allen Großen der umliegenden Gegend, von den Gesandten von Spanien und Oesterreich, und von seinem eigenen Nuntius, die alle von Venedig gekommen waren, um seinen Segen zu erhalten, empfangen ward. Dann gieng er, nach einem kurzen Aufenthalte zu Treviso, auf einer eigends für ihn erbauten Brücke, über die Piave, setzte in einer schön verzierten Barke über den Tagliamento, und erreichte endlich Udine, die letzte Stadt der Republik Venedig, deren Senat sich angelegen seyn ließ, ihm zu zeigen, daß er eben so verschwenderisch mit leeren Huldigungen für die Person des Oberhaupts der Kirche, als geitzig mit Beweisen der Ehrerbietung für seine Oberherrschaft war.

## 3.

## Ankunft in den kaiserlichen Staaten. Feierlicher Empfang in Wien.

Pius hatte nun die Grenzen der kaiserlichen Staaten erreicht, und hielt am vierzehnten März seinen Einzug zu Görz, der ersten österreichischen Stadt. Hier erwartete ihn sein Nuntius am kaiserlichen Hofe Garampi, der Vicekanzler des Kaisers Graf Cobenzl, eine Eskadron der Nobelgarde und verschiedene österreichische Herren. So glänzend aber dieser Empfang auf der einen Seite war, so schmerzlich mußte dem Pabst auf der andern die Nachricht seyn, die er hier erhielt. Als er nemlich unter den Anwesenden, die ihm ihre Ehrfurcht bezeigten, den Erzbischof von Görz vermißte, sagte man ihm, er sey vor wenigen Tagen nach Wien berufen worden, um sich wegen seiner Weigerung, die kaiserlichen Toleranzedicte in seinem Sprengel bekannt zu machen, womit er sogar eine Appellation an den römischen Stuhl verbunden hatte, zu verantworten. Pius verbarg seinen Schmerz über diesen ersten Beweiß von der Unbiegsamkeit des Kaisers, und sagte, es sey billig, daß Bischöfe zur Verantwortung gezogen werden, wenn sie den landesherrlichen Befehlen den Gehorsam versagen. Allein wenn es ihm mit dieser Aeußerung ein Ernst gewesen wäre, so hätte er der beschwerlichen Mühe überhoben seyn können, eine so weite Reise zu unternehmen. Von Görz wurde inzwischen die Reise nach Laybach in Krain fortgesetzt. Hier erwartete den Pabst die Erzherzoginn Maria Anna, die älteste Schwester des Kaisers, welche aus ihrem Kloster zu Klagenfurt gekommen war, um den päbstlichen Segen zu empfangen. Sobald sie den heiligen Vater sah,

wollte

wollte sie sich ihm zu Füßen werfen. Er hob sie aber schnell auf, konnte indeß nicht verhindern, daß sie ihm die Hand küßte. Die religiöse Huldigung ward um so wohlwollender aufgenommen, da der übrige Theil dieses Hauses dem Pabste so viel bittern Kummer gemacht hatte, und ihn noch neuen voraus empfinden ließ. Er goß seinen Schmerz in den Schooß der hohen Vertrauten aus, die aber freilich seine reichen Segnungen nur mit unfruchtbaren Wünschen und leeren Hofnungen vergelten konnte.

Zu Laybach, Marpurg und Grätz in Steiermark war der Zulauf von Neugierigen und Andächtigen eben so groß. In den ersten von diesen Städten gieng er eine starke Stunde durch zwei dichte Reihen von Zuschauern. Lebhafter noch beschäftigte man sich in Grätz um ihn her. Die Menge drängte sich zu ihm hin; jeder wollte das heilige Gewand des Pabstes küssen oder doch wenigstens berühren. Da man das Volk der Gläubigen von ihm abwehren wollte, sprach er mit frommem Stolz die Worte des Evangelisten Markus aus: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht."

Jemehr sich Pius den Thoren Wiens näherte, um so glänzender wurden die Tribute der Ehrfurcht, die man ihm darbrachte. Indessen konnte sich der Kaiser nicht enthalten, einige Sarkasmen in Wort und That mit einzumischen. Er schickte ihm drei ungarische Nobelgardisten entgegen, um ihm zu Kurieren zu dienen, und damit der Pabst sich zugleich an die kaiserlichen Grundsätze der Toleranz gewöhnen möchte, wählte er sie aus den in Deutschland aufgenommenen Religionen. Der eine war ein Katholik, der zweite ein Lutheraner und der dritte ein Reformirter. Als der Kardinal Migazzi, Erzbischof von Wien, sich anschickte, dem Pabst entgegen zu

reisen,

reisen, fragte er zuvor beim Kaiser an: ob man beim Einzuge des heil. Vaters in die Residenz die Glocken läuten dürfte? antwortete Joseph: „Ist das Fragens werth? Sind denn nicht die Glocken eure Artillerie?“

Der Kaiser selbst wollte Zeuge dieses Einzuges seyn, und zugleich seinem hohen Gaste ein Zeichen seiner Hochachtung geben. Er begab sich am ein und zwanzigsten März in Gesellschaft seines Bruders, des Erzherzogs Maximilian, nach Neustadt, übernachtete daselbst, und fuhr am nächsten Morgen dem Pabste noch eine Strecke weit entgegen. Als beide Wagen einander in's Gesicht kamen, stiegen Joseph und sein Bruder aus dem ihrigen, und giengen dem Pabste, der ebenfalls seine Kutsche verlassen hatte, zu Fuße entgegen. Pius umarmte den Kaiser, küßte ihn auf Backen und Mund, und ertheilte ihm den Segen. Man glaubte in den Augen der beiden erhabenen Personen Thränen der Rührung zu sehen; der eine weinte leicht, und der andere wußte zu rechter Zeit zu weinen. Der Kaiser nahm den Pabst in seinen Wagen, und ließ sich ihn zur Rechten sitzen. Hinter ihnen folgten der Erzherzog Maximilian in einem eigenen Wagen, das päbstliche Reisegefolge und mehr als zweihundert Karossen. Der Zug konnte, wegen des außerordentlichen Gedränges von Menschen, nur sehr langsam vor sich gehen. Das Volk, in unabsehbarer Menge auf den Strassen versammelt, brach beim Anblick des Pabstes in lauter Jubelgeschrey aus, und fiel auf die Kniee, und dieser goß unaufhörlich seine Segenswünsche auf die Menge von Freude und Andacht trunkener Glaubiger aus.

Um drei Uhr Nachmittags kam der Zug endlich vor der kaiserlichen Hofburg an. Der Kaiser hob den Pabst aus dem Wagen, und führte denselben

ben in die für ihn sehr prächtig meublirten Zimmer. Ihnen folgte der päbstliche Nuntius Garampi, alle kaiserlichen Minister, geheimen Räthe, Kämmerer und Truchsesse. Pius trug sich bei seiner Ankunft in einem langen Talar von perlfarbenem Halbtuch, und auf dem Haupte hatte er ein kleines Tonsurkäppchen von weissem Seidenzwirn. Auf der Reise war er in einen weissen Pelz eingehüllt, und trug einen runden rothen Hut mit einer schmalen goldenen Borte, und einer goldenen Schnur. Die Zimmer, in welche er eingeführt wurde, waren ehedem von der Kaiserinn Maria Theresia bewohnt worden. Sein Bette stund an dem nemlichen Orte, an welchem diese fromme Monarchinn ihr Leben ausgehaucht hatte. In dem Bethzimmer des Pabstes wurde das berühmte Kruzifixbild, das einst zu Kaiser Ferdinand die Worte gesprochen haben soll: ich werde dich nicht verlassen! (Ferdinande, non te deseram)! nebst allen kostbaren Reliquien, welche Maria Theresia während ihrer Regierung von Rom erhalten hatte, auf einem besonders dazu errichteten und prächtig ausgeschmückten Altare ausgestellt. Das päbstliche Audienzzimmer war violet, und mit Silber ausspaliert. Um fünf Uhr Abends hielt der Pabst, nachdem er zuvor in der Kammerkapelle dem wegen seiner glücklichen Ankunft abgesungenen Te Deum beigewohnt, und der Kaiser sich entfernt hatte, Mittagstafel. Sein Tisch, an welchem er stets allein saß, wurde, so lange er in Wien sich aufhielt, immer mit acht Schüsseln bedient, wobei allemal zwei weichgesottene Eier und einige Stengel Zimmet befindlich seyn mußten. Alle Speisen wurden von seinem eigenen Mundkoche zubereitet, der ihm auch allemal bei der Tafel als Kredenzer an der Seite stund, und von jedem Gerichte zuerst aß, ehe der Pabst zugrief. Derjenige,

wel-

welcher die Speisen auftrug, knieete allemal auf der Thürschwelle nieder, erhub sich, und warf sich beim Niedersetzen der Speisen auf die Tafel neuerdings zu Boden. Nach jeder Mahlzeit legte sich der Pabst, nach italienischer Gewohnheit, zu Bette, und gab erst Audienz, wenn er aus einem kurzen Schlummer wieder erwacht war.

4.

Jubel des Volks. Der päbstliche Segen und der päbstliche Pantoffel. Kirchliche Feierlichkeiten, die der Pabst veranstaltet.

Der Kaiser ließ es sich sehr angelegen seyn, seinem hohen Gaste den Aufenthalt in Wien so angenehm als möglich zu machen. Man verschaffte ihm Gelegenheit, alles zu sehen und zu bewundern, was die Haupstadt an Pallästen, Gallerien, Manufacturen und öffentlichen Anstalten, Glänzendes und Merkwürdiges hatte. Der Pabst an seinem Theile unterließ aber auch nichts, um in Wien den ganzen Pomp der römischen Kirchenceremonien zu zeigen, und dem aberglaubischen Volke alles das darzustellen, was das Haupt der katholischen Welt in den Augen des großen Haufens Imposantes haben mag. Die Feierlichkeit, mit welcher er jeden öffentlichen Schritt abmaß, der glänzende Staat, von welchem er sich umringen ließ, und das Sinnliche, womit er allenthalben wirkte, erhitzte manche warmen Köpfe so sehr, daß sie vor lauter Verblendung nicht mehr bemerken konnten, wie menschlich die Figur des Pabstes sey. Von den fernsten Provinzen her strömten ganze Schaaren von Menschen nach Wien, und alle Straßen wimmelten vom Volke, das jetzt kein wichtigeres Geschäft

schäfte hatte, als den Pabst zu sehen, und seinen Seegen zu empfangen. Die Donau war oft mit Schiffen fremder Pilgrime so angefüllt, daß kaum durchzukommen war. Besonders aber wimmelte die Gegend der Hofburg, wo Pius wohnte, beständig von Menschen.

Die Vorkehrungen der Policey, alle Unfälle zu verhüten, welche das Zusammenströmen so vieler Tausende verursachen konnte, erreichte ihren Zweck nur unvollkommen. Mehrmals ereigneten sich bei den religiösen Feierlichkeiten, welche der Pabst veranstaltete, Quetschungen und Armbrüche, und der große Marktplatz war mit verlornen Hüten und Schuhen wie übersäet. Alles aber ward durch das Glück, den Pabst zu sehen und seinen Segen zu empfangen, vergütet. Dieser Eifer grenzte an Wahnsinn. In den zu der Residenz des Kaisers führenden Gassen drängten sich fast täglich zwanzig bis dreissig tausend Menschen zusammen, um mit großem Geschrei den päbstlichen Segen zu fodern. Alle Zugänge waren verrennt, und der Pabst mußte des Tages einigemal auf seinem Balkon erscheinen, um der ungedultigen Menge, die ihm so leichte und so heiß erflehte Wohlthat zu gewähren. Kaum war dieser Haufe entlassen, so ersetzte ihn, nach eben dem Glück trachtend, schon wieder ein anderer Der Zulauf in Wien war so groß, daß man einige Tage Mangel an Lebensmitteln befürchtete. Aus den entferntesten Theilen der Erbstaaten eilten die Glaubigen herbei, um des Glückes theilhaftig zu werden, den heiligen Vater zu sehen. Besonders zeichnete sich der lächerliche Eigensinn eines Bauers aus, welcher, um den Pabst zu sehen, sechzig Meilen weit hergekommen war. Er postirte sich sogleich in einem der von Seiner Heiligkeit bewohnten Säle. „Was wollt ihr hier?" fragt

ihn

ihn die Wache. — „Den Pabst sehen.“ — „Hier ist nicht der Ort dazu. Fort mit euch.“ — „Nein, ich gehe nicht; warten will ich hier, bis er kommt. O ich habe gar keine Eile; thut ihr nur eure Geschäfte.“ — und damit setzt er sich und verzehrt ruhig sein Stück Brod. Schon hatte er mehrere Stunden gewartet, als der Kaiser von seiner Beharrlichkeit hört, und ihn selbst zu dem Pabst hinein führt, der den ehrlichen Landmann freundlich aufnahm, ihm die Hand zum Kuß, seinen Segen, und über dieß alles noch eine der von Rom mitgebrachten Medaillen reichte. „Wie doch die Wiener so verschwiegen sind, sagte der Bauer, indem er vergnügt weggieng, haben sie mir nicht einmal gesagt, daß der Pabst denen Geld giebt, die ihn besuchen.“

Die Person des heiligen Vaters war es nicht allein, welche verehrt wurde, sondern auch — sein Pantoffel. Dieses eitle Geschäft nahm ihm täglich mehrere Stunden hinweg, und ein denkender Kopf hätte die peinlichste Langeweile empfunden, wenn er jeden Tag eine Zeitlang auf dem Thron hätte sitzen, und den Fuß sich hätte küssen lassen müssen, ohne dabei mit den Menschen, die zu einer so knechtischen Handlung sich erniedrigten, in Gespräche einlassen zu können, denn der deutschen Sprache war Pius völlig unkundig, und auch französisch sprach er nur sehr wenig. Dadurch, daß jedermann leicht Zutritt fand, der ein wenig nach der Mode gekleidet war, wurden die Vorzimmer stets von Leuten angefüllt, die theils aus Andacht und theils aus Schalkheit, oder wegen der Neuheit die Ehre haben wollten, den so berüchtigten heiligen Pantoffel zu küssen. Ohngeachtet der Pabst täglich einige Stunden zum Fußküsse bestimmte, so konnte gleichwohl die Raserey so vieler Thoren nicht befriediget werden, und der allerheiligste

Pantoffel wurde am Ende noch wie eine Reliquie, in mehrern großen Häusern in Wien herumgetragen, wo ihn die alten Damen andächtig verehrten.

Ein anderes Geschäfte, zu dem sich der Pabst hingab, bestund darinn, daß er viele tausend Rosenkränze weihte, und denjenigen, die sie beteten, einen täglichen, an den Apostelfesten aber, und in der Todesstunde, einen vollkommenen Ablaß aller ihrer Sünden ertheilte. Der Kaiser gab dem Pabste wenigstens mittelbar zu verstehen, daß ihm dieser Ablaßtand mißfalle. Er zog den Kardinal Migazzi zur Verantwortung, daß er einen Ablaß, welchen Pius verlieh, ungefragt durch den öffentlichen Druck ankündigte.

Da der Aufenthalt des Pabstes in Wien gerade in die Char- oder Osterwoche fiel; so hatte er vielfache Gelegenheit, alle Feierlichkeiten der römischen Kirche auszustellen, und jemehr er selbst das äußerliche Gepränge liebte, um so weniger ließ er diese Gelegenheit unbenutzt. Der Kaiser legte ihm dabei kein Hinderniß in Weg, sondern nahm vielmehr mit Andacht an dem öffentlichen Gottesdienste Antheil. Es ist bekanntlich in der römischen Kirche Sitte, daß am grünen Donnerstage nicht nur vom Pabst, sondern auch von andern geistlichen und weltlichen Fürsten, zwölf armen Personen männlichen Geschlechts die Füße gewaschen, die dann an einer wohlbesetzten Tafel von ihnen bedient, und noch außerdem reichlich beschenkt werden. Der Kaiser überließ diese Ehre des Fußwaschens seinem hohen Gaste, wählte aber doch selbst die Repräsentanten der zwölf Apostel, unter denen der eine hundert und sechs Jahre alt war. Am Morgen dieses Tages empfieng er und sein Bruder aus den Händen des Pabstes das heil. Abendmahl, und beide wohnten dann incognito der

Cere-

Ceremonie des Fußwaschens bei. Nachdem der Pabst die Schüssel gesegnet hatte, setzte er sie selbst auf den Tisch der Gäste. Eine davon überreichte er dem Kaiser, der sich aber mit den Worten entschuldigte, er sey blos als Zuschauer hier. Jeder Arme empfieng aus seiner Hand zwanzig Dukaten, und von dem Pabst eine goldene und silberne Medaille.

Durch eine Feierlichkeit anderer Art, die man in Wien auch noch nie gesehen hatte, zeichnete sich das Osterfest aus. Pius wollte den Wienern das Schauspiel einer großen oder sogenannten Pontifikalmesse geben. Man mußte in der Kathedralkirche zu St. Stephan schon einige Tage vorher die nöthigen Anstalten treffen, und besonders den Hauptaltar nach römischer Art umschaffen. Ueberhaupt aber wußte man sich in die Pontifikalceremonien, die bei einer solchen Festlichkeit Sitte sind, so wenig zu schicken, daß Tages vorher, nach Anleitung des päbstlichen Ceremoniemeisters, eine Generalprobe vom Hochamte gehalten werden mußte, wie man von Opern und Komödien dergleichen zu halten pflegt. Das Buch, wo die Sachen alle darinn stehen, soll einen dicken Folianten ausmachen.

Als der sehnlich erwartete Ostersonntag erschien, rückte schon am frühen Morgen das Militair aus, besetzte die Eingänge zu der St. Stephanskirche, und gestattete Niemanden als dem Adel, der hierzu eigene Billets vorzuweisen hatte, den Zutritt. Da es diesen Morgen bis zur Beendigung des Gottesdienstes jedermann verboten war, sich in den Straßen, durch welche der Zug zur Kirche gehen sollte, der Kutschen zu bedienen, so stieg der Preis der Tragsessel, von siebzehen Kreuzer bis auf fünf Dukaten. Um neun Uhr fuhr der Pabst mit den Kardinälen Migazzi und Batthiani, die ihm gegen-

über

über saßen, unter Vorreutung seines Kreutzträgers, in einem kaiserlichen sechsspännigen Gallawagen, dem noch mehrere andere folgten, von den Nobelgarden begleitet, nach der Metropolitankirche. Alle Glocken wurden geläutet, und die Bischöfe und Prälaten giengen in ihrem Ornate Seiner Heiligkeit entgegen. Am Kirchthore erwartete die Kuratgeistlichkeit samt dem Kapitel, mit dem Kardinal Herzan an der Spitze, den Pabst. Dieser war ganz weiß gekleidet, aber mit einem rothen Hute bedeckt. An dem Orte, wo er ausstieg, waren mehr als dreissig tausend Menschen versammelt. Beim Eintritt in die Kirche, die mit den herrlichsten Tapeten geziert war, reichte der Kardinal Migazzi dem Pabste das Weihwasser, mit welchem derselbe sich und die Umstehenden besprengte. Hierauf wurde Pius, während man die Terz sang, unter einem Thronhimmel mit dem Pontifikalornate bekleidet. Der Kardinal Batthiani setzte ihm die dreifache Krone aufs Haupt. Migazzi assistirte ihm als Archidiakon, Garampi als Diakon, und der Weihbischof als Subdiakon. Diese, samt zween griechischen Bischöfen und eine Menge anderer Prälaten, verrichteten die vorgeschriebenen Funktionen am Altar, auf welchem ein Krucifix mit doppelten Bildern, wovon das eine gegen die Priester, das andere aber gegen das Volk sah, und sieben Leuchter stunden, von denen sechs ebenfalls gegen das Volk, und der siebente gegen die pontificirenden Prälaten gerichtet waren.

Sobald Seine Heiligkeit und die übrigen assistirenden Prälaten angekleidet waren, setzte sich der prachtvolle Zug in Bewegung, und begab sich vor den Altar im Passionschor. Hier geschah die Anbetung des heil. Sakraments, und darauf gieng der Zug in den Speisechor. Die drei Kardinäle küßten

dem

dem Pabst die Hand, die Bischöfe das Knie, und die übrigen Prälaten den Fuß. Jetzt sang Pius die Terz, während welcher ihm die Pontifikalstrümpfe und Schuhe angelegt wurden. Bei dem Händewaschen bedienten ihn die Fürsten von Schwarzenberg und Auersberg wechselweise, und der päbstliche Leibarzt brachte auf einer goldenen Schüssel das Tuch zum Abtrocknen. Nun wurde der Pabst noch mit dem übrigen Meßornate und dem Pallium bekleidet, worauf sodann der Zug an den Hochaltar gieng, an welchem Seine Heiligkeit die Messe hielten. In einer lateinischen Rede ermahnte er die Anwesenden theils zur Freude über die Auferstehung des Weltheilandes, theils zur Bereuung ihrer Sünden. Zum Sanktus traten acht Domherren mit Fackeln hervor, und die Konsekration verrichtete der Pabst selbst, als er von seinem Sitze auf den Altar hervorgetreten war. Mit der konsekrirten und emporgehobenen Hostie, so wie mit dem Kelche geschah eine Wendung zur Rechten und zur Linken. Den Friedenskuß empfiengen die drei assistirenden Kardinäle vom Pabste, und die Bischöfe vom Kardinal Migazzi. Zur Kommunion gieng Pius auf seinen Thron zurück. Es wurde ein goldener Stern gebracht, und unter demselben auf der Patene die Hostie, von welcher Seine Heiligkeit nur einen Theil stehend genossen, mit dem übrigen aber den Diakon und Subdiakon kommunicirten, beide umarmten und ihnen den Frieden ertheilten. Aus dem Kelch trank der Pabst ebenfalls stehend durch ein goldenes Röhrchen, und ließ den Ueberrest den beiden kommunicirenden Prälaten.

Als die Messe geendigt war, gieng der Zug in der vorigen Ordnung zurück. Daß ein solcher pomphafter Gottesdienst mehr zur Verherrlichung des Priesterstandes, als zur Ehre der Religion diene, ist dem

Unpar-

Unpartheyischen leicht einzusehen. Der Kaiser mochte nicht Zeuge dieser Feierlichkeit seyn, ohngeachtet für ihn ein eigener Thron errichtet worden war, aber freilich eine Stufe unter dem päbstlichen Throne, wie es der päbstliche Ceremonienmeister angeordnet hatte. Joseph ließ den für ihn errichteten Thron Tags zuvor aus der Kirche wegnehmen, und heftige Augenschmerzen entschuldigten seine Abwesenheit.

## 5.

### Verhandlungen des Pabstes mit dem Kaiser. Verfehlter Zweck der Reise.

Der Pabst war nicht eigentlich nach Wien gekommen, um solenne Messen und Processionen zu veranstalten, seinen Segen auszuspenden, sich den Pantoffel küssen zu lassen, Rosenkränze zu weihen, und Ablaßbreven auszufertigen. Seine Absicht gieng viel weiter: er wollte den Lauf der für ihn so schmerzlichen Reformationen hemmen. Daß dieß eine beinahe unmögliche Sache sey, hatte ihm der Kaiser, ehe er noch von Rom abgieng, deutlich genug zu verstehen gegeben. Er hätte wohl gethan, wenn er einen so bedeutenden Wink beherziget hätte. Es war leicht vorauszusehen, daß er anstatt etwas für sich zu gewinnen, durch seine persönliche Stellung am Kaiserhofe nur den Triumph der Reformation verherrlichen würde. So viel er sich immer auf die Liebenswürdigkeit seiner Person, und auf die Kraft seiner Beredsamkeit verlassen konnte, so war es doch mehr als wahrscheinlich, daß er mit beiden in dem Falle nichts ausrichten würde, wo man mit Grundsätzen und Staatsmaximen zu Werke geht. Joseph hätte

ein

ein nach flüchtigen Launen handelnder Monarch seyn müssen, wenn er sich bei seinen Grundsätzen nicht behauptet hätte.

So hatte also Pius in Wien eine sehr schwere Rolle zu spielen. Er sah sich am kaiserlichen Hofe gleichsam in eine neue Welt versetzt. Man begegnete ihm mit einer Achtung und einer Aufmerksamkeit, auf die er sich nicht versehen hatte; aber er fand zugleich hohen deutschen Sinn, Offenherzigkeit und festen Charakter. Er hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß der Kaiser in persönliche Unterhandlungen sich einlassen würde, weil er dabei auf seine Ueberredungskunst rechnete, allein Joseph wich solchen Veranlassungen mit gutem Bedacht aus. Es fand überhaupt nur eine einzige förmliche Staatskonferenz statt, in der von den kirchlichen Reformen die Rede war. Pius machte hier einen Versuch, den Kaiser durch eine pathetische Rede zu rühren, worinn er aus dem kanonischen Recht gezogene Argumente einmischte. Allein, der Wirkung dieser Rede hatte er sich nicht sonderlich zu erfreuen, denn der Kaiser wich allen Erörterungen aus, und sagte: „Ich bin kein Theologe und verstehe das kanonische Recht zu wenig. Euer Heiligkeit werden also verzeihen, daß ich nichts mehr mündlich abhandle, sondern mir ausbitte, daß Sie alles, was Sie mir vorzustellen für nöthig erachten, schriftlich thun lassen, damit ich sodann meine Theologen darüber befragen kann. Was übrigens die von mir gefaßten Entschlüsse über Kirchen und Klöster in meinen Staaten betrifft, so wird, wie ich glaube, der Kardinal Herzan, mein Abgesandter bei Euer Heiligkeit, Ihnen dieselben bereits kund gemacht und Sie überzeugt haben, daß meine Absicht dabei gut sey. Was bereits gethan ist, und noch erst geschehen

soll, hat alles das Beste meiner Unterthanen zum Augenmerk, das zu befördern ich Gewissens halber verbunden bin; und zwar um so mehr, da die neuen Einrichtungen höchst nothwendig sind, und durch keine derselben irgend einer Glaubens- oder Religionslehre zu nahe getreten worden ist. Wollen Euer Heiligkeit eine weitläuftigere Antwort, so belieben Sie nur Ihre Einwendungen schriftlich verfassen zu lassen, und dann soll mein Kanzler sie auch so pünktlich beantworten, und ich werde sie noch zum Unterricht und zur Belehrung meiner Unterthanen drucken lassen."

Dieser Kanzler war der berühmte Fürst von Kaunitz, der bereits unter der Regierung der Kaiserinn Maria Theresia eine wichtige Rolle gespielt hatte. Seine Grundsätze über kirchliche Angelegenheiten haben ohne Zweifel auf den Kaiser nicht wenig gewirkt; er war noch strenger, als der Monarch, und begegnete dem Pabst mit einem Gefühl von Gleichheit, das dieser höchst auffallend finden mußte. Als Pius in Wien angekommen war, präsentirte ihm der Kaiser seinen Kanzler mit einem schmeichelhaften Kompliment. Der Pabst bewies sich sehr wohlwollend gegen den Kanzler, ungeachtet er in Rom nur der ketzerische Minister (il ministro eretico) genannt wurde. Er reichte ihm nicht den Rücken der Hand, sondern das Innere derselben zum Küssen dar, welches, nach dem päbstlichen Begriffe, die größte Gnadenbezeugung war. Der Fürst that aber, als ob er nichts von dieser Etikette verstünde, nahm die ihm von dem Pabste dargebotene Hand und drückte sie, nach altdeutscher Sitte, in die seinige.

So war wohl noch kein Pabst bewillkommt worden; Pius sollte aber noch eine härtere Probe von

von des Kanzlers Rücksichtlosigkeit erfahren. Der heilige Vater erwartete mit Recht, daß ihm der Kanzler den ersten Besuch abstatten würde. Ein kaiserlicher Minister durfte sich doch nicht einbilden, daß das souveraine Oberhaupt der allgemeinen Kirche ihm zuvorkomme. So urtheilte Pius, aber er irrte. Der Hochmuth des Fürsten Kaunitz konnte sich selbst vor dem päbstlichen Stuhle nicht beugen. Pius, der seine prächtige Wohnung und vornemlich seine Gemäldesammlung sehen wollte, war endlich genöthiget, ihm mit einem Zuvorkommen zu begegnen, gegen welches sich seine Würde sträubte. Er ließ ihn fragen, wenn er ihn besuchen und die Sehenswürdigkeiten seines Palastes bewundern könne? Kaunitz bestimmte ihm den Tag und die Stunde; der Pabst stellte sich zur bestimmten Zeit ein. Als er bei dem Kanzler ankam, fand er seine Kinder und Hausgenossen in prächtigen Staatskleidern, seine Leute in glänzenden Livreen. Voll geschäftiger Leute sind Thüre, Diele, Treppen; man kommt und geht, begegnet ihm mit der seinem hohen Range zukommenden Ehrerbietung. Er bereitet sich auf den ausgezeichnetsten Empfang von dem Herrn des Hauses selbst; aber er wird grausam getäuscht.

Kaunitz hatte die Gewonheit, auch im Zimmer den Hut auf dem Kopfe zu behalten, wenn es nicht sehr warm war. Als Pius in das Zimmer trat, wo der Kanzler, wie in Gedanken vertieft, im simplen Morgenanzug am Kamin stund und sich mit zurückgeschlagenen Rockschößen wärmte, hatte er ebenfalls den Hut auf dem Kopfe. Zwar nahm er ihn einige Augenblicke ab, setzte ihn aber sogleich, mit einer schlankweg gemachten Entschuldigung, er habe einen schwachen Kopf, wieder auf.

Sobald man sich bewillkommt hatte, machte

 Kaunitz

Kaunitz Anstalt zur Besichtigung der Gemälde, und bewies sich dabei ungemein geschäftig. Mit affektirter Höflichkeit ließ er den Pabst bald vor- bald rückwärts treten, sich bald rechts, bald links wenden, um ihm vor jedem Gemälde den rechten Standpunkt zu geben. Zum erstenmale fühlte sich Pius von einer profanen Hand gezerrt, gestossen; er, dem man sich sonst nur mit einem ehrerbietungsvollen Anstand näherte, und den man nur berührte, um ihm zu huldigen. Nicht ohne Anstrengung behielt er seine Fassung während dieses Auftritts, die alle, außer dem Hauptacteur, befremdete; und, um die erlittene Kränkung nicht dadurch zu vermehren, daß er sie zu bemerken schien, mußte er sich noch sehr dankbar gegen den Fürsten Kaunitz für seine übergroße Gefälligkeit bezeugen. Uebrigens blieb es bei dieser Probe, die er davon erhielt. Der strengernste Kanzler wußte mit dem Pabste von nichts, als von schönen Künsten zu reden; über andere Gegenstände wich er jeder Eröffnung aus. So verstrich beinahe ein Monat, ehe Pius noch wußte, woran er sey. Er konnte vielmehr mit jedem Tage auffallender gewahr werden, daß er sich am Ende mit einzelnen Gefälligkeiten, aus bloßer Rücksicht gegen seine Person, würde begnügen müssen. Wurde doch sogar während seiner Anwesenheit in Wien die Aufhebung der Klöster nicht unterbrochen.

Der Kaiser hatte vor der Ankunft des Pabstes allen inländischen Bischöfen verboten, nach Wien zu kommen. Auch wurde allen Klosterpersonen und andern Geistlichen untersagt, sich über eine kirchliche Sache oder Angelegenheit an den heiligen Vater zu wenden. Dagegen durften aber auch während seiner wnwesenheit zu Wien keine Schriften über ihn oder Aber die römische Hierarchie in Umlauf kommen.

In

In der Hauptsache blieb Josephs System fest stehen, und nur in einigen Nebensachen bewies er sich etwas nachgiebig. Man gestattete den Bischöfen, sich vom Pabst ein für allemal die Dispensation in ehelichen Händeln übertragen zu lassen; auch sollten die Provincialen der Klöster ihre Berichte wieder nach Rom schicken dürfen. Hierdurch behielt der Pabst doch wenigstens einige Verbindung mit der Geistlichkeit der österreichischen Monarchie. Wie wenig Pius aber wirklich bewirkt habe, sah man am deutlichsten aus den kaiserlichen Verordnungen, die nach seiner Abreise von Wien erfolgten. Das Toleranzedict und die Büchercensur wurden durch eine neue Verordnung bestätiget. Joseph legte sein landesfürstliches Recht in Ansehung der Kirchenzucht in die Hände seiner Minister nieder, welche über die Kollegien, Seminarien und Pflanzschulen der Geistlichkeit die Oberaufsicht führen sollten. Den Bischöfen der Lombardey wurde der Eid der Unterthanenpflicht auferlegt. Man gieng in der Aufhebung der Klöster immer weiter. Die päbstlichen Monate hörten auf, die Runtien sollten keine Gerichtsbarkeit mehr ausüben, die Bischöfe wurden in ihre ursprünglichen Rechte vollkommen wieder eingesetzt.

## 6.

## Pius verläßt Wien wieder.

Im Laufe des Aprils erhielt der Pabst durch einen Kurier aus Rom die Nachricht, daß unvermuthete Geschäfte von Wichtigkeit seine schnelle Rückkehr nöthig machten. Da er nun wohl voraussah, daß sein längerer Aufenthalt ohne wesentlichen Nutzen seyn würde, so bestimmte er seine Abreise auf den

zwei und zwanzigsten April. Drei Tage vorher hielt er noch ein öffentliches Konsistorium, welchem, ausser dem Kaiser und dem Erzherzoge Maximilian, die Kardinäle Migazzi, Herzan, Firmian und Batthiani beiwohnten. Den beiden letztern setzte der Pabst bei dieser Gelegenheit die rothen Hüte auf, wofür jeder dreissig tausend Gulden bezahlte: ein nicht ganz unbedeutender Beitrag zu den Reisekosten.

Der Pabst war in sichtbarer Verlegenheit, als der Tag der Abreise sich näherte, denn verhehlen konnte er es sich doch nicht, daß seine Reise noch von keinem wesentlichen Nutzen gewesen sey. Auch antwortete er einem fremden Gesandten, der indiskret genug war, sich bei ihm nach dem Tag seiner Abreise zu erkundigen: „Ich bin zwar Pabst, aber kein Prophet; meine Abreise hängt von dem Ausgang meiner Unterhandlung ab.“

Der Kaiser war indessen fortdaurend bemüht, dem Pabste Beweise seines persönlichen Wohlwollens und seiner Achtung zu geben, und sein Benehmen war in jeder Beziehung offener und herzlicher, als das des Fürsten Kaunitz. Ihre Konferenzen waren ganz freundschaftlich. Vertraulich sprach der Kaiser mit seinem Gaste über die ersten Männer von Europa, über das Interesse anderer Höfe; er machte ihm sogar Eröffnungen, welche hätten indiskret scheinen können. Er hatte an seiner Seite keinen Augenblick von übler Laune, welches ein großer Beweis war, daß Joseph dem Pabst zu gefallen wünschte. Er ließ seinem Gast einen schönen Reisewagen einrichten, und machte ihm ein Geschenk von einem mit Diamanten reich besetzten Bischofskreuz, das man auf zweimal hunderttausend Gulden schätzte. Pius sagte, indem er es annahm: „Ich werde dieß Geschenk nicht als ein persönliches Eigenthum

genthum betrachten, sondern es soll dem heiligen Stuhle zugehören, damit meine Nachfolger es, als ein Pfand des kaiserlichen Wohlwollens, bei großen Feierlichkeiten tragen können." Durch seinen Reichsvicekanzler ließ Joseph dem Pabste ein Diplom einhändigen, wodurch sein Neffe, Ludwig Braschi Oresti, zum Fürsten des heil. römischen Reichs erhoben ward, mit Erlaß der dabei sonst üblichen Taxen von neunzig tausend Gulden. Hier gab aber Pius einen kaum erwarteten Beweis der Weisheit. Um ihn vollständig zu machen, hätte der Pabst ihn nur nicht selbst rühmen müssen; aber Bescheidenheit war nicht seine erste Tugend. Er nahm das Diplom an, gab es dann aber dem Kaiser mit der Bitte wieder, diese Gnade bis zu günstigern Zeiten zurückzubehalten. „Ich will nicht, setzte er hinzu, daß man sagen könne, ich hätte mich mehr mit der Erhebung meiner Familie, als mit dem Interesse der Kirche beschäftiget." Der Kaiser billigte diese Mäßigung, und das Diplom blieb bis auf weitern Befehl in den Händen des Fürsten Colloredo.

Die Freigebigkeit des Kaisers erstreckte sich auch auf die Personen vom päbstlichen Gefolge, welche insgesammt ansehnliche Geschenke erhielten. Der Pabst an seinem Theile hinterließ ebenfalls den Personen, die ihn am kaiserlichen Hofe bedient hatten, Beweise seiner Freigebigkeit, wodurch die schon so großen Kosten der Reise noch erhöhet wurden. Es ward berechnet, daß durch diesen unnützen Einfall die Schuldenlast der apostolischen Kammer um eine Million römischer Thaler vermehrt ward.

Pius verließ Wien am zwei und zwanzigsten April unter dem Zulauf einer zahllosen Menschenmenge, welcher er seinen letzten Segen gab. Der Kaiser und sein Bruder Maximilian begleiteten ihn

eine Meile weit. Vor der Kirche von Mariabrunn stiegen sie alle drei aus, giengen hinein, verrichteten ihr Gebet, uud nun umarmte und segnete der heilige Vater den Kaiser und seinen Bruder, und sie schieden von einander mit allen Merkmalen der sichtbarsten Rührung. Pius konnte nicht anders als mit gepreßtem Herzen scheiden. Er, der mit so frommen Entschlüssen, und voll von den tröstlichsten Hoffnungen, sich, wider den Rath seiner vertrautesten Freunde, den Beschwerden und Gefahren einer so weiten Reise im hohen Alter ausgesetzt hatte, mußte das kaiserliche Hoflager mit dem Bewußtseyn verlassen, den beabsichteten Endzweck einer solchen Reise nicht erreicht zu haben. Und Joseph konnte sich von einem Manne, wie Pius war, nicht trennen, ohne einerseits von dem achtungswürdigen Charakter dieses Mannes, und andernseits von der Lage der Umstände, unter welchen er sich trennte, höchst gerührt zu werden. Es war nicht Trotz und nicht Eigensinn, was den Kaiser hinderte, dem Pabste zu willfahren. Er sah auf sein Volk, welches in Fesseln schmachtete, auf die dringenden Bedürfnisse einer Kirchenverbesserung, und konnte folglich nicht anders als gerührt auf die persönliche Lage des Pabstes zurückblicken, dessen Schuld es eben nicht war, daß er nicht so hell und nicht so unbefangen, als Joseph, über Gegenstände der Religion sehen konnte. Es war in dem Augenblicke des Scheidens ein stummer Schmerz in der Seele beider Scheidenden. Sie trennten sich mit einer gewissen unangenehmen Empfindung; jeder schien sich den Vorwurf zu machen, dem andern nicht am freundlichsten begegnet zu seyn, und beide wünschten, sich nicht das letztemal gesehen zu haben. Diejenigen, welche zunächst um Joseph und Pius herstunden, konnten sich der Thränen nicht enthalten.

Um

Um das Andenken an diese denkwürdige Trennung auf die Nachkommen zu bringen, beschloßen die Mönche von Mariabrunn, ein Denkmal zu errichten, das die Kunde davon enthielte. Schon vier Wochen nachher las man auf einer Marmortafel am Eingang der Kirche, in lateinischer und deutscher Sprache die Worte: „Der Pabst Pius der Sechste und der römische Kaiser Joseph der Zweite, in Begleitung des Erzherzogs Maximilian, nahmen hier, nachdem sie in dieser Kirche ihr Gebet verrichtet hatten, unter den zärtlichsten Umarmungen, und unter den Thränen aller Anwesenden Abschied.“ Merkwürdiger aber noch als dieses Denkmal war, daß an eben dem Tage dieses rührenden Abschiedes kaiserliche Kommissarien kamen, um den Mönchen anzuzeigen, daß Seine kaiserliche Majestät sie künftig der Mühe der Selbstverwaltung ihrer Einkünfte überheben wolle, und ihr Kloster hiemit sequestrirt sey. Die Mönche stimmten bei dieser Nachricht ihre Freude über die ihnen so eben widerfahrne Ehre etwas herab, und fiengen an zu ahnden, der Pabst möchte wohl nur eine unnütze Reise gemacht haben.

## 7.

### Reise nach München und Aufenthalt daselbst.

Die Abreise des Pabstes gieng über St. Pölten, Mölk, Linz und Braunau, der ersten Stadt in Baiern. In diesem Churfürstenthume erwarteten den heiligen Vater die ausgezeichnetsten Huldigungen, und der Churfürst Karl Theodor, leuchtete dem Volke mit seinem eigenen Beispiele vor. Damit der Pabst nicht bemerken sollte, daß er auf dem Gebiete eines andern Herrn sich befinde, setzte er ihm den

ganzen Glanz seiner Armee, seiner Garde und die ganze Pracht seines Hofes vor. An der Grenze empfiengen den hohen Reisenden zween Kammerherren und begleiteten ihn nach Altöttingen, wo zu seinem Empfange schon alle Anstalten getroffen waren. Am fünf und zwanzigsten April, Abends um fünf Uhr, traf der heilige Vater, in dessen Gefolge sich jetzt auch der Erzbischof von Salzburg befand, unter grossem Zulaufe des benachbarten Volkes, dort ein. Hier wurde er neuerdings, von dem Pfalzgrafen Wilhelm von Birkenfeld im Namen des Churfürsten begrüßt, und in die heilige Kapelle eingeführt, wo man das Benedictus und Te Deum anstimmte. Nach dessen Beendigung führte man den Pabst auf die in der Probstey für ihn zubereiteten Zimmer, von deren Fenstern aus er dem zahlreich versammelten Volke, daß in Thränen zerfloß, den apostolischen Segen ertheilte. Altöttingen ist ein berüchtigter Wallfahrtsort, wohin jährlich aus der Nahe und Ferne ganze Karavanen von Pilgrimmen wallen. Die Stiftsgeistlichkeit überreichte dem Pabste die Geschichte dieses Mirackelortes, in rothem Sammet gebunden, auf einer silbernen Tasse, und Pius segnete die in der Kapelle aufbewahrten Herzen der verstorbenen baierischen Regenten.

Als der Pabst nur noch wenige Stunden von München entfernt war, fuhr ihm der Churfürst entgegen, brachte ihm eine schöne Kutsche mit, in welcher er sich zu ihm setzte, und ihn so nach seiner Hauptstadt führte. Um sechs Uhr Abends, am sechs und zwanzigsten April erfolgte der feierliche Einzug, unter Abfeurung der Kanonen, und dem Geläute aller Glocken. Die Mönche empfiengen den Pabst am Thore, und in den Strassen der Stadt paradirten die Garnisonregimenter, und die berittenen Bürger.

Das

Das Volksgedränge war so außerordentlich groß, daß man erst gegen sieben Uhr vor der Theatinerkirche anlangte, in welcher das Te Deum gesungen wurde. Von da fuhr der Pabst nach der Hofburg, wo ihm die prächtig meublirten Spiegelzimmer zur Wohnung angewiesen wurden.

Sechs Tage lang brachte Pius in München, das man das Rom von Deutschland nannte, zu, und er ward es gewahr, daß dieser Name nicht unrechtmäßig erworben war. Täglich ließ er sich am Erker sehen, um dem Volke, welches vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht die ganze Residenzstraße anfüllte, den Segen zu geben. Den übrigen Theil der Zeit widmete er, sich den allerheiligsten Pantoffel oder den Fischerring küssen zu lassen, und den fürstlichen Personen, die von allen Orten her in München eingetroffen waren, Audienz zu geben. Pius war hier recht in seinem Elemente, und nichts störte seine Zufriedenheit. Von dem philosophischen Muthe, der Josephs Regierung dem päbstlichen Stuhle so furchtbar gemacht hatte, war die Regierung in Baiern damals noch sehr entfernt. Von dieser empfieng Pius nichts als Huldigungen und alles wetteiferte, ihm zu bezeugen, daß man in seiner geheiligten Person das Oberhaupt der Christenheit verehre. Aus übertriebener rechtglaubiger Strenge hatte der Münchner Hof sogar die Aufmerksamkeit gehabt, alles hinweg zu räumen, was dem Pabst auch nur die mindeste Unruhe hätte machen können. Schon zwei Tage vor seiner Ankunft erhielten alle Buchhändler und Buchdrucker den Befehl, Werke, welche die Censur nicht passirt hatten, weder zu verkaufen, noch zu publiciren. Seine Frömmigkeit und Eitelkeit hatte also gleichviel Ursache, sich in Baiern, dem einzigen europäischen Lande, wo die Oberherrschaft des römischen Stuhls noch unan-

getastet geblieben war, zu gefallen. Der damalige Hof, wiewohl bekannt wegen seiner Galanterie, hatte viel Anhänglichkeit an der äußern Form der Religion behalten. Das Volk gehörte zu dem unwissendsten und folglich auch zu dem abergläubigsten der katholischen Welt. Legionen erzfanatischer Mönche machten dort einen vorzüglichen Theil der päbstlichen Miliz aus. Weder ihren frommen Glauben, noch ihren blinden Gehorsam, hatte noch ein Fünkchen Philosophie berührt. Solcher getreuen Trabanten zählte der päbstliche Stuhl in Baiern allein mehr als fünf tausend. Hier war der Pabst noch mehr als in Rom selbst verehrt, und die empfangenen Tribute wurden eben so einstimmig als mit tiefem Antheil dargebracht.

In München hatte Pius auch das Vergnügen, den frommen Churfürsten Clemens Wenzel von Trier anzutreffen, der aus seiner erzbischöfflichen Residenz zu Augsburg herbeigeeilt war, um dem heil. Vater seine Verehrung zu beweisen. In Gesellschaft der beiden Churfürsten begab sich Pius am acht und zwanzigsten April in die Theatinerkirche, um daselbst die Messe zu lesen. Sobald er sich einem mit aller Pracht geschmückten Betstuhle genähert hatte, nahmen die beiden Churfürsten ihre Plätze hinter demselben. An beiden Seiten stunden der Bischof von Freysingen, der Nuntius Garampi und die vornehmsten Minister. Inner- und außerhalb des Chorgitters paradirten die Hatschiers und Schweitzergarden, hinter welchen sich ein Grenadierkommando anschloß, um das allenthalben hereindringende Volk zurückzuhalten. Nachdem der heilige Vater die Messe gelesen, und noch einer andern, die sein Beichtvater las, beigewohnt hatte, gieng er unter Trompeten- und Paukenschall in die Sakristey, wo er sich von den zahlreich versammelten Hofdamen den Fischerring küssen

ließ

ließ. Ehe er aus der Kirche gieng, stieg er zuvor in die Familiengruft des Churhauses hinunter, wo er nach einem langen Gebete den Särgen den apostolischen Segen ertheilte. Gegen zwölf Uhr fuhr Pius in Gesellschaft der rückwärts im Wagen sitzenden beiden Churfürsten in das Landschaftshaus, an welchem eine Altane errichtet war. Dem Wagen folgte die sämmtliche Hofhaltung zu Fuße, und neben derselben ritten und giengen die churfürstlichen Garden. Der Pabst trat auf der Altane hervor, und ertheilte unter dem Donner der Kanonen einer unzählbaren Volksmenge den Segen. Das Gedränge war so groß, daß alle Hausdächer, und sogar die oberste Dachung der Kuppel auf dem gegenüber stehenden Petersthurme mit Menschen bedeckt waren, die aus Andacht sich der Gefahr aussetzten, Hals und Bein zu brechen. Der heilige Vater wurde über den Anblick der großen Volksmenge, die ihn mit allen Zeichen der höchsten Verehrung anstaunte, so gerührt, daß er sich noch einige Augenblicke auf der Altane verweilte, und mit einer Art von Begeisterung den eben ertheilten Segen zum zweitenmal gab.

Die Anwesenheit des Pabstes machte eine so unglaubliche Wirkung auf die Köpfe, daß es sogar die churfürstliche Akademie der Wissenschaften nicht unter ihrer Würde erachtete, diese Begebenheit durch eine solenne Zusammenkunft und festliche Rede zu verewigen. Dafür hatten die sämmtlichen Akademisten die Ehre, den Fischerring küssen zu dürfen. Dieses Glück widerfuhr auch dem bürgerlichen Magistrat, bei welcher Gelegenheit der Stadtsyndikus eine begeisterte Rede hielt, worinn er in kriechenden Ausdrücken das Entzücken der ganzen Bürgerschaft über die Anwesenheit Seiner Heiligkeit schilderte. Pius erwiederte, daß es ihn schon lange verlangt habe, das

auf seinen römischkatholischen Glauben stets so treu verharrende München näher kennen zu lernen. Schließlich wünschte er dem Magistrat Glück, an Karl Theodor einen der besten christlichen Regenten zu besitzen.

Da Pius an dem profanen Kaiserhofe mit Segen und Ablaß so freigebig gewesen war: wie hätte er wohl in dem andächtigen Baiern mit seinen kostbaren Schätzen, die ihm noch dazu so wohlfeil zu stehen kamen, geitzen können? Nicht zufrieden, täglich mehrmals von dem Erker seiner Wohnung aus das Volk zu segnen, und so viele Menschen, als nur immer möglich war, zum Fuß- und Handkuß zu lassen, ertheilte er auch durch eine besondere Bekanntmachung, „allen und jeden Christglaubigen beiderlei Geschlechts, auch denen, die keine Baiern sind, welche den heiligsten Vater von seinem Eintritte in Baiern bis zu seinem Austritte, in der Absicht ihn zu verehren und den apostolischen Segen zu empfangen gesehen hätten, einen vollkommenen Ablaß, und überließ es ihrer Willkühr, sich den Tag zu wählen, an welchem sie denselben gewinnen wollten.“ Der Churfürst selbst fand an diesem Ablasse so wenig auszusetzen, daß er vielmehr durch ein eigenes Edict für die Verbreitung dieser päbstlichen Gnade sorgte.

Durch eine besondere Begebenheit wurde der erste May merkwürdig. Pius hatte an diesem Tage in der Pfarrkirche zu St. Peter Messe gelesen. Die Gemahlinn des englischen Gesandten wurde von der edlen Gesichtsbildung des Pabstes so entzückt, und von dem Andachtseifer, womit derselbe das Gebet verrichtete, so gerührt, daß sie sich mit Gewalt durch das Volk durchdrang, dem heil. Vater zu Füßen fiel und ihm die Hand küßte. Diesem Beispiele mußte ihre ganze Dienerschaft folgen. Ueberhaupt gieng die Verblendung und der Enthusiasmus so

weit,

weit, daß es sich sogar protestantische Officiere zur Gnade rechneten, den Fischerring küssen zu dürfen.

Ohne Zweifel mit ganz andern Gefühlen als von Wien, trennte sich Pius am zweiten May von München. Er wurde unter Voraustretung des ganzen Hofstaats, des sehr zahlreichen Adels, und unter Paradirung der Leibgarden, von dem Churfürsten, dem Bischofe von Freysingen und andern Prälaten, bis an den Wagen begleitet, wo er von allen Anwesenden den rührendsten Abschied nahm. Der Zug gieng unter dem Donner der Kanonen, unter dem Geläute aller Glocken, und unter dem Schalle von Trompeten und Paucken, zum Neuhauserthore hinaus. Alle Straßen waren mit Mönchen und Soldaten besetzt, und vom Thore bis nach Nymphenburg, wo der Reisende den dortigen Garten in Augenschein nahm, wimmelte alles von Volk, welches des ewigen Segnens, womit Pius unaufhörlich beschäftiget war, nicht satt werden konnte. Um halb zwölf Uhr kam man auf der ersten Station zu Schwabhausen an. Während die Pferde gewechselt wurden, stieg der Pabst in dem dortigen Posthause ab, dessen Eingang und die Treppen bis in die Zimmer hinauf, mit rothen Tüchern behangen waren. An zweyen Fenstern wurden rothsammtene mit Gold bordirte Decken ausgehängt. Auf der Straße stunden mehr als zweihundert Geistliche in Chorröcken, und eine unbeschreibliche Menge Volks. Diesem ertheilte Pius noch einmal den Segen, und schied sodann unter Umarmungen und Küssen von dem Churfürsten. Beide waren in diesem Augenblicke so gerührt, daß sie einander einige Minuten sprachlos in den Armen lagen. Anfangs herrschte bei dieser Scene eine feierliche Stille unter den Anwesenden; aber bald brach das Volk in wildes Trauergeschrey und lau-

tes Klagen aus. Schaaren von Tausenden knieeten auf den Straßen, und flehten unter Heulen und Schreyen mit emporgehobenen Händen noch um einen Segen. Dem Pabste zitterten Thränen im Auge. Es waren Freudenthränen bei Pius, und würden bei einem andern, aufgeklärten Pabste, Thränen des Kummers gewesen seyn.

## 8.

## Ankunft in Augsburg und was sich daselbst ereignete.

Pius näherte sich jetzt dem Gebiete von Augsburg, wo der Churfürst von Trier ihn mit Sehnsucht erwartete. Da in dieser ehemaligen paritätischen Reichsstadt die Anhänger beider Religionen Theil an der Regierung hatten, so befand sich der heilige Vater zum erstenmal auf einem von Ketzerey angesteckten Boden; man hatte aber Anstalten gemacht, daß ihn nichts daran erinnere. Die katholischen Magistratspersonen fragten ihre protestantischen Kollegen, wie sie den Pabst zu empfangen dächten? Diese erwiederten: ihn in dieser Qualität zu empfangen, sey ihren Religionsgrundsätzen entgegen; sie ehrten aber in ihm ein gekröntes Haupt, und würden an den Huldigungen gerne Theil nehmen, die man ihm als ein solches erweisen würde. Das geschah ohne alle Irrung und Zwiespalt.

An der Grenze empfieng den heiligen Vater der Churfürst von Trier, in der Qualität als Bischof von Augsburg. In seinem Gefolge befand sich zunächst der gesammte anwesende fremde Adel, worunter viele fürstliche Personen waren. An dem gleichen Orte hatte sich auch die gesammte Geistlichkeit, der katholische Theil des Magistrats, die Patricier und

zahlreiche Bürgerkompagnieen zu Pferde versammelt. Der feierliche Empfang des Reisenden geschah an der Lechbrücke, und ein Kanonenschuß verkündigte der, eine halbe Stunde davon entlegenen Stadt, dieses freudige Ereigniß, die ihrerseits durch ein sechsmaliges Salve aus allen Kanonen antwortete. Pius stieg im Angesichte von mehr als dreitausend Menschen aus seinem Reisewagen, wendete sich nochmals an die baierische Grenze zurück, und segnete mit aufgehobenen Händen zum letztenmal ein Land, worinn er so viele — Frömmigkeit angetroffen hatte. Nachdem er sich in den Staatswagen des Churfürsten gesetzt hatte, gieng der Zug unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute aller Glocken, und dem Gesange der Geistlichkeit zu der Kathedralkirche, wo der ambrosianische Lobgesang angestimmt wurde. Nach dessen Beendigung fuhr der heilige Vater in die bischöfliche Residenz, und ließ sich dort von dem Domkapitel und dem katholischen Theile des Magistrats Fuß und Hand küssen. Eine aus zwei Katholiken und zwei Protestanten bestehende Deputation übergab dem Pabste die Geschenke, welche die Reichsstädte vornehmen Reisenden zu geben pflegten. *)

Die Beschäftigungen des Pabsts in Augsburg waren dieselben, wie in Wien und München, und überhaupt auf der ganzen Reise. Er ließ sich die Sehens-

*) Diese Geschenke waren gewöhnlich sehr republikanisch, einfach und zugleich originell in Rücksicht der Erinnerung an alte Sitten der trinkenden Deutschen; sie bestunden in einer gewissen Quantität Wein, die dem ankommenden vornehmen Gastfreunde, durch eine Deputation des Stadtsenats überreicht, oder vielmehr, vermittelst sogenannter Weinzettel auf dem Rathskeller angewiesen wurde.

Sehenswürdigkeiten der Stadt, besonders in Hinsicht auf Wissenschaften und Künste, zeigen; den größten Theil seiner Zeit aber nahmen die Segensprechungen, das Fuß- und Händeküssen in Anspruch Besonders zeichnete sich in dieser Hinsicht der fünfte May aus. An diesem, als an dem Namenstage Seiner Heiligkeit, wurde allen, die im Bezirke der Stadt sich aufhalten würden, ein vollkommener Ablaß und ein feierlicher Segen angekündigt. Der Zulauf des Volks war also sehr groß. Nachdem das Hochamt in der Kathedralkirche durch den Erzbischof von Trier gehalten wurde, trat der Pabst in der Pontifikalkleidung, mit der dreifachen Krone auf dem Haupte hervor, und ertheilte einer Menge von ohngefehr siebenzig tausend Menschen den Segen. Der Erzbischof knieete hierauf vor Seiner Heiligkeit nieder, und bat für seine Heerde um einen vollkommenen Ablaß, den er auch erhielt. Dieser Ablaß wurde nun sogleich in deutscher und lateinischer Sprache in gedruckten Zetteln unter das jubilirende Volk herumgeworfen. Die Audienzzimmer waren an diesem Tage so voll von Menschen, daß die Abtretenden durch eine besondere Treppe sich wegbegeben mußten. Der heilige Vater stund auf einer Stelle mehr als drei Stunden hinter einander, und ließ jedermann ohne Unterschied des Standes und der Religion zum Handkusse. Ungeachtet bereits schon am Morgen ein feierlicher Segen ertheilt wurde, so war doch am Abend, trotz des heftigen Regens, auf dem sogenannten Frohnhofe ein so großes Volksgedränge, welches nach Segen schrie, daß der Pabst sich über eine solche Frömmigkeit nicht genug verwundern konnte.

Als Pius in Augsburg die öffentliche Stadtbibliothek besuchte, ereignete sich ein im Grunde sehr unbedeutender Vorfall, der aber zu jener Zeit, in

Deutsch-

Deutschland großes Aufsehen machte. Der Bibliothekar und Rector des lutherischen Gymnasiums, Andreas Mertens, hatte den Auftrag, dem Pabst die Merkwürdigkeiten der Bibliothek zu zeigen und eine Anrede an ihn zu halten. Da er sich nun für das Organ einer ganzen Stadt, in welcher die katholische Religion mit der seinigen konkurrirte, ansah, so erlaubte er sich, auf den Knieen liegend, solche ehrfurchtsvolle und der Sprache eines Ketzers so wenig angemessene Ausdrücke, daß alle Protestanten daran Aergerniß nahmen, und der Pabst dabei eben so verlegen, als gehuldigt zu seyn schien.

In Augsburg trieb zu jener Zeit noch der berüchtigte Exjesuit und Domprediger, Aloysius Merz, sein Unwesen, indem er mit fanatischem Eifer von seiner Kanzel herab die Protestanten und ihre Lehre verdammte und jedem den Krieg ankündigte, der dem päbstlichen Ansehen und der Autorität seiner Kirche zu nahe trat. Das war ein Mann, wie der päbstliche Stuhl ihn brauchen konnte, und Pius unterließ nicht, den heiligen Eifer des Mannes zu rühmen, und ihn dafür zu segnen. Schon früher hatte er ihm in einem eigenen Schreiben zu erkennen gegeben, wie angenehm ihm eine solche Thätigkeit im geistlichen Kriege sey, und den frommen Streiter ermuntert, er möchte ja von der heilsamen Gewonheit, Kontroverspredigten zu halten, nicht abstehen, sondern vielmehr standhaft mit dem vorigen Muthe fortfahren. Großmüthig solle er dabei die boshaften Verläumder verachten, welche ihre Augen vom Lichte der Wahrheit abwenden, und im Finstern wandeln. Dieß werde ihm nicht nur sehr rühmlich, sondern auch dem päbstlichen Stuhle sehr erfreulich seyn, und im Himmel reichlich belohnet werden.

Unter den vielen angesehenen Fremden, die nach

 Augs-

Augsburg kamen, um dem Pabst ihre Verehrung zu bezeugen, und seinen Segen zu empfangen, befanden sich auch die Reichsprälaten von Ochsenhausen, Zwiefalten, Elchingen und Neresheim. In einer Audienz, worinn er sich mit ihnen von den Angelegenheiten der Kirche unterhielt, fragte er den Prälaten von Ochsenhausen: wie viel Klöster er unter seiner Herrschaft habe? Mit bekümmerter Miene antwortete der Prälat: „Eilf Klöster stehen unter mir; aber sechs davon liegen auf österreichischem Gebiet.“ — Das hieß in Pius Seele eine schmerzhafte Erinnerung wecken; denn unter andern von dem Kaiser genommenen Maaßregeln hatte er auch verordnet, daß kein Priester in seinen Staaten künftig eine fremde Oberherrschaft mehr anerkennen sollte. Pius hob seine Augen und Hände gen Himmel, ließ sein trauriges Geheimniß, daß er in Wien nichts ausgerichtet hätte, entwischen, und erwiederte mit einem Seufzer: „Ach, meine vielgeliebten Söhne, alles hab' ich angewendet, damit die Sachen in dem vorigen Stande bleiben oder in die alte Ordnung wieder zurückkehren möchten. Aber — — doch die Sache ist noch nicht vorbei. Laßt uns beten und hoffen.“

Als Pius in Augsburg drei Tage unter religiösen und profanen Feierlichkeiten zugebracht hatte, setzte er am sechsten May seine Reise weiter fort. Ehe er den Reisewagen bestieg, ließ er sich noch von einer Menge Menschen, die auf den Knieen lagen, die Hand küssen. Der Churfürst begleitete ihn bis an die Grenzen seines kleinen Staats, wo sie sich unter wiederholten Umarmungen trennten.

## 9.

### Rückkehr nach Italien und Aufenthalt in Venedig.

Die Reise gieng nun, ohne fernern Aufenthalt, über Inspruck, Brixen, Bozen, Trient, Verona, Vicenza nach Venedig. An Huldigungen fehlte es auf dem ganzen Wege nirgend, und überall, wo der heilige Vater erwartet wurde, strömten Vornehme und Geringe zusammen, um seinen Segen zu empfangen. In Inspruck ward er von der dritten Schwester des Kaisers, der Erzherzoginn Elisabeth, Aebtissin daselbst, empfangen. Ihr Bruder hatte ihr geschrieben, den Pabst mit aller jener Feierlichkeit aufzunehmen, welche ihrem Stande angemessen wäre, und die Erzherzoginn war bei ihrer frommen Denkungsart sehr geneigt, noch mehr zu thun, als die Instruction ihres Bruders mit sich brachte.

In Brixen und Trient bewillkommten den heiligen Vater die Bischöfe beider Städte; da er sich aber nirgend verweilte, so erreichte er schon am eilften May das venetianische Gebiet. Das herrliche Lokal von Verona bot beim Empfange des Pabstes seine volle Pracht auf. Von dem breiten Strom der Etsch, die die Stadtmauern bespühlt, stralte der Widerschein einer köstlichen Illumination zurück. Pius ward im Pomp in das veronesische Amphitheater geführt. Von der Höhe dieses schönen Denkmals der alten Römer, wo man den weiten Raum, der einst den Lustbarkeiten gewidmet war, beherrscht, goß der Regent und Oberpriester des neuen Roms seine Segensströme auf sechzig tausend zu seinen Füßen hingeworfenen Glaubige herab. *)

Der

*) Als der Kaiser Joseph durch Verona reiste, ward ihm,

Der Bischof von Verona ward von dem Pabst nicht so zärtlich behandelt als seine Pfarrkinder. Er hatte kurz zuvor einen Hirtenbrief an seine Diöcesan-Bischöfe in Tyrol gerichtet, welcher viel zu sehr die Grundsätze des Wiener Kabinets athmete, als daß er dem Bischof von Rom nicht hätte mißfallen sollen. Mit auffallender Dreistigkeit hatte er die Brüderschaften von dem Herzen Jesus und die von dem Gürtel des heiligen Franciskus aufgehoben. Er hatte sich erkühnt, die Zulassung von Indulgenzen zu verbieten, welche noch nicht von ihm untersucht und vom Kaiser gebilliget worden wären. Es würde bei Pius eine übergroße Anstrengung der christlichen Liebe erfordert haben, um solche schwere Vergehen zu verzeihen. Zu Vicenza und Padua hingegen ereignete sich nichts, was die Freude über die Festlichkeiten hätte stören können, welche dem hohen Reisenden zu Ehren veranstaltet worden waren.

Nicht mehr ferne war jetzt Pius von Venedig, der Hauptstadt eines Freistaats, der seit länger als einem Jahrhunderte mit dem römischen Hofe im Kampf lebte, und sich den Usurpationen desselben mit Nachdruck widersetzte. Ausser den Römern hat keine Nation von Europa der Kirche so viele Kardinäle und Päbste gegeben, als die venetianische: und gleichwohl hat keine einzige den römischen Hof so empfindlich

---

in eben diesem Amphitheater, das blutige Schauspiel einer vordem in Wien so allbeliebten sogenannten Thierhatz gegeben, und er sah den sich zerfleischenden Bestien von eben der Tribune zu, von welcher herab Pius mit segnenden Händen die Wohlthaten des Himmels über die friedlichen Tausende der Frommen ausstreute. Zwei neben einander auf Marmorplatten an der Tribune eingegrabenen Innschriften, enthalten umständliche Berichte über diese beiden sehr disparaten Schauspiele.

lich und so standhaft gekränkt, als eben diese. Pius insbesondere hatte mancherlei Ursache, mit den stolzen Republikanern unzufrieden zu seyn, und das heilige Kollegium war der Meinung gewesen, er möchte ihre Hauptstadt nicht mit seiner Gegenwart beehren. Dennoch konnte er jetzt der Versuchung nicht widerstehen, in Venedig einige Tage zu verweilen. Vielleicht hoffte er durch seine Persönlichkeit das wankende Ansehen des römischen Stuhls eher zu stützen, als es ihm und seinen Vorgängern durch Bullen und Machtsprüche möglich gewesen war.

Sobald der Senat zu Venedig erfahren hatte, daß der Pabst ihre Stadt zu besuchen gedächte, sandte er ihm zwei Prokuratoren von St. Markus entgegen, welche ihn nicht nur bewillkommen, sondern auch die Feste dirigiren sollten, die auf dem Wege veranstaltet wurden. Ein von den Venetianern selbst nie gesehenes, und in der Welt vielleicht einziges Schauspiel bot der Einzug des Pabstes in Venedig dar. Der Patriarch und achtzehen venetianische Bischöfe, jeder in seiner eigenen Gondel und von den Ordenshäuptern seines Sprengels umgeben, waren ihm bis Fusina, an der Mündung der Lagunen, entgegen gefahren. Am Brentaufer bestieg er eine reich verzierte Galeere, die der Doge und die Signoria gesandt hatten, und ward, von einer Menge von Barken und Gondeln umringt, bis an die Insel San Georgia in Alga, eine halbe Stunde von der Stadt geführt. Hier erwartete ihn der Doge, der gesammte hohe Senat und die vornehmsten Magistratspersonen der Republik in Gallakleidern. Der Pabst verließ die Galeere; der Doge empfieng ihn mit offenen Armen und wollte sich ihm zu Füßen werfen, allein Pius hob ihn mit Güte auf, und bald entstund zwischen beiden die innigste Vertraulichkeit, die den arg-

wöhnischen Wächtern des Doge Stoff zu mannigfaltigem Verdacht gab. Sie stiegen beide in eine Gondel mit dem Patriarchen und zwey Nuncien, und ihr Gefolge wurde in den beiden andern Gondeln des Doge geführt. Rudernd schwimmt nun in ihrem Gefolge eine Flotte von fünf bis sechs tausend Barken, Böten, und andern Fahrzeugen von verschiedenen Formen und Farben daher; zweyhundert Kanonenschüsse donnern dem Pabste von sieben Galeeren aus dem Kanal der Münze, dem eigentlichen Eingange der Stadt, entgegen. Seit einigen Stunden verkündet das Glockengeläute von ganz Venedig seine Gegenwart; die Kanalufer, Fenster, Dächer sind mit Zuschauern bedeckt. Einen so allgemeinen Enthusiasmus, eine solche Menschenmasse hatte man in Venedig nie gesehen; und keine Stadt von Europa konnte unter so abwechselnden Formen, die verschiedenen Gruppen dieser Menge, zeigen.

Der Pabst stieg in dem prächtigen Dominikanerkloster zu St. Peter und Paul ab. Er wurde von dem Doge und dem Senate in die für ihn zubereiteten Zimmer begleitet. Am folgenden Morgen erschienen sehr viele Bischöfe, von welchen er in den großen Audienzsaal geführt wurde. Dort bewillkommete ihn der Doge, der auf dem Throne saß, und neben welchem alle Senatoren in ihrem prächtigen Anzuge umherstunden. Nach dieser Ceremonie gieng er in Begleitung des Doge, des Patriarchen, aller Bischöfe und des Senates, in die große Kirche des heil. Johannes und Paul, wo das Te Deum gesungen wurde. Abends setzte sich Pius auf den Thron, und ließ sich von mehr als vierhundert Nobili, die in ihren Staatskleidern erschienen, Fuß und Hand küssen.

Am Pfingstfeste, den 19ten May, wohnte der heilige Vater im Pontifikalhabite mit der dreifachen Krone auf dem Haupte, dem vom Patriarchen von Venedig gehaltenen Hochamte bei. Er saß in der Kirche auf einem prächtigen Throne; der Doge hatte den seinigen ihm gegen über, aber einige Stufen niedriger. Bei dieser Feierlichkeit waren außerdem noch sechs und zwanzig Bischöfe und der ganze Senat gegenwärtig. Nach dem Hochamte ertheilte der Pabst unter dem Donner der Kanonen, und dem Geläute aller Glocken dem Volke den Segen, dem er zugleich einen vollkommenen Ablaß verkündigen ließ. In der Absicht, den hohen Gast zu ehren, und ihm ein Vergnügen zu bereiten, war die zu Venedig die Neugier am meisten reitzende Feierlichkeit, die Vermählung des Doge mit dem adriatischen Meere, welche sonst am Himmelfahrtstage gegeben wurde, bis zum Montage nach Pfingsten verschoben worden. Alles war zu diesem Schauspiele bereitet, als Pius ganz unerwartet noch Tags zuvor abreiste. Die Ursachen davon sind nicht genau bekannt; vermuthlich wurden den argwöhnischen Staatsinquisitoren die vertraulichen Unterredungen verdächtig, die der Pabst mit dem Doge hatte.

## 10.

### Aufnahme in Rom. Unangenehme Folgen der Reise.

Die Reise gieng über Padua zurück, in Begleitung der beiden Prokuratoren von St. Markus, die sich erst an den Grenzen des venetianischen Gebiets verabschiedeten. Am Ufer des Po erwarteten den heiligen Vater zween Kardinäle, die gekommen waren, um ihm zu seiner Rückkunft nach Italien

Glück zu wünschen. Er setzte auf einer neuerbauten Brücke über diesen Fluß, und hielt einen feierlichen Einzug in Ferrara, der ersten Stadt seines Reichs. Hier fieng er sogleich seine Regierungsgeschäfte an, hielt ein Konsistorium, erhob den Erzbischof von Ferrara zum Kardinal, und proklamirte den Kardinal Herzan, dessen Ernennung er, nach einem lächerlichen Gebrauch, schon seit drei Jahen in petto gehabt hatte.

Zu Bologna hatte der Pabst die Freude, einen seiner getreuesten Söhne anzutreffen, den Herzog von Parma, der nichts von der philosophischen Kühnheit geerbt hatte, womit einst sein Vater sich den Anmaßungen des römischen Hofes widersetzte. Nach einer zärtlichen Umarmung fuhr Pius nach Faenza, wo er über dem Thor schmeichelhafte, seiner Eigenliebe willkommene Inschriften fand. Ein Genuß anderer Art ward ihm zu Cesena bereitet. Hier fand er seine Familie, die sich glücklich fühlte, ihn zum zweitenmal wiederzusehen, und die Ehrenbezeugungen des Vaterlandes ihm darzubringen. Er selber zeichnete seinen achttägigen Aufenthalt in seiner Vaterstadt unter andern auch dadurch aus, daß er einem Marienbilde und dem Jesuskinde in einer Kirche goldene Kronen aufsetzte. Die Reise gieng nun unter stetem Segensprechen nach Ancona, wo der Empfang der glänzendste war. Die Stadt hatte dem heiligen Vater eine Statue errichtet, und zwar in der Stellung, wie er dem Volke seinen Segen giebt. Er besuchte unter andern den Hafen, bestieg unter dem Donner der Kanonen und einer Kriegsmusik ein für ihn bereitetes Schiff, und bildete sich einen Augenblick ein, eine Marine zu haben.

Je näher Pius seiner Residenz kam, desto mehr häuften sich unterwegs die Tribute der Verehrung.

An

An mehreren Orten fuhr er unter errichteten Triumphbogen hin, und ward in stolzen Inschriften bewillkommet. Mochte er aber vielleicht der Huldigungen überdrüssig seyn, oder fühlte er es, daß er die ihm vorbereiteten nicht verdient habe; genug, er gab den Römern zu erkennen, daß er keinen feierlichen Einzug wünsche, und daß folglich alle kostbaren Vorkehrungen unterbleiben möchten, welches denn auch geschah. Einen Triumphbogen wollte man ihm auf dem Platze del Popolo errichten, die Quartiere der Stadt, durch welche er fuhr, sollten erleuchtet werden; mit einem Feuerwerk, einem Concert, einem großen Schmaus, sogar mit einem Ball sollte sein Einzug gefeiert werden. Bis an das Thor del Popolo wollte das heilige Kollegium ihm entgegen gehen. Alle diese Ehrenbezeugungen untersagte Pius, allein den lärmenden Beweisen der öffentlichen Freude, die gewöhnlich viel mehr Formalitäten als Huldigungen sind, den Artilleriesalven, dem Glockengeläute, und den Erleuchtungen der vornehmsten Paläste in Rom, konnte er nicht entgehen. Aber jener laute Zuruf der Herzen, das freiwillige und umsonst gebotene Freudengeschrey eines zufriedenen Volks, alle diese Pfänder der Liebe und Erkenntlichkeit, die ein Regent tief empfinden kann und empfinden muß, erhielt er nur sparsam, und mußte es selbst bemerken. Nicht, weil das römische Volk an dem glücklichen Erfolg seiner Bemühung zweifelte, sondern weil es seine Empfindungen für den Pabst nach einem näher liegenden Interesse maß. Der ganze Kirchenstaat und die Hauptstadt vor allen klagte laut über die Theurung der täglichen Bedürfnisse, und nicht durch Stillschweigen allein hatte das Volk sein Mißvergnügen zu erkennen gegeben. Von Bologna an hörte er auf dem ganzen Wege bittere Klagen, und empfieng stark

gesag:

gesagte Bittschriften; auch der vorübergehende Enthusiasmus über seine Rückkehr, konnte jene schlimmen Eindrücke nicht bey ihm vertilgen. Wenige Tage nach seiner Zurückkunft ward der Pabst in den Straßen von Rom ausgezischt, und er wagte es kaum, zu Fuße auszugehen.

Das Kardinalskollegium und die Römer überhaupt warteten nun mit gespannter Erwartung auf den Bericht, den Pius von dem Erfolg seiner Reise erstatten würde. Allein er zögerte damit von einer Zeit zur andern, und gab nur allgemeine Versicherungen von des Kaisers frommem Eifer, und von seinem Wohlwollen gegen die Kirche. „Dieser Fürst, sagte er, hat einen großen Fond von Religion. Er hat mich versichert, und hat es mir auch bewiesen, daß er der beste Katholik auf Erden sey. Seine Rathgeber haben ihn nach dem Tode seiner verehrungswürdigen Mutter irre geleitet, aber man lasse mir nur Zeit, und es wird sich offenbaren, daß ich von dem Kaiser weit mehr erhalten habe, als man denken mag.

Das Verhalten des Pabstes stimmte mit diesen Versicherungen nicht sonderlich überein. Es schien als könnte er sich's nicht verbergen, wie wenig er in der Hauptsache gewonnen, und wie viel er sogar aus Schwachheit und Menschenfurcht von seinem eigenen Ansehen vergeben habe. Er blickte in die Zukunft, und entsetzte sich vor den Folgen, die daraus unvermeidlich entstehen müßten. Es war unmöglich, sich den schlechten Zustand der Finanzen zu verhehlen, und noch unmöglicher, nicht vorauszusehen, daß diese bei dem an allen Höfen eingeführten Oekonomiesysteme endlich auch noch die letzten Quellen, aus denen sie bisher ihre Zuflüsse erhielten, verlieren würden. Solche Betrachtungen, verbunden mit den sehr lebhaften

Aeuße-

Aeußerungen der Unzufriedenheit des Volkes, das sich mit einer Hungersnoth bedroht sah, verbreiteten über das Antlitz des heil. Vaters Düsterheit und Mißmuth. Er ließ sehr wenig Personen, und unter diesen nur Mönche, zur geheimen Audienz. Gegen seine Minister, die Kardinäle, war er äußerst zurückhaltend, und so oft diese in ihn setzten, sich über den Erfolg seiner Reise nach Deutschland zu erklären, so oft wich er einer Antwort aus. Von seinen Verrichtungen in Wien wollte er nicht einmal sprechen, und schien durchaus sehr niedergeschlagen und traurig zu seyn. Er vermied alle Gesellschaften, gieng nur manchmal in den Gärten des Quirinalpalastes spatzieren, und schien immer in traurige Betrachtungen vertieft zu seyn.

Die Kardinäle konnten sich das geheimnißvolle und versteckte Benehmen des Pabstes nicht recht erklären, und verfielen auf allerlei Vermuthungen. Endlich aber foderten sie laut, daß ihnen der heilige Vater über seine Verrichtungen am Wienerhofe Rechenschaft ablegen sollte. Sie sagten, daß er hiezu verpflichtet sey, weil das heilige Kollegium nicht allein den Senat der römischen Kirche, sondern auch die ganze Kirche Christi auf Erden vorstelle.

Erst drei Monate nach der Rückkehr machte Pius Anstalten, dem Verlangen der Kardinäle zu entsprechen. Er verlas am drei und zwanzigsten September in einem feierlichen Consistorium mit rednerischem Anstand einen hochklingenden Bericht über seine Reise, in welchem er aber fast nur der Festlichkeiten gedachte, die ihm zu Ehren veranstaltet worden waren, und der Versprechungen, die er vom Kaiser erhalten haben wollte. Allein dem heiligen Kollegium erschien dieser Bericht durchaus unbefriedigend, und es fand in ihm nur eine Bestätigung

sei-

seiner schlimmen Vermuthungen. Von den Kardinälen verbreitete sich die Unzufriedenheit unter das Volk, und die Wiener-Reise, die gleich anfangs so wenig Billigung gefunden hatte, war jetzt ein Gegenstand bitterer Vorwürfe und beleidigender Angriffe. In allen Gesellschaften hieß es ganz laut, daß noch kein Pabst so viel von seiner Hoheit und von seinem Glanze vergeben habe, als Pius auf seiner Reise nach Deutschland, und selbst bei feierlichen Anlässen konnte er es bemerken, wie mißvergnügt das Volk sey. Es war nicht mehr der gewöhnliche Zulauf, wenn er Segen ertheilte. Selbst in Pasquillen und offenbaren Schmähungen entlud sich der Unwille der Römer. Einige Zeit nach Abhaltung jenes so sehnsuchtsvoll erwarteten feierlichen Konsistoriums, welches den Ausbruch der öffentlichen Unzufriedenheit noch einigermaßen zurückgehalten hatte, fand Pius auf dem Betpult seiner Kapelle ein giftiges Blatt, das unter andern Injurien folgenden Ausdruck enthielt: „Was Gregor der Siebente, der größte aller Priester, gestiftet hat, das hat Pius der Sechste, der kleinste aller Priester, wieder zerstört.“ Der Pabst empfand diese Kränkung tief, aber mit einer Ergebung, die ihm Ehre macht. Er schrieb mit seinem Bleistift unter das beleidigende Blatt: „Das Reich Christi ist nicht von dieser Welt; er, der himmlische Kronen austheilt, raubt die irdischen nicht. Laßt uns dem Kaiser geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“

---

Sechs-

# Sechste Abtheilung.

## Ausserordentliche Naturereigniſſe.

### I.

### Basel, durch ein Erdbeben verwüstet.

### Im Jahr 1356.

Die Schweiz, dieser ehrwürdige Wohnsitz alter Freiheit und Biederkeit, erfuhr bis auf unsere Zeiten viele schauerliche Erderschütterungen. Die blühendsten Städte wurden in Schutt gelegt, die höchsten Burgen in ihren Grundfesten erschüttert. Die schrecklichste Begebenheit der Art, welche uns die Geschichte aufbewahrt hat, ereignete sich am achtzehenten October des Jahres 1356.

Eben hatte die Glocke des alten Münsterthurms in Basel zehen Uhr des Abends angekündiget, und sorglos wollten sich die Einwohner dieser Stadt dem Schlafe überlassen: da plötzlich erbebte die Erde von einem heftigen Stoß, und mit einem gewaltigen Krachen stürzte die Stadt in wenigen Minuten zusammen. Basel war eine der größten und mächtigsten Städte im ganzen Umfange Helvetiens. Fast alle Kirchen und Thürme, die Höfe der Großen, die so oft und so tapfer behaupteten festen Ringmauren — Alles lag in Schutt. Mehr als dreihundert Men-

schen wurden unter den Trümmern der eingestürzten Stadt begraben. Wochenlang fraß das Feuer unlöschbar in dem Schutte. In eben der Nacht brachen vier und achtzig Burgen der Grafen und Herren in den beiden Hochstiften Constanz und Basel zusammen. Viele hundert von den unglücklichen Bewohnern büßten dabei ihr Leben ein.

Zu jener schröcklichen Zeit lag gerade der Herzog Albrecht von Oesterreich mit der Stadt Basel im Kriege. Einer aus dem Rathe von Oesterreich erinnerte den Herzog, er könne ja jetzt die Stadt, da die Natur sie ihm geöffnet habe, ohne Widerstand einnehmen. Aber der Herzog gab die edle Antwort: „Da sey Gott vor, daß Albrecht von Oesterreich diejenigen verfolge und tödte, welche der göttliche Arm verwundet.“ Sogleich befahl er, daß vierhundert Männer vom Schwarzwald eilends nach Basel ziehen und den Bürgern helfen sollten, den Ort zu reinigen, wo ihr Vaterland gestanden hatte. Obschon einige die Stadt an einem andern Platze wieder aufbauen wollten, so beschloß doch die Mehrzahl der Bürgerschaft, an eben den Orten zu wohnen, wo bis auf diesen Zufall die langen Geschlechtsfolgen ihrer Väter ruhig und sicher gewohnt hatten. Der Herzog Albrecht unterstützte die Bürger, so wie mehrere feste und treue Eidt- und Bundesgenossen, bei dem Aufbau ihrer Stadt, nachdrücklich. Nach wenigen Jahren stand Basel schöner und größer als vorher da, so stark befestigt, wie vor Alters, und unerschrocken zum Angriff.

## II.

# Untergang des Fleckens Plürs in der Schweitz.

### Im Jahr 1618.

Der reiche Flecken Plürs in Graubünden lag an den beiden Ufern der Maira, am Fuße des Berges Conti. Unter seinen 225 Häusern waren mehrere von prächtiger Bauart. Außer seinen Fabriken, Manufakturen und Handel hatte dieser Ort noch reiche Einnahme von dem Lavezsteine, der im Berge Conti gebrochen wurde, und beinahe hundert tausend Thaler jährlich einbrachte *). Am 25 August 1618 stellte sich dort ein gewaltiger Regen ein, der fünf volle Tage anhielt, nach welchem sich der Himmel am dreissigsten August erheiterte. Allein schon in der nächsten Nacht setzte sich der Wind wieder um. Es wälzten sich nun aufs neue ganze Wolkenberge über den Komersee herüber, die bis zum dritten September mit ihren Güssen anhielten. Am folgenden Tage begann das Wetter wieder lieblich zu werden. Nachmittags fiengen, wie schon sonst geschehen war, einige Erdstücke des Berges Conti an sich loszureissen, überschütteten einige Weinberge des nahe gelegenen Dor-

*) Dieser Stein gehört zum Talkstein und ist mit dem bekannten Serpentinstein aus einerlei Familie. Man machte in Plürs schon damals Oefen, Kessel, Töpfe u. s. w. davon, wie noch gegenwärtig geschieht. Der Lavezstein ist anfangs weich, und läßt sich leicht schneiden und formen nach und nach aber verhärtet er an der Luft.

Dorfes Schilano und bedeckten etliche Häuser. Die Einwohner eines andern benachbarten Dorfes brachten zugleich die bedenkliche Nachricht nach Plürs, daß in der Gegend der Lavezgruben sich die Risse des Berges, (denn diese hatte er schon lange), zusehends vergrößerten, und daß ihre Kühe mit ängstlichem Brüllen diese Theile des Berges verließen. Die sichern Einwohner von Plürs ließen sich aber eben so wenig durch diese Nachricht, als durch das Unglück bei Schilano beunruhigen; sie spotteten vielmehr über die gutmüthige Aengstlichkeit jener Landleute; ja sie waren so sicher, daß sie sich beim Mondscheine dem gesellschaftlichen Vergnügen überließen. Die jungen Leute tanzten zu ihren Geigen, Guitarren und Mandolinen, und die alten saßen an Spiel- oder Trinktischen.

Indem Junge und Alte sorglos der Freude huldigten, (es war am vierten September 1618), rieß sich plötzlich eine ungeheure Masse des Conti los, und fuhr wie ein Blitz auf Plürs und Schilano nieder — und in dem nemlichen Augenblicke waren beide Oerter mit allem, was Othem hatte, unter dem Schutte begraben. Das Krachen ertönte schröcklich; die Erde bebte rings umher; ein dicker schwarzer Dampf mit untermischtem Feuer stieg gen Himmel empor; man glaubte den Donner von tausend Kanonen zu hören.

Niemand war im Stande, diese Schrecknisse zu deuten. In den benachbarten Cleven fielen große Staubwolken herab, und bedeckten die Straße. Die Maira blieb zwei volle Stunden aus, und man mußte befürchten, daß der Ausbruch des zurückgehaltenen Flusses alles verwüsten wurde. Die Clevener flohen auf die benachbarten Berge und harreten ängstlich dem Tage entgegen. Der Fluß hatte sich nach und nach einen neuen Weg durch den Schutt gebahnt,

und

und erschien in seinem Bette wieder, aber trübe und schlammig und mit Trümmern angefüllt. Gleich mit Tagesanbruch eilten die Clevener nach Plürs. Wer beschreibt ihr Entsetzen bei dem furchtbaren Anblicke? — Ihre Nachbarn, Freunde und Verwandte lagen tief unter der Erde verschüttet! An Rettung war nicht zu denken; denn da, wo der Schutt am niedrigsten war, hatte er doch sechszig Fuß Tiefe, und selbst von der Hauptkirche war die Spitze des Glockenthurms nicht mehr zu sehen.

Das ganze verschüttete Thal betrug eine halbe Stunde in der Länge, wiewohl es nur vierhundert Schritte breit war. Die Gewalt des Sturzes mußte schröcklich gewesen seyn, denn man fand, daß der Thurm der Marienkirche von dem linken Ufer der Maira an das rechte hinüber geschleudert worden war. Von den dritthalb tausend Einwohnern des Orts war niemand gerettet, als einige wenige Abwesende. Von dem ganzen Flecken sind jetzt nur noch ein paar Grotten, eine Kirche und ein entfernt liegendes Schloß übrig. Da, wo man ehedem Wohnungen des Reichthums und der Pracht erblickte, sieht man heut zu Tage Wiesen, Weitzenfelder und Weingärten. Auch mehrere Fremde kamen hier um, welche denselben Tag angekommen waren, um dem Hochzeitfeste in einem reichen Handlungshause beizuwohnen. Durch einen besondern Umstand wurde ein Säumer (Fuhrmann) gerettet. Er kam gegen Abend mit seinen schwer bepackten Pferden angetrieben, und wollte im Wirthshause zu Plürs übernachten; allein das erste Saumroß (Packpferd) gieng vor dem bekannten Gasthofe vorüber, und die andern Pferde folgten ihm nach. Vergebens lief der Säumer hinter drein, um sie zurück zu halten. Wie er eine beträchtliche Strecke so bergan gelaufen war, hörte er hinter sich ein entsetz-

liches Donnern und Krachen, und erblickte mit Schaudern den Untergang des Orts.

## III.

# Eine seltene Erdrevolution.

### Aus dem Jahr 1707.

Eine der sonderbarsten Revolutionen, die das in der Erde verborgene Feuer hervorbringt, ist die, daß durch dessen Kraft ungeheure Erdmassen, in der Gestalt von ansehnlichen Bergen, nicht nur auf dem festen Lande, sondern auch im Meere, zuweilen emporgehoben werden. Wird ein solcher Berg so hoch emporgetrieben, daß er über der Oberfläche des Wassers sichtbar erscheint, so entsteht damit eine neue Insel. Die Geschichte der Erdrevolutionen erzählt davon mehrere Beispiele.

Am 23sten März 1707 sah man im Meerbusen der Insel Santorin *) von ferne etwas, das einem schwimmenden Felsen glich. Die Meisten, welche es sahen, vermutheten, es möchten die Trümmer eines verunglückten Schiffes seyn. Einige Bootsleute ruderten dahin, das vermeinte Schiff näher zu sehen, allein wie erstaunten sie, als sie fanden, daß aus dem Grunde des Meeres ein Felsen hervorwuchs!

*) Die Insel Santorin, ehemals Calliſta, liegt im ägäischen Meere, oder im Archipelagus. Sie hat 10,000 Einwohner, meistens Griechen, und ist reich an Wein und Baumwolle.

wuchs! — Am folgendeh Tage lockte die Neugierde viele Menschen zu dem ungewöhnlichen Schauspiele hin, die sich alle von den Aussagen der Schiffer überzeugen wollten. Die kühnsten unter ihnen versuchten es, den Felsen zu ersteigen, aber er bewegte sich noch, und wuchs zusehends höher. Die Sache ward dadurch noch wunderbarer, daß die herrlichsten Austern an den neuen Felsenwänden hiengen, und dünne Bimssteine, die man anfangs für Zwieback hielt, darunter gemischt waren.

Zwei Tage vor dieser Erscheinung hatte ein Erdbeben die Einwohner der Insel Santorin in großes Schrecken gesetzt. Nun wurden sie die Ursache davon inne, und erfuhren auch weiter kein Ungemach, sondern die neue Insel wuchs, ohne weitere Erschütterung der benachbarten Gegend, bis zum vierten Juni fort, wo sie etwa eine halbe Meile lang, und 25 Fuß über die Meeresfläche erhaben seyn mochte. In der Nähe derselben war das Wasser so heiß, daß die Fische darinn starben. In einem ansehnlichen Umfange herum war die Bewegung des Meeres äußerst heftig, und aus dem Grunde herauf brach unaufhörlich eine solche Menge von Unreinigkeiten hervor, daß das Wasser in einem Umkreise von zwanzig Meilen gefärbt war.

Am sechzehenten Julius kamen siebenzehen schwarze Felsen aus der Tiefe des Meeres hervor, die in der Ferne das Ansehen eines Rohrbusches hatten, und sichtbar größer wurden. Anfangs waren sie von einander abgesondert, allmählich aber zeigte sich's, daß sie unterwärts zusammenhiengen; endlich vereinigten sie sich mit der neuen Insel. Der Anblick war desto außerordentlicher, da die letztere weiß, die nachgewachsene Felsengruppe aber schwarz war. Zwey Tage darauf, um vier Uhr Nachmittags, stieg zum

erstens

erstenmal ein dicker Rauch, wie aus einem brennenden Ofen, von der neuen Insel auf. Zu gleicher Zeit ließ sich ein unterirrdisches Krachen hören. Es verursachte den Einwohnern der angrenzenden Inseln ein solches Schrecken, daß sie sich auf entferntere Eilande zu flüchten anfiengen. Den neunzehnten Julius hiengen die Berge alle zusammen, und bildeten eine einzige Insel, die ein helles Feuer auszuwerfen anfieng. Die Insel wuchs immer fort, und mit ihrer Größe nahm auch der Auswurf des Feuers zu, das einen so unerträglichen Gestank verbreitete, daß in der Gegend umher die Menschen ohnmächtig wurden, oder doch eine große Beschwerde im Athemholen fühlten und zu kränkeln anfiengen. Im Monat August zog ein dicker Rauch, wie eine Wolke, über die Insel Santorin, und verdarb innerhalb drei Stunden allen Wein an den Stöcken, da nach wenig Tagen die Weinlese bevorstand.

Die weiße Insel stieg immer noch höher, die schwarze dagegen, welche ein verbranntes Ansehen hatte, nahm in der Länge zu, und beide vereinigten sich mit jedem Tage genauer. Das Feuer hatte sich Oeffnungen gemacht, aus denen es mit einem Getöse, wie von abgefeuerten Kanonen, verbrannte Steine in die Luft warf, die oft so hoch flogen, daß sie dem Auge entgiengen, und manchmal in einer Entfernung von drei Meilen wieder ans Land fielen.

Gegen Ausgang Augusts wurden die Auswürfe seltener; im September nahmen sie wieder zu; im October erfolgten sie täglich. Jedesmal war das Feuer von einem dicken Rauch begleitet, der mit Asche vermischt eine Wolke bildete, die mit mannigfaltigen Farben bemahlt schien, und sich nach und nach in den feinsten Staub auflöfete. Dieser Staub bedeckte zuletzt alle benachbarte Inseln, und vermischte

sich

sich mit dem Meere. Zuweilen flogen große Klumpen von glühender Asche, zuweilen auch hellglühende Steine in die Luft; und obgleich die letztern nur von mäßiger Größe waren, so fielen sie doch oft in großer Menge auf die kleine benachbarte Insel, und erleuchteten dieselbe so schön, daß die dabei wohnenden Landleute sich nicht satt daran sehen konnten. Während dieser Zeit war die Insel ohngefehr im Umfange drei Meilen groß geworden, und ragte etwa 40 Fuß über dem Wasser empor. Im folgenden Jahre war sie 200 Fuß hoch, eine englische Meile lang, und hatte etwa sechs Meilen im Umkreise. Bis zum Jahre 1711 nahm sie an Größe immer zu.

## IV.

# Schröcklicher Orkan in Westindien.

### Im Jahr 1780.

Westindien und seine Bewohner empfanden im Jahr 1780 die Gewalt eines Feindes, der weit furchtbarer und unwiderstehlicher wüthete, als es je die Bosheit oder Gewalt der Menschen vermag, wenn sie ihre Waffen und Kräfte vereinigen, um Zerstörungen anzurichten. Schröckliche Orkane brechen in jenen Gegenden nicht selten aus; es sind so unaussprechlich heftige, mit Regen, Blitz und Donner vergesellschafteter Stürme, daß die stärksten Bäume in die Luft fortgeschleudert, die festesten Häuser niedergestürzt, und die angebautesten und blühendsten Gegenden augenblicklich in grausenvolle Wüsten verwandelt werden.

Der

Der Orkan, der im Jahr 1780 ausbrach, war von einer so fürchterlichen Art, daß er eher einer von den letzten Schmerzen und Verzuckung der Natur zu seyn schien, als eine von den gewöhnlichen gewaltsamen Bewegungen, durch die sie immer, obgleich auf Kosten einzelner Theile, allgemeines Gute hervorbringt.

Die empörten Elemente stürmten, mit gleich ungezähmter Wuth, auf dem Lande und zur See, und verbreiteten weit umher, Entsetzen und Verwüstung, Tod und Verderben. Am meisten aber traf das Unglück die sonst blühende Insel Barbados, eine von den kleinen Antillen, welche die Engländer in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts entdeckt hatten. Sie war damals wüste und unbewohnt, und selbst ohne Spur einer vormaligen Bevölkerung. Das milde Klima derselben und der fruchtbar scheinende Boden luden zum Anbau ein, und nach Besiegung großer Schwierigkeiten fand man wirklich, daß Baumwolle, Indigo, Zucker und Taback sehr gut fortkamen. Die Zahl der Pflanzer war in wenig Jahren ziemlich ansehnlich, ohne daß die Krone das geringste zur Unterstützung derselben verwandte, und schon im Jahr 1650 sollen über fünfzigtausend Weiße und noch mehr Sklaven auf Barbados gelebt haben. Die letztern waren theils Neger, theils auf den benachbarten Inseln geraubte Karaiben, deren man sich nicht selten auf die schändlichste Art bemächtigte. Den höchsten Gipfel des Flors erreichte Barbados ums Jahr 1675, wo fünfzig tausend Weiße und über hundert tausend Sklaven daselbst waren, der Handel über vierhundert Segel beschäftigte, der Werth der jährlichen Produkte über 350,000 Pfund Sterling betrug, und das umlaufende Geld über 200,000 Pfund Sterling ausmachte. Aber eben da wurde die Insel durch einen der fürchterlich-

sten

sten Orkane heimgesucht, der sie fast ganz verheerte, und einer Menge Menschen das Leben kostete. Eine pestartige Seuche, die ums Jahr 1692 ausbrach, entvölkerte sie noch mehr, und hemmte auf lange Zeit die Wiederkehr des vorigen Wohlstandes, da auch der Boden viel von seiner vorigen Fruchtbarkeit verloren hatte.

Barbados ist indessen noch immer eine der wichtigsten Besitzungen der Engländer in Westindien. Der Fleiß der Menschen, und eine Ruhe von fünfzig Jahren, in der man von verwüstenden Orkanen frei blieb, hatten die Spuren früheren Ungemachs verwischt, als am zehenten October des Jahres 1780 die Elemente sich von neuem zum Untergange der Insel verschworen zu haben schienen. Der Orkan, welcher am Morgen jenes Tages mit einer nie gesehenen Gewalt ausbrach, dauerte beinahe ununterbrochen ohngefehr acht und vierzig Stunden. Den Nachmittag des ersten Tages wurden die Schiffe von ihren Ankern gerissen, und mußten die fürchterlichen Gefahren der stürmischen See dulden, schröcklicher, als es der älteste Seefahrer denken konnte. Und dennoch würden sie das Loos derer, die sie auf dem Lande zurückgelassen, unmöglich haben beneiden können, wenn sie ihr Schicksal gewußt hätten.

Bridgetowe, die Hauptstadt der Insel, und eine der besten im englischen Westindien, an der großen Carlisleban gelegen, der Sitz eines englischen Statthalters, empfand gleich anfangs die Gewalt der Stürme, und wurde in der schröcklichen Nacht, in welcher der Orkan fortwüthete, beinahe der Erde gleich gemacht. Selbst der Palast des Statthalters, ein Gebäude, das wegen seiner außerordentlichen Stärke und Festigkeit der Gewalt aller Jahreszeiten zu trotzen schien, vermochte dem Sturme nicht zu widerstehen.

zwar

Zwar hatte man gleich anfangs Thore und Fenster gegen alle äußere Gewalt zu verwahren gesucht, aber in der Nacht um zehen Uhr brach der Sturm durch verschiedene Theile des Gebäudes, riß das Dach ab, und tobte mit unbeschreiblicher Wuth. Von allen Seiten stürzten die Trümmern zusammen, so daß sich die Familie des Statthalters genöthiget sah, ihre Zuflucht in den unterirdischen Gewölben zu suchen; aber auch aus dieser Freystätte wurden die Geängsteten durch das hereinbrechende Wasser vertrieben, das in unaufhörlichen Regengüssen mit einer neuen Sündfluth zu drohen schien.

Nichts blieb den Unglücklichen jetzt übrig, als das freie Feld zu suchen, ein Unternehmen, das so gefahrvoll war, daß es nur von ihrer jetzigen Lage übertroffen werden konnte. Auf einige Zeit fanden sie Schutz unter den Ruinen einer alten Platform, auf welcher die Flagge aufgerichtet gewesen war. Aber auch diese, so stark sie war, mußte dem immer zunehmenden Ungestümm, und der außerordentlichen Stärke des Windes nachgeben, und drohte den unglücklichen Flüchtlingen mit augenblicklicher Vernichtung. Sie waren nun aufs neue genöthiget, sich der Gewalt des Sturms im Freien preis zu geben. Der Statthalter und die übrigen, die noch Stärke und Besinnungskraft genug hatten, sich zusammen zu halten, erreichten endlich, nachdem sie mehrmals umgeworfen und im Schlamm und Wasser herumgewälzt worden waren, eine Batterie, und flüchteten sich unter die Laveten der Kanonen. Hier saßen sie, in steter Furcht zerquetscht zu werden, denn der Sturm warf die Kanonen mit entsetzlicher Gewalt hin und her.

Die andern Häuser in der Stadt waren weit früher niedergerissen worden, und die Einwohner folglich

lich dem längern Elend einer Nacht voll unaufhörlichen Schreckens und Gefahr blos gestellt gewesen. Eine große Menge lag unter ihren Häusern begraben, und das fürchterliche Gebrüll des Ungewitters vermischte sich mit dem Aechzen der Sterbenden, mit dem Geschrei derer, die ihre verstümmelten und verwundeten Körper nicht aus den Trümmern hervorziehen konnten, und mit dem Wehklagen der Weiber und Kinder, die das Schicksal nur zu noch größern Quaalen aufbewahrt zu haben schien. Das Jammergeschrey der Unglücklichen, die ihre verlornen Freunde um Hülfe anriefen, ertönte von allen Seiten.

Der anbrechende Tag zeigte endlich eine Scene der Zerstörung, die nicht leicht ihres gleichen finden wird. Dieses schöne Eiland, das nur vor Kurzem noch im herrlichsten Grün und in der Blüthe eines beständigen Frühlings geprangt hatte, war jetzt nun ein Bild jener zerrissenen öden Polargegenden, deren traurige Wüsten in ewigem Winter begraben liegen. Die kleineren Städte hatten mit der Hauptstadt ein gleiches Schicksal erfahren, und auf der ganzen Insel soll nicht ein einziges Gebäude unbeschädigt geblieben seyn, so stark und befestiget es auch immer seyn mochte. Was der menschliche Fleiß in vielen Jahren gebauet hatte, war jetzt auf einmal zerstört; die Gebäude lagen in ihren Ruinen, die Pflanzungen waren verwüstet, und die Erdfrüchte nicht nur aus dem Boden gerissen, sondern auch so zerstreut und zerstückelt, daß kaum noch eine Spur von ihnen vorhanden war. Um das allgemeine Elend zu vermehren, mußte auch der größte Theil der Heerden auf der Insel, besonders des Hornviehes, umkommen. Die angesehensten und wohlhabendsten Familien sahen sich jetzt mit den dürftigsten einerlei Elend preisgegeben; alle waren der noch immer unerschöpften

Wuth des Sturmes überlaſſen, ohne Nahrung, Kleidung und Bedeckung.

Der Verluſt an Menſchen war ſelbſt unter den Weißen groß, aber die Schwarzen mit eingerechnet belief er ſich auf mehrere Tauſende. Außer denen, die ein Opfer der rauhen und ungeſtümmen Witterung wurden, und deren Leichen man bald fand, lagen viele unter ihren eigenen Häuſern und unter den Trümmern von andern begraben, die man nur erſt in der Folge entdeckte. Viele waren von der Gewalt des Sturmes in die See geſchleudert worden; die Wellen, welche ihre gewöhnlichen Dämme überſtiegen und die Küſte überſchwemmten, riſſen viele mit ſich fort, und vielleicht war eine eben ſo große Zahl von den Strömen Waſſers, das ſich aus den Wolken ergoß, erſäuft worden. Die Zahl der Umgekommenen läßt ſich um ſo weniger genau angeben, da man mit der Beerdigung derer, die leicht zu finden waren, eilte, um eine Peſt zu verhüten. Bei der allgemeinen Verwirrung, Zerrüttung und Noth, dachte niemand an eine Zählung der Umgekommenen.

Zur Rettung der Inſel vom gänzlichen Untergange trug es ohne Zweifel bei, daß gerade ein engliſcher General mit einem beträchtlichen Truppenkorps auf Barbados war. Die Neger, vier bis fünfmal ſtärker als die Weißen, ſuchten die allgemeine Verwirrung zu benutzen, um das Sklavenjoch abzuſchütteln, und ihre bisherigen Herren zu unterdrücken. Sie konnten auf den Beiſtand von achthundert Kriegsgefangenen rechnen, die durch das Einſtürzen der Gefängniſſe in Freiheit geſetzt worden waren. Da die Wohnung des Generals gleich anfangs zuſammenſtürzte, ſo theilte auch er mit ſeiner Familie die Noth und Gefahr der übrigen; ſein Secretair brach das

Bein,

Bein, er selbst ward an vielen Stellen verwundet, und die Baracken der Soldaten wurden vom Sturme fortgerissen. Indessen war doch der Verlust der Truppen sehr unbeträchtlich; und obgleich die Räuberey der Neger der Heftigkeit des Sturmes gleich war, so rettete doch die Thätigkeit der Offiziere, und die Wachsamkeit der Gemeinen beinahe den ganzen Vorrath an Munition und Provisionen, die zum Dienst der Flotte und der Armee bestimmt waren. Eben so glücklich traf es sich, daß gerade jetzt, da eine Hungersnoth der ganzen Insel bevorstand, und man daher von den Negern das Schlimmste befürchten mußte, der Vorrath an Lebensmitteln sehr beträchtlich war. Auch die spanischen Gefangenen auf Barbados mißbrauchten die erlangte Freiheit nicht, sondern bewiesen sich als wohlwollende Freunde der Engländer. So weit es ihre Kräfte erlaubten, sparten sie weder Arbeit noch Mühe, um den unglücklichen Einwohnern beizustehen, und die öffentliche Ordnung zu erhalten.

Das Schicksal der Verwüstung traf auch die benachbarten Inseln St. Lucia, Granada und St. Vincent. Auf der erstern wurden alle Gebäude in Schutthaufen verwandelt, alle Baracken für die Truppen fortgerissen und zertrümmert. In Granada war die Verwüstung dem höhern Grade der Cultur dieser Insel angemessen, und in St. Vincent soll kein Haus stehen geblieben seyn. Auch auf St. Dominique richtete der Orkan große Verheerungen an.

Ein trauriges Loos war denen bereitet, die sich auf den Schiffen befanden. Beim ersten Ausbruche des Orkans wurden die meisten Kriegsschiffe von St. Lucia in die See getrieben. Die Transport- Proviant- und Handelsschiffe verloren im glücklichen Falle wenigstens ihre Masten, und wurden meistens

auf

auf die Küste getrieben. Von den Kriegsschiffen, die in die offene See hinausgejagt wurden, kamen einige in den kläglichsten Umständen zurück, andere aber wurden mit der ganzen Mannschaft von den Wellen verschlungen. Zwei Kriegsschiffe, jedes von achtundzwanzig Kanonen, giengen an der Küste von Martinique verloren; alle Officiere fanden ihr Grab in den Wellen, und von dem Schiffsvolke wurden nur sehr wenige gerettet. Die Erhaltung eines dieser Schiffe, die Amazone genannt, nachdem sie von dem heftigsten Orkan umgestürzt worden war, scheint einem Wunder so nahe zu kommen, daß man es für unglaublich halten würde, wenn es sich vor längerer Zeit zugetragen hätte. Einen noch grössern Verlust erlitt das Geschwader, welches die Jamaikaflotte nach Europa begleitete. Von diesem Geschwader kam das Admiralschiff mit noch fünf andern, die meisten ohne Mast und alle untauglich, nach Jamaika zurück. Ein anderes dieser Schiffe, das 64 Kanonen führte, gieng an der Küste von Hispaniola gänzlich zu Grunde, und von dem Schiffsvolke wurden nur 50 Mann gerettet. Der Thunderer, ein Schiff mit 74 Kanonen, wurde so gänzlich von den Elementen verschlungen, daß man von seinem Schicksal auch nicht den geringsten Umstand erfahren konnte. Zwei Kriegsschaluppen und mehrere Fregatten wurden ebenfalls Opfer dieses Sturms, und verloren ihre Leute und Officiere entweder ganz oder zum Theil.

Auf den französischen Inseln in jenen Gewässern wüthete der Orkan eben so fürchterlich als auf den englischen, und sie sollen sogar noch mehr gelitten haben, Barbados allein ausgenommen. Auf der Insel Martinique wurden die meisten Plantagen verheert, eine Menge Häuser niedergestürzt, und

gegen

gegen neun tausend Menschen des Lebens beraubt. Die schöne Stadt St. Pierre, eine der besten Städte in ganz Westindien, wurde ganz überschwemmt und von den Wellen weggespühlt. Dasselbe Schicksal hatte die Stadt Basseterre auf Guadeloupe. Ohngefähr sechzig Transportschiffe, mit Munition und 2500 Truppen am Bord, die von Frankreich diesen Morgen zu Martinique angekommen waren, wurden alle in die offene See hinausgetrieben, und litten sehr viel. Verschiedene davon giengen ganz verloren, und einige geriethen in die Hände der Engländer, die mit den Franzosen im Krieg begriffen waren. Einige französische Fregatten von fünfzig und vierzig Kanonen wurden von den Wellen verschlungen, und neunzehn holländische beladene Fahrzeuge wurden an der Insel Granada zerschmettert. Auch die holländische Insel St. Eustatius entgieng den Folgen des Orkans nicht; man schätzt ihren Verlust auf 150,000 Pfund Sterling.

Unter dieser Scene des Schreckens und der Verwüstung gab der französische Statthalter, Marquis von Bouille, einen Beweis der Menschlichkeit, der bemerkt zu werden verdient. Obgleich von den Engländern feindlich behandelt, schickte er ihnen dennoch ein und dreissig ihrer Matrosen zurück, die armseligen Ueberreste von zwei brittischen Fregatten, welche an der Küste von Martinique gescheitert hatten. Er äußerte dabei, es sey ihm unmöglich, Leute als Feinde zu betrachten, die kaum einem Kampf mit der Gewalt der Elemente entronnen wären, und er bedauerte zugleich, daß der Geretteten nur so wenige wären.

Bei der weiten Verbreitung dieses Orkans über Westindien und Amerika, und zum Theil sogar über

Europa,

Europa *), kann es nicht befremden, daß auch die entferntere Insel Jamaika **) nicht unbeschädigt blieb. Der Orkan, welcher daselbst wüthete, hatte aber manches Eigenthümliche. Er brach eine Woche früher als zu Barbados aus, und wurde zugleich von einem Erdbeben und einem außerordentlichen Anschwellen der See begleitet, der ihn noch fürchterlicher und gefährlicher machte. Aber seine Wirkungen waren glücklicher Weise in engere Grenzen eingeschlossen, und die Opfer seiner Rache waren vornemlich die vier Kirchspiele Westmoreland, Hannover, St. James und Elisabeth.

Es war am dritten October, als die unglücklichen Einwohner von Savanna la Mar (damals einer

---

*) Zu eben der Zeit, da dieser Orkan in Westindien wüthete, litt der schöne Landstrich zwischen London und Richmond, an beiden Seiten der Themse, sehr viel von einem Sturmwinde von einer so besondern und fürchterlichen Art, als man in diesem Lande und unter diesem Himmelsstriche nicht leicht erfährt.

**) Jamaika hatte schon mehrmals durch Orkane und Erdbeben gelitten, besonders 1692. In diesem Jahre brach ein so schröckliches Erdbeben aus, daß beinahe die ganze Oberfläche der Insel eine andere Gestalt bekam, alle Häuser einstürzten, alle Pflanzungen vernichtet wurden, und gegen 13000 Menschen ihr Grab fanden, welche Anzahl durch eine auf das Erdbeben folgende Seuche noch um vieles vergrößert wurde. Die reiche und blühende Hauptstadt der Insel Port-Royal, die 2000 sehr schön gebaute Häuser und einen der besten Häfen in der Welt hatte, gieng damals völlig zu Grunde. Kaum war sie wieder aufgebaut, so wurde sie, 10 Jahre nach jenem Unfall, durch eine Feuersbrunst in die Asche gelegt. Ein drittes Unglück betraf sie im Jahr 1722, wo ein schröcklicher Orkan sie wieder in einen Steinhaufen verwandelte. Seitdem begab sich der größte Theil der Einwohner nach Kingston.

einer ansenlichen Handelsstadt auf dem südlichen Ufer der Insel, in dem Kirchspiele Westmoreland) mit Entsetzen sahen, wie sich das Meer erhob und seine Wogen sich wälzten. Plötzlich zerriß es auf einmal alle Dämme, überstieg alle Hindernisse, überschwemmte die Stadt, und riß, als es wieder zurück trat, alles so völlig mit sich hinweg, daß man nicht die geringste Spur von Menschen, Vieh oder Wohnung mehr sah. Ohngefähr dreihundert Personen, Weiße und Neger, kamen in dieser schröcklichen Ueberschwemmung um. Die See floß eine halbe Meile über ihre gewöhnliche Grenzen, und das Unglück kam so plötzlich und unvermeidlich, obgleich am hellen Tage, daß von zehen Weißen und ohngefähr vierzig Negern, die in Einem Hause wohnten, und Einem Herrn gehörten, auch nicht ein einziger übrig blieb. Doch dieß war nur das Vorspiel einer gleich darauf folgenden ausgebreiteteren Verwüstung. Wo die See nicht hinreichen konnte, wüthete das Erdbeben und der Orkan eben so unaufhaltsam. Beide ließen kaum ein Haus oder Gebäude von irgend einer Art in den beiden erstgedachten Kirchspielen, und in einem beträchtlichen Theile der beiden andern stehen, besonders in dem Kirchspiele St. James. Eine große Menge weißer Einwohner, und folglich eine weit größere Anzahl Neger, kam durch den Sturmwind um. Die Lebensmittel wurden ganz verdorben, und den Heerden gieng es nicht viel besser. Der reiche und angebaute Boden wurde an vielen Orten mit Haufen von Unrath bedeckt, den keine nützliche Arbeit hinwegschaffen konnte, und der das Land auf immer unbrauchbar machte. So ward eine Menge Leute, die im Ganzen sehr wohlhabend waren, mit einem Augenblicke in die äußerste Dürftigkeit und namenloses

Elend gestürzt. Ihre Entfernung von den übrigen bewohnten Theilen der Insel machte ihr Schicksal noch bedaurenswürdiger: da war kein Freund oder gütiger Nachbar, bei dem man eine Freistadt hätte suchen können, denn alle waren gleich elend. Der Schaden in Westmoreland allein wurde auf 700,000 Pfund Sterling geschätzt. In dem Kirchspiele Hannover war der vierte Theil der Besitzungen auf immer verloren, und der Verlust in den beiden andern Kirchspielen war sehr ansenlich.

Die Bereitwilligkeit, den Unglücklichen Hülfe zu leisten, äußerte sich auf eine rühmliche Weise. Privatpersonen und die englische Regierung wetteiferten, dem allgemeinen Elend zu steuern. Die Kaufleute von Kingston, der Hauptstadt von Jamaika, schossen sogleich zu der ersten Unterstützung der Verunglückten zehen tausend Pfund Sterling zusammen, und sandten ihnen Kleidung und Lebensmittel, deren sie am bedürftigsten waren. Das brittische Parlament bewilligte, mitten in einem höchst verderblichen und unglücklichen Kriege mit seinen Kolonien und fremden Völkern, achtzigtausend Pfund zur Unterstützung der unglücklichen Bewohner von Barbados, und vierzigtausend für Jamaika. Die großmüthigen Wohlthaten einzelner Personen waren der öffentlichen Freigebigkeit gleich.

# Siebente Abtheilung.

# Historische Kuriositäten.

## 1. Wittwensteuer.

Hidda, eine Gräfinn von Eilenburg, Wettin und Seuselitz, blieb zeitlebens unverheurathet. Sie verordnete im Jahr 1017, daß alle Wittwen, welche wieder heurathen wollten, sie mochten entweder aus der Stadt oder aus ihrem Gebiete seyn, jedesmal auf das Schloß oder in das Amt einen Beutel ohne Nath, und darinn zwey Schreckenberger (nach heutigem Gelde sieben Groschen vier Pfennige), nebst einigen Zweiern für den Gerichtsknecht, bei Strafe eines neuen Schocks, einliefern sollten. Durch dieses Gesetz hoffte sie die zweite Ehe zu verhindern, weil niemand einen solchen Beutel würde erfinden und darreichen können. Allein die Liebe ist erfinderisch. Man schnitt den Schaafen die Beutel aus, und brachte sie mit dem vorgeschriebenen Gelde. Späterhin lieferte man gestrickte Beutel. —

Diese Gewohnheit gilt noch jetzt; kein Prediger auf dem Berge von Eilenburg darf eher eine Wittwe trauen, bis sie das gehörige Geld abgetragen hat. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist in neuern

 Zeiten

Zeiten der Beutel erlassen, und in Geld verwandelt worden.

## 2. Strafe des Ehebruchs.

In ältern Zeiten wurden in verschiedenen deutschen Provinzen allerlei Verbrechen, besonders der Ehebruch, so bestraft, daß derjenige, der dessen überwiesen war, ein öffentliches Gebäude, oder einen Theil desselben, auf eigene Kosten bauen lassen mußte. In Strehla wurde im fünfzehenten Jahrhundert einem Töpfer, der wider das sechste Gebot gesündiget hatte, die Strafe auferlegt, eine neue Kanzel zu bauen. Er verfertigte sie sehr künstlich aus lauter Kacheln, und brachte viele Figuren an. Um eben diese Zeit mußten in Zeiz zween Schuhmacher, die das nemliche Verbrechen begangen hatten, den Thurm auf dem dasigen Kauthause bauen lassen *).

## 3. Der Marcipan.

Im Jahr 1407 war ein so kalter Sommer, daß alle Früchte verdarben, und eine so große Hungersnoth entstand, daß die Menschen Heu und Gras essen mußten, und der Bissen Brod in Sachsen, wie eine wälsche Nuß groß, drei Pfennige (damals viel Geld) kostete. Diese kleinen Brödchen nannte man Markusbrödchen, und man buk sie zum Andenken

*) Es wäre zu wünschen, daß in unsern Zeiten diese Art von Strafen wieder eingeführt, und vorzüglich reichern Sündern auferlegt würde. Es würden dann in vielen Städten und Dörfern öffentliche Gebäude, Kirchen, Straßen u. s. w., die durch Vernachlässigung ihrem Untergang nahe sind, besser aussehen.

denken der betrübten Zeit in der Folge am Markustage, wo sie dann, reich gewürzt, den Namen Marcipan erhielten.

## 4. Vermählung einer regierenden Fürstinn mit einem Bauer.

Im achten Jahrhunderte regierte in Böhmen ein Fürst mit Namen Croc. Er hinterließ bei seinem Ableben drei Töchter, die sich mit einander um die Krone stritten. Die älteste, wie die Geschichte sagt, hatte sich auf die Arzneikunde, die zweite auf die Sternkunde, und die dritte, Namens Libusa, auf die Regierungswissenschaft gelegt. Dieser, als der klügsten, ob sie gleich die jüngste war, trugen die Großen und das Volk einstimmig die Krone an. Libusa nahm dieselbe an, und erwählte sich zu ihren Ministern zwo Frauen von vornehmem Adel und ausnehmender Klugheit. Sie war auch die erste Beherrscherinn von Böhmen, welche Münzen mit ihrem Stempel prägen ließ. Auf der einen Seite dieser Münzen war die Sonne, und auf der andern diese Fürstinn selbst, wie sie auf dem Throne saß, und die Krone auf dem Haupte, den Spinnrocken aber zwischen den Füßen hatte, abgebildet.

Schon hatte sie dreizehen Jahre regiert, und das Volk schätzte sich glücklich, von ihr beherrscht zu werden, als man anfieng laut zu wünschen, daß sie einen Thronerben haben möchte. Allein Libusa, die schon mehrmals vorher die Bewerbungen der vornehmsten Herren ausgeschlagen hatte, wünschte ihrer Seits lieber ihr Leben ferner im ledigen Stande fortzusetzen, oder besser zu sagen, sie wünschte die Augen ihrer Unterthanen über eine Zuneigung zu täuschen, die sie an den Tag kommen zu lassen,

Bedenken trug. Doch unvermuthet änderten sich die Umstände. Einer von den Großen des Reichs, welcher über ein Urthel, das sie wider ihn gesprochen hatte, mißvergnügt war, stellte es als eine schimpfliche Erniedrigung vor, sich von einem Frauenzimmer beherrschen zu lassen. Da diese Rede hie und da Eingang fand, so wurde die Fürstinn von neuem, und zwar dringender als zuvor, gebeten, sich einen Gemahl zu wählen, mit dem sie die Last der Regierung theilen könnte.

Libusa machte sich hierauf das Vorurtheil, das man von ihr hegte, daß sie nemlich einen vertrauten Umgang mit der Gottheit hätte, zu Nutze. Insgeheim ließ sie ein Pferd abrichten, daß es gewöhnt wurde, Tag für Tag nach dem Hause eines Ackermanns zu laufen, den sie schon in ihrer Jugend, und ehe sie den Thron bestiegen, gekannt hatte. Da nun ihr Herz schon so lange für diesen Mann eingenommen gewesen war, so hatte sie nur immer auf eine günstige Gelegenheit gewartet, ihre Neigung zu befriedigen. Sie glaubte, dieselbe nun gefunden zu haben, und weil sie entschlossen war, die Tugend dieses Mannes, der Przemysl hieß, oder wie die lateinischen Geschichtschreiber ihn nennen, Primislaus, zu krönen, so gerieth sie auf den Einfall, ihn zu ihrem Gemahl zu machen. Zu dem Ende ließ sie die Vornehmsten von ihrer Nation zusammenkommen, und that ihnen die Erklärung, sie wäre Willens, sich zu vermählen, aber die Wahl ihres Gemahls wolle sie dem Schicksale überlassen. „Bringt mir mein Pferd her, sagte sie hierauf, und wählet unter euch zehen Abgeordnete, die dem Pferde nachreiten, bis es bei einem Ackermann stehen bleibt, der an einem eisernen Tische seine häusliche Mahlzeit hält. Der ist es, den der Himmel

dazu

dazu ausersehen hat, daß er mein Gemahl und euer Beherrscher seyn soll."

Das Pferd und die Abgeordneten brachen zugleich mit einander auf. Das Pferd lief vor ihnen her, und nahm, wie es gewohnt war, seinen Weg nach dem Wohnorte des Primislaus. Kaum wurde es diesen gewahr, so verdoppelte es seine Schritte, und stürzte, wie es ihm nahe war, vor ihm nieder, als wenn es ihm seine Ehrfurcht bezeugen wollte. Die Abgeordneten, die dieß sahen und die Ursache davon nicht wußten, staunten darüber, als über ein Wunder, fielen vor dem Wundermann auf die Kniee nieder, überreichten ihm alle Insignien der landesherrlichen Oberherrschaft, und riefen ihn zum Herzoge von Böhmen und zum Gemahl der Libusa aus. Primislaus aß eben damals Käse und Brod, welches auf dem Eisen seiner Pflugschaar lag; da war dann nicht nur die häusliche Mahlzeit, sondern auch der eiserne Tisch, von dem die Fürstinn gesagt hatte. Primislaus brach sogleich mit den Abgeordneten auf, um sich nach Hofe zu verfügen. Die Großen, das Volk und Libusa selbst kamen dem neuen Regenten entgegen, und sobald letztere ihn ansichtig wurde, ritt sie auf ihn zu, umarmte ihn, und setzte ihm die Krone aufs Haupt.

Dieser Fürst machte auch der Wahl seiner Gemahlin keine Schande. Er erwarb sich durch verschiedene gute Einrichtungen und Gesetze Verdienste um sein Volk, und soll derjenige gewesen seyn, der den Anfang mit der Erbauung der Hauptstadt des Landes, der Stadt Prag, machte.

## 5. Proben sonderbarer Verschwendung aus den Ritterzeiten.

### Raimund der Fünfte, Graf von Toulouse, hielt

hielt zu Ende des zwölften Jahrhunderts einen feierlichen Hof, um den König von Arragonien, und Raimund, Herzog von Narbonne, mit einander auszusöhnen. Bei dieser feierlichen Versammlung suchte jeder der vornehmen Anwesenden den andern an Pracht, Freigebigkeit, oder eigentlicher an Verschwendung zu übertreffen. Der Graf von Toulouse theilte für dieß Zeitalter ungeheure Summen unter die Ritter und Knappen aus, aber von seinen Gästen thaten sich folgende auf eine recht ausschweifende Art hervor. Bertrand Rambaud ließ ein ganzes Feld nahe am Schlosse umpflügen, und darinn an Deniers und andern kleinen Münzsorten für 30000 Unzen Silbers an Werth aussäen. Wilhelm le Gros de Martel ließ in der Küche alle Speisen fur die ganze Gesellschaft, die aus etlichen tausend Personen bestand, bei Wachslichtern bereiten. Endlich verbrannte Raimund de Venois, der seine Reichthümer auf keine schicklichere Art zeigen konnte, dreissig von seinen besten Pferden, vor den Augen des ganzen Hofstaates.

Die neuern Zeiten sind zwar nicht so reich an ähnlichen Ausschweifungen, aber zuweilen finden sich doch in der Geschichte Beispiele, die ein gleicher ritterlicher Taumel belebte. Am Ende des vierzehenten Jahrhunderts verbrannte Kolin Kamphel in Schottland, mit dem Zunamen des Wunderbaren, seine eigene Wohnung, bei einem Besuche des Lord O'Neil aus Irland, damit dieser bei der Rettung seiner Güter, seine Schätze und kostbaren Feldequipagen zu sehen bekäme. James Hay, Graf von Karlisle, und Abgesandter Jakobs des Ersten in Frankreich, zeigte fast auf gleiche Art, bei seinem Einzuge in Paris, seines Herrn Reichthümer. Er und sein Gefolge waren überaus reich und prächtig gekle-

gekleidet, doch zeichnete sich sein Reitpferd vorzüglich aus. Der Hufbeschlag desselben war von Silber, aber so los befestigt, daß bei jeder Courbette ein oder zwei Stücke davon unter das versammelte Volk flogen, und hinter demselben folgte ein Hufschmied, mit einem ganzen Sacke voll von gleichem Metalle, die dem Pferde in aller Geschwindigkeit wieder aufgelegt wurden.

## 6. Französische Sitten und Gebräuche, aus frühern Jahrhunderten.

I. Gegen die Mitte des sechzehenten Jahrhunderts war es in Frankreich den Bischöfen nicht erlaubt, ihren Bart wachsen zu lassen; dagegen war der Bart aber ein wesentlicher Schmuck für jeden Gesandten. Antonius Caraccioli, Sohn des Marschalls Caraccioli, war zum Bischofe von Troyes ernannt. Weil ihn Heinrich der Zweite zu einer Gesandtschaft bestimmt hatte, so ließ er sich nicht rasiren, ohngeachtet er damals sein Bisthum in Besitz nehmen sollte. Aus Furcht aber, daß sein Bart seiner Aufnahme als Bischof Hindernisse in den Weg legen möchte, bewog er den König, desfalls an das Kapitel zu Troyes zu schreiben. Der Brief lautet folgendergestalt: „Liebe Getreue, da wir vermuthen, daß ihr gesonnen seyd, unserm lieben und getreuen Vetter Antonius von Caraccioli, eurem Bischofe Schwierigkeit zu machen, ihn in eurer Kirche anzunehmen, bevor er seinen Bart habe abnehmen lassen; so haben wir gegenwärtiges Euch zugehen lassen, um euch zu bitten, daß ihr auf diesem Vorhaben nicht bestehen, sondern uns zu Gunsten, eine Ausnahme von der Regel machen möget, dieweil wir entschlossen sind, gedachten euren Bischof in Kurzem in unsern Angelegenheiten außerhalb Landes zu schicken,

und

und sehr wünschen, daß er diese Reise nicht ohne besagten Bart unternehmen möchte. Wir halten uns überzeugt, daß ihr dieses thun werdet, und fügen deshalb nichts weiter hinzu, als die Versicherung, daß es Uns sehr angenehm seyn wird, wenn ihr unserm Begehren willfahret."

II. In Frankreich durften die Leibeigenen, ohne Erlaubniß ihres Herrn, sich weder verheurathen, noch seine Güter verlassen; ja es stund ihm sogar frei, sie eben so, wie seine Ochsen, seine Kühe und seine Pferde, zu verkaufen oder zu vertauschen. Ein gewisser Edelmann in der Normandie fand ein Vergnügen daran, sich durch sonderbare Einfälle bekannt zu machen. Er versammelte im Junius alle seine heurathsfähigen Leibeigenen beiderlei Geschlechts, und ließ sie trauen, dann ließ er ihnen Wein und Fleisch reichen, er setzte sich mit ihnen zu Tische, trank, aß und ergötzte sich mit ihnen; aber die verliebtesten Paare zwang er, gewisse komische Bedingungen zu erfüllen. Einige mußten die Brautnacht im Gipfel eines Baumes feiern; andere mußten nackend, im bloßen Hemde, zwei Stunden im Flusse zubringen, und in diesem seltsamen Brautbette mußte der Bräutigam der Braut den jungfräulichen Gürtel lösen. Einige mußten sich an einen Pflug spannen, und einige Furchen ziehen; andere mit gleichen Füßen über Hirschgeweihe springen u. s. f. Er hatte eine Nichte, die in einen jungen Mann aus seiner Nachbarschaft verliebt war, und von ihm gleichfalls im höchsten Grade geliebt wurde. Der Oheim wollte aber nicht anders in ihre Heurath willigen, als unter der Bedingung, daß der Liebhaber, ohne auszuruhen, die Nichte bis auf den Gipfel eines Berges tragen sollte, den man aus den Fenstern seines Schlosses sehen konnte. Hoffnung

und Liebe überredeten den jungen Menschen, seine Last werde leicht seyn; wirklich trug er auch, ohne auszuruhen, seine Geliebte bis an die bestimmte Stelle; allein eine Stunde nachher starb er an den Folgen dieser Anstrengung; seine Geliebte folgte ihm einige Tage nachher aus Schmerz und Kummer. Zur Abbüßung für dieses Unglück, welches er veranlaßt hatte, stiftete der Oheim auf dem Berge eine Prioxei, die bis auf unsere Zeiten den Namen Prioxei der beiden Liebenden führte. Sie liegt vier Meilen von Rouen.

III. Gilles le Maitre, erster Parlaments-Präsident unter Heinrich dem Zweiten, bedung sich in einem Pachtkontracte über sein nahe bei Paris gelegenes Gut, ausdrücklich aus: die Pachter sollten an den vier großen Festen und zur Weinlesezeit einen bedeckten Karren mit frischem Stroh versehen, schicken, um seine Frau und Tochter darinn abzuholen; ingleichem einen Esel oder Eselinn, auf welchem die Kammerjungfer reiten sollte. Der Herr Präsident ritt dann auf einem Maulesel voran, und sein Schreiber begleitete ihn zu Fuße.

IV. Der Titel: Baron, war ehedem in Frankreich so sehr geachtet, daß man selbst die Heiligen, aus andächtiger Verehrung, mit demselben belegte. „Er legte, sagt Froissard von Jemand, vor dem gebenedeieten Leibe des heiligen Barons St. Jacob, sein Gelübde ab.“

V. Die Heurath König Ludwigs des Dreizehenten mit der Infantinn Anna von Oesterreich war vielen Schwierigkeiten ausgesetzt, und es ward in Frankreich für und wider diese hohe Verbindung vieles geschrieben. Außer mehreren Gründen, deren man sich zum Beweise bediente, daß diese Heurath sehr schicklich sey, setzte man die wunderbare Ueber-

einstimmung, die sich zwischen beiden Theilen fand, ins Licht. Der Name Loys de Bourbon enthält 13 Buchstaben; der Prinz war 13 Jahre alt, als die Heurath beschlossen wurde; er war der 13te König von Frankreich, der den Namen Ludwig führte. Der Name der Infantinn (Anne d'Autriche) enthält gleichfalls 13 Buchstaben; sie war 13 Jahre alt, und die 13te Infantinn dieses Namens im spanischen Hause. Anna und Ludwig waren von einerlei Wuchse, von einerlei Stande, und beide in dem nemlichen Jahre und Monate gebohren. Nichts war in diesen Zeiten gemeiner, als solche kindische Spielereien mit Namen und Zahlen. So gab auch Heinrich der Zweite Veranlassung zu folgender sonderbaren Kombination. Er ward gebohren 14 Jahrhunderte, 14 Dekaden und 14 Jahre nach Christi Geburt. Am 14 December kam er auf die Welt, und am 14 May kam er um. Er hat gelebt viermal 14 Jahre, viermal 14 Tage, 14 Wochen, und sein Name Henri de Bourbon enthält 14 Buchstaben.

VI. Im 17ten Jahrhundert war es in Frankreich noch sehr gebräuchlich, wenn man einen Freund besuchte, mit ihm und seiner Gattinn in Einem Bette zu schlafen. Ludwig der Dreizehente schlief oft bei dem Connetable de Luynes; allein, ob er gleich in die Gemahlinn desselben verliebt war, so ruhte er doch mit ihr auf Einem Kissen, ohne Gedanken und ohne Begierden, denn seine Liebe war immer nur geistig, eine ächte Seelenliebe. Ein schönes Frauenzimmer ansehen, und mit ihr reden können, war sein höchster Genuß.

## 7. Ursprung des Spießruthenlaufens bei den Soldaten.

Die barbarische Strafe des Spießruthenlaufens rührt aus den barbarischen Zeiten des Mittelalters her. Zu Kaiser Karls des Fünften Zeiten waren die kriegerischen Strafen blutig und unmenschlich; sie betrafen aber nicht sowohl den eigentlichen Soldaten, sondern nur den gemeinen Knecht, und zwar nicht für ein Versehen im Dienst und zur Einschärfung der Subordination, sondern für eigentliche Verbrechen, für böse und schändliche Handlungen. Eine Strafe dieser Art war das Laufen gegen den Spieß. Diese Strafe zwang den Verurtheilten, in die ausgestreckten Spieße seiner Kameraden hinein zu laufen, und so zu seiner Ermordung selbst mitzuwirken. Ein alter militärischer Schriftsteller, Johann Fronsberger, hat von dieser Exekution folgende Beschreibung hinterlassen.

Wenn einer von den Lanzenknechten ein schweres Verbrechen begangen hatte, so versammelte der Hauptmann, zu dessen Rotte er gehörte, sein Häuflein, erzählte demselben die verübte Frevelthat und bat inständigst, den Malefikanten zum Laufen gegen den Spieß zu verurtheilen. Hat nun die Mehrheit für die Verurtheilung des Unglücklichen gestimmt, so bedanken sich die Fähndrichs (Fahnenträger) bei dem gemeinen Mann, daß sie so willig, so ehrlich und ehrhaftig gewesen, gut Regiment zu stärken und zu erhalten. Dann werfen sie ihre Fähnlein dreimal in die Höhe, und ziehen, unter Trommel und Pfeifen, mit dem Häuflein gegen den Aufgang der Sonne. Unterdeß sie hier eine Gasse bilden, läßt der Profoß den armen Menschen beichten. Ist die Beicht vollendet, so führt der Profoß

den Gefangenen vor die Gasse, und befiehlt den Trommelschlägern, die Trommeln dreimal zu rühren. Alsdann warnt er einen Jeden, die Gasse wohl zu bewahren und fest zu verschließen; denn wer eine solche Lücke läßt, daß der Delinquent herausschlüpfen und entrinnen könnte, der sollte statt desselben die Todesstrafe leiden. Wenn dieß geschehen ist, so führt der Profoß den Unglücklichen dreimal in die Gasse auf und nieder, damit er einen Jeden seiner Kameraden um Verzeihung und Versöhnung bitte, wenn er ihn je im Leben mit Wort und That beleidigt haben sollte. Er selbst verzeiht ebenfalls einem Jeden die, ihm etwa zugefügten Beleidigungen. Eben so sprechen ihm auch die Fähndriche Trost und Muth zu, und ermahnen ihn, tapfer und unverzagt zu seyn; die Lanzenknechte sollen ihm auf halbem Wege entgegen laufen, ihn mit den Spießen auffangen, und so entledigen.

Die Trommel wird wiederum dreimal gerührt, die Fähndriche stellen die Leute in doppelte Reihen, und befehlen, die Spieße vorzustrecken. Hierauf ermahnen sie, daß Keiner alten Groll und Haß in seinem Herzen hegen, und jetzt ehemals zugefügten Schaden rächen soll. Die Fähndriche stellen sich so, daß sie mit dem Rücken gegen die Sonne stehen, und die Spitze des Fähnleins dem armen Menschen zukehren. Nun legt der Profoß demselben die Ketten an, nimmt Abschied von ihm, bittet für alles zugefügte Unrecht um Verzeihung, und wendet sich dann an die Lanzenknechte. Diese bittet er, nicht auf ihn zu grollen, daß er ihren Kameraden zum Tode aufbewahrt und geführt habe, er habe dieß wegen des Regiments thun müßen; sie ihrer Seits möchten nun den armen Mann schnell und geschwind entledigen. Er stellt denselben hierauf zwan-

zig

zig Schritte vor die Reihen, entblößt ihm den Oberleib und gibt ihm drei Streiche auf die rechte Achsel, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Zuletzt kehrt er ihn mit dem Gesicht gegen die Spieße und sagt ihm dann: „Armer Mensch, gehe tapfer d'rauf los!“ — Mit einem starken Anlauf mußte sich dann der Unglückliche in die Spieße stürzen. Die Lanzenknechte kamen ihm einige Schritte entgegen, um die Spieße mit desto größerem Nachdruck in die Brust zu stossen.

Wenn der Entseelte keine Spur des Lebens mehr zeigte, so fiel alles auf die Knie, und that ein kurzes Gebet, seiner armen Seele zum Trost. Darauf stellten sich die Lanzenträger in eine Reihe, und zogen dreimal um den Körper des Getödteten herum. Die Schützen schoßen dreimal ab, und schloßen mit den Lanzenierern einen großen Kreis. Der Profoß stellte sich in die Mitte desselben, und dankte für die so gut beobachtete Ordnung. Der Leichnam ward in eine Grube geworfen, und Jeder kehrte nach seiner Behausung zurück.

Von dieser harten und grausamen Strafe hatte unser Spießruthenlaufen sein Entstehen und seinen Namen: eine entsetzliche Strafe, die jetzt in allen deutschen Heeren aufgehört hat. Noch vor zehen Jahren war sie fast allenthalben üblich. Sie empörte jedes sittliche Gefühl, erniedrigte den Gemißhandelten tief unter die Würde des Menschen, und machte ihn niederträchtig. König Friedrich Wilhelm der Dritte von Preußen war der Erste, welcher diese unmenschliche Strafe abschaffte; ihm folgten bald die übrigen deutschen Fürsten nach.

## 8. Ein

## 8. Ein Justizmord, als Wirkung der Folter *).

Dieweil ich zu Buzbach in die Schule gieng (ohngefehr 1519) begab sich ein böser Fall, der wohl zu behalten ist. Nemlich also. Bei Weilburg auf einem Dorf Eschershausen genannt, wohnten zwei Edelleute, der eine hieß Marquart von Wertorf, der andere Henn von Wertorf. Und weil Henn noch kein Weib hatte, zog er von seinem Bruder, Marquart, und ließ ihm die Haushaltung; sagte, er wollte sich in der Welt umsehn, und etwa bei einem Herrn Dienst suchen; zog also davon, daß Marquart nie erfahren kounte, wo sein Bruder hingekommen wäre.

Er war aber weit aus dem Lande, in Preußen, gekommen, und hatte den Seinigen niemals geschrieben, wo er sich enthalten thäte. Nun war ein loser leichtfertiger Mann, der nichts that, denn müßig gehn, spielen und beim Saufen liegen; der hieß Henn Schuz, und wohnte auf einem Dorfe, das zwischen Buzpach und Weilburgk liegt, und heißt Kräftelbach. Dieser kam bei den Freunden des Herrn Wertorfs in Verdacht (aus was Ursachen weiß ich nicht) als hätt' er den Henn von Wertorf ermordet. Darum ward er gefangen, torquirt und also gemartert, daß er bekannte: Er und sein Va-

ter,

---

*) Erzählt von Daniel Greser, zweitem lutherischen Superintendenten in Dresden, in der Nachricht von seinem Leben, die er 1587 unter dem Titel drucken ließ: Historia und Beschreibungen des ganzen Lauf des Lebens, wie nemlich ich Daniel Greiser (im ganzen Buche heißt er Greser), Pfarrer und Superintendens zu Dresden, meinen Curriculum vitae vom 1504 Jahre an, bis ins jezt laufende 1587 Jahr, als nunmehr ein 82jähriger Greis, durch göttliche Gnad geführet habe.

ter, der nun gestorben wäre, die hätten den Edelmann in dem Walde, der bei Kräftelbach liegt, dadurch die Straße geht, ermordet und in den Wald begraben.

Derwegen führte man ihn in den Wald, daß er anzeigen sollte, wohin sie ihn begraben hätten; zeigte auch eine Stelle und sagte: Mich dünkt, hieher haben wir ihn begraben. Man grub ferner und suchte ihn tief in der Erden; aber man fand keinen Todten, da zeigte er eine andere Stelle, und sprach: Da schlagt ein und suchet, ob ihr ihn da finden möget! Aber man fand an diesem Ort auch keinen Todten und solches geschah zum drittenmal. In Summa, da man nichts fand, da führte man den Henn Schützen wieder ein zu Gefängniß, und torquirte ihn wieder aufs allergeschwindeste, daß er sagen sollte, dessen und kein anders, wohin er, samt seinem Vater, den Henn von Wertorf begraben hatte. Dieweil er sich denn nun befahrte, so er leugnen würde, daß man ihn viel übler martern und foltern möchte, so bestand er darauf und sagte: Er habe ja (allerdings) mit seinem Vater diesen Edelmann helfen ermorden und ihn in Wald begraben, aber weil es nun lang wäre, so hätte er die Stelle vergessen. Da führte man ihn aus, und hielt Halsgericht über ihn, und gab ihm das Recht, daß er sollte geradbrecht werden; aber er ward erbeten, daß es ihm noch zum Schwerdte kam.

Als er nun sollte niederknieen, da sprach er: Nun ich soll und muß jetzt sterben, als der ich den Edelmann ermordet sollte haben; aber ich will es auf mein Theil Himmelreichs nehmen, daß ich diesen Edelmann mein lebelang nicht gekannt habe; weiß auch nicht, wer er ist; hab' ihn die Zeit meines Lebens mit Augen nicht gesehen, oder will nimmer-

mermehr selig werden. Da sagte der Scharfrichter *) zu den Anklägern: sie sollten hören, was der arme Mann sagte. Aber der eine Edelmann, so ihn zu Haften gebracht und richten ließ, der antwortete und sagte zum Scharfrichter: Das Recht giebt ihm den Tod, das Urtheil ist gefällt, der Stab gebrochen, thu du, was deines Amts ist.

Da nun der arme Mann niederkniete, sprach er noch einmal: Er wollte es auf seine Hinfahrt nehmen, daß er den Mann mit Augen nie gesehen hätte; und sagte weiter: Ich verhoffe, meine Unschuld soll an Tag kommen, und der Edelmann soll, ob Gott will, lebendig wieder kommen, ehe mich die Raben und die Vögel werden gefressen haben; — kniete also nieder, ließ sich enthaupten, und ward nachmals aufs Rad gelegt, und der Kopf oben über gesteckt.

Als ich nun von Butzpach, die Woche nach Mauritie aus der Schule heim gen Weilburg gieng, habe ich den Henn Schützen auf dem Rad liegen sehen, denn die Straße gieng bei seinem aufgerichteten Rade vorüber. Was geschieht aber? der Edelmann Henn von Wertorf kam wieder, ehe denn vier Wochen um waren, und machte Gott den Wunsch des unschuldigen Mannes wahr, denn es geschah, daß er in seinen Wünschen zu seiner Entschuldigung von Gott erhört wurde. Da nun Henn von Wertorf wieder kommen war, da vertrugen sich seine Freunde mit des Gerichteten hinterlassenen Weib und Kindern, und gaben ihnen Geld dafür. Den todten Körper aber nahm man vom Rade, und begleitet ihn mit Pfarrern und Schülern und bestatte-

te

*) Es ist merkwürdig, daß bei mehrern dergleichen Fällen der Scharfrichter — am barmherzigsten gewesen ist.

te ihn auf den Kirchhof ehrlich zur Erde; denn dem armen Menschen war Unrecht geschehen.

## 9. Aus alten Chroniken.

Als Anno 1541 Peter zum jungen Orten Sohn nach Erfurt zoge, und alldorten studirte, hatte er zum Hofmeister Classen Greffenrode von Lindenfels; diese verzehrten in einem Jahr mit einander 23 Gulden und vier Groschen, und hatte der Hofmeister drei Gulden zu Lohn, wie die darüber geführte Rechnung noch bei der Familie vorhanden. (Lerßners Chronik von Frankfurt am Main 1706, S. 549.)

Anno 1542 hat es an gelehrten Leuten gefehlt, daß man etliche Handwerker, die etwas aus der Schule gebracht, ins Predigtamt setzen müssen, wie denn Niklaus Flaschenmacher zu Glösa, und anderswo ein Leinweber, Namens Matthias Seidel, ingleichem ein Schuster ins Ministerium in der chemnitzischen Inspection gekommen. (Herrmanns mitweidisches Denkmal, Chemnitz, 1698. S. 414.)

Anno 1552 haben zwo Säu ein Kind zu Sachsenhausen umgebracht, darüber die eine Sau von des Kindes Vater erschlagen, die andere aber von dem Scharfrichter in den Main geworfen worden. (Lerßners Chronik S. 551).

Anno 1574 geschah, bei einem ähnlichen Falle, obrigkeitlicher Befehl, daß dieses Schwein durch den Henker erschlagen wurde. (Ebendas. S. 552).

Anno 1586 wurde ein Feuerwerk zu Cüstrin verfertigt, woselbst man die Bilder des Pabstes, des türkischen Kaisers, des Tartar Chans und des Herzogs von Guise, im blauen und weißen Feuer brennen sah. (Gundlings Leben des Kanzlers Distelmeyer 2ter B. S. 93).

 Gustav

Gustav Adolph, als ihm seine Liefländer noch den alten Titel Erlauchter gegeben, antwortete zum Zeichen seines ungnädigen Empfindens hierüber: Es sey durch Gottes Gnade der schwedische König nicht so dunkel, daß er der Liefländer Erleuchtung vonnöthen hätte. (Fließbachs Phosphorus Saxonicus. Dresd. 1691. S. 93).

Anno 1623 wurde Herzog Wilhelm zu Weymar, Generallieutenant unter Herzog Christian zu Braunschweig, in dem mit dem kaiserlichen General Tilly gehaltenen Treffen gefangen, und zu Neustadt in Oesterreich der Religion wegen anfangs ziemlich hart gehalten, nachmalen aber, wie man sagt, wegen seiner subtilen künstlichen Arbeit im Drechseln, von der Kayserinn gnädigst angesehen, und zu Anfang des Jahrs 1625 losgelassen. (Hönns Sachsen-Coburg. Historia 1700. 2ter B. S. 252).

## 10. Wie die Mönche im Mittelalter predigten.

Die Geistlichen des Mittelalters nahmen bei ihren Predigten selten auf die heilige Schrift Rücksicht. Legenden von Heiligen, lächerliche Mährchen und Beispiele von Tugenden und Belohnungen, Lastern und Strafen, die sie selbst erdichteten, mußten gemeiniglich zum Beweise oder zur Erläuterung ihrer Behauptungen auf der Kanzel dienen.

Ein Mönch, der sich dieser allgemein beliebten Methode in seinen Predigten auch bediente, wollte einst seinen Zuhörern eine Idee von den unaussprechlichen Freuden des ewigen Lebens machen. Er erzählte also folgende Geschichte: Ein frommer Mann wäre einst im Frühlinge durch einen Wald gegangen; die Gegend, die er doch sonst genau kannte, wäre ihm auf einmal ganz fremd vorgekommen; al-

le Gegenstände wären mit überirdischer Schönheit bekleidet gewesen, die Vögel hätten so süß gesungen, als er nie in seinem Leben gehört. Der fromme Mann habe endlich wohl gemerkt, daß dieß alles eine Erscheinung, und daß er ins Paradies entzückt worden sey. Er habe sich also ein wenig niedergesetzt, um sich an den tausend Schönheiten zu laben. Als er nach seinen Gedanken ungefehr eine Stunde da gesessen, sey er wieder aufgestanden, um weiter zu gehen. Auf einmal habe alles wieder eine andere Gestalt bekommen; er habe die Gegend wieder erkannt, und den Rückweg in sein Dorf gefunden. Als er zu seinen Brüdern und Verwandten gekommen, habe ihn keiner mehr gekannt, und nun habe sich's denn gefunden, daß die Zeit, die er im Walde zugebracht, und nur auf eine Stunde geschätzt habe, ein Zeitraum von fünfhundert Jahren gewesen sey. „Daraus, meine Zuhörer, schloß der Mönch, könnt ihr die Freuden des ewigen Lebens beurtheilen, weil uns fünfhundert Jahre daselbst nur vorkommen werden, wie eine Stunde."

Ein anderer Geistlicher kündigte seinen Zuhörern an, daß auf künftigen Sonntag das Fest Epiphanias (Erscheinung Christi) einfiele. „Auf den Sonntag, sagte er, werden wir das Fest Epiphanias mit tiefer Andacht feiern, meine Zuhörer; denn es ist ein gar hohes und vornehmes Fest. Ich weiß zwar nicht, ob Epiphanias ein Heiliger oder eine Heilige gewesen ist, aber das macht nichts aus. Sey es, was es wolle, laßt uns mit aller Andacht zu dem großen Feste vorbereiten."

## II. Sittengemälde.

### Ein Moralist und Ascetiker des siebenzehenten Jahr-

Jahrhunderts stellt von dem politischen und sittlichen Zustande des damaligen Deutschlandes folgende Schilderung auf:

„Wir sehen allenthalben und wo man sich hinkehrt, nichts denn eitel Sündfluth schrecklicher Exempel der Undankbarkeit — bei allen Ständen: wie Könige, Herren und Fürsten sich unter einander kratzen und verderben, nach keiner guten christlichen Eintracht gedenken dem armen Deutschland zu helfen, und der elenden Kirchen auch etwa eine Herberge oder Stätte zu erhalten. Der Adel scharret oder reißt und raubet, tritt Pfarrer und Prediger mit Füßen; Bürger und Bauer auch nur geitzet, wuchert, trügt und allen Trotz und Muthwillen treibt, ohne allen Scheu und Strafe, daß es im Himmel schreyt und die Erde nicht mehr ertragen kann. Wohlan, was soll man hiervon viel sagen? Es ist doch bei der Welt verloren, und hilft keine Vermahnung, sie ist und bleibt des Teufels."

## 12. Aus einer alten Leichenrede.

In der gedruckten Leichenrede auf den im Jahr 1644 verstorbenen Pfalzgrafen Johann Friedrich zu Hitpoltstein steht folgende naive Stelle: „Wer ist irgend, der jemahlen mit Ihrer Fürstl. Gnaden zu reden und zu thun gehabt, dem Dieselbe nicht mit fürstfreundlichem Angesicht und alle Zeit lachendem Munde und gnädigen Geberden begegnet? also daß mehrmalen auch die allergeringsten Personen, Bürger, Bauern, Taglöhner u. dgl. solches nicht genug rühmen können und oft gesagt: Sie wollten lieber mit Ihren Fürstl. Gnaden etliche Stund und lange Zeit zu thun haben, als mit manchem ungeschlachten zornigen Amtmann nur Eine Stunde."

## 13. Schauervolle Verbrechen und Hinrichtungen*).

Am 29 Juli 1600 wurden zu München in Baiern, sechs Personen wegen schröcklicher Missethaten auf die folgende Weise hingerichtet:

Ein Mann, so ein alter Bettler und Landstärger, mit Namen Paul Gamperl, ward gespisset, seinem Weibe beide Brüst abgeschnitten, und sowohl ihm selbst, als zweyen ihrer Söhne ums Maul gerieben. Dabei noch andere zween Mann und Thatverwandte, alle sechs mit glühenden Zangen gefezt, ihre Arme mit dem Rad abgestossen, und sonach lebendig verbrannt; deren grewliche Mißhandlungen particulariter mit kürz nicht mögen beschrieben werden; vnter andern haben sie außgesagt, daß sie sich alle dem Teufel ergeben, mit dessen Beyhilff große Zauberey geübet, durch Anstrich einer teufflischen Salben laut ihrer Bekandtnuss, vnd drauff eingezogener Gerichtlicher Erfahrung biß in vierhundert Kind vnd mehr, als fünfzig alte Menschen getödtet, oder durch erkrumbung zum Todt verursacht: Paul Gamperl 44 mordt, vnd sie alle in gemein 74 mordt, vil rauberey, Diebstal vnd nächtliche vberfäll, dadurch sie die leut in ihren Häusern geplündert, vnd vmbgebracht, begangen. Sie haben auch etliche Dörffer vnd Märkt angezündet, fürnemblich darumb, daß sie unter dem retten und außtragen, ihren theil mit stelen bekommen mögen. Vil Wetter vnd Schaur gemacht, In die Käller gefahren, dem Vich

*) Aus der Epitome Cronicorum Seculi moderni etc. von Johann Mayr Frisingens. Edit. II. München 1604. 4. p. 212. Das Buch ist deutsch geschrieben, nur der Titel lateinisch. Der Verfasser, aus Freysingen gebürtig, war Pfarrer zu Jartz, einem baierischen Dorfe im Bisthum Freysingen.

Vich die Wayd vergifftet, Kirchen geraubt, das allerheiligst Sakrament des Altars, zu mehrmalen daraus entfremd, den Juden verkaufft, dasselbig dem Teuffel zu gefallen offtmaln spöttlich tractirt, vnd in die Schuch gelegt, oder grimmigklich zerrissen, wie dann sonderlich der Paul Gamperl bekannt, daß durch solche verbitterte zerbeissung ein Hostia einsmals blutfarb in seinem Mund worden, er drüber in abkrafft seiner glieder gefallen ꝛc. Ebenmessig seind den 27. November in bemelter fürstl. Hauptstatt München, wiederumb 5 Personen, erstbemeldter Gesellschaft: Nemblich ein Mutter, ihr Tochter, vnd sonst zween Männer, vmb gleicher vbelthaten wegen, auf gleiche weis, ut supra, abgestrafft worden: Die fünfte Person war ein zwölffjähriger Knab, deß oben angeregten Paul Gamperls Jüngster Sohn, welchen man erst in der Gefängniß zu München getaufft, und Gyprianum genannt, dann ihm sein Mutter in ihrem Leib dem teuffel geschenkt vnd ergeben. Ist erstlich strangulirt, vnd zugleich verbrennt worden. Dieser Knab hat acht handthätige Mordt, so er auf Anweisung seiner Eltern begangen, ausgesagt. Sie aber alle samentlich in gemein zu vnderschiedlichen zeiten, vber 4 hundert ertödte Kinder, 39 durch Zauberey umgebrachte Personen, 62 Mordt, vnd zugleich fast alle oben angezeigte Laster ihrer Gesellschafft, gütlich und peinlich bekennet.

## 14. Aus einer alten Kleiderordnung.

Unter den zahlreichen Policeyverordnungen, welche unter dem Churfürsten Maximilian dem Ersten von Baiern herauskamen, erschien den 26sten Juli 1626 eine Kleiderordnung, worinn die Kleidertrachten aller Landbewohner beider Geschlechter, vom

Bauern

Bauern bis zum Fürsten umständlich beschrieben, und diejenigen, welche für die Zukunft erlaubt seyn sollten, eben so pünktlich genannt wurden. So heißt es z. B. in dem Abschnitte, „für die Kauf- und Gewerbsleute, auch die Bürger, so zu Gericht oder Rath sitzen, item für Kanzleyverwandte, Gerichtschreiber und andere dergleichen Chur- und fürstl. Diener:"

„Diesen wird der bisher zu ihren Kleidern, und andern Leibzieren zu viel gebrauchte Sammet, Carmesinatlaß, Damasd, Seidenrupf, Tertzanel, wie auch das dazu gebrauchte überflüßige verbrämen, die lange und hievor nit gebräuchige dicke Kräß von niederländischer Leinwath, auch dazu gebrauchte lange Spitz: Der gute Mader zu Winterhüten, oder anders edel vnd köstlich Futterwerch, zu langen oder Nachtröcken, die ganz seidenen Strümpf, die langen Spitz an den Hosen und Schuhbändern, die goldenen Ketten, die überflüssige hochgültige Ring, die ganz goldene Zierd und die Hürt, und die vergolt- und versilberte Wöhren, und Dolchen, die Schlittenfahrt mit ganzen Geleut, wie auch hangenden Kutschen mit zwey Pferden; dann ihren Ehweibern und Kindern, die große Anzahl ihrer Kleider, das überflüssige Verbrämen derselben mit 4. 5. 6. und mehrer Anzahl seiden-Porten, die übermässige Falten in ihren Röcken, die lange und große schlairene Kräß von ausländischer Leinwath mit langen und zum Theil gefärbten Spitzen, die Kraißtrager, oder Halßring von Silber, oder anderer Materie, die Klagschlaier in bißher gebrauchter übermässiger Länge und Breite, die Sameten, polnischen oder böhmischen Hauben mit Steffen oder Perlen gestickt oder gezierrt, die Rosen auf den Schuhen, die Schuh auf Stöcklen. Item die guldene Ketten, und dergleichen Armbänder sowohl öffentlich, als verborgen, die vbermässigen hochgültigen Ring, die vergulten

gulten Gürteln, Messerschaiden, Nadlbain, vnd Knöpff an den Sameten Beutlen, die Perlen, Hutschnier mit Silber vnd vergulten Spangen geziert vnd ihren Töchtern die Goldschmied-Rosen in den Ehrenkränzlein abgeschafft und verbotten."

„Aber ihnen, ihren Weib und Kindern hinfüran das Tuech, so die Ele 4 fl. kost, Schamloth, gewässert und ungewässerten Dobin, Seidenpurat, Zendldort, mit oder ohne Wasser, Fillasel, Floret, Tripsamet, Perpetuan, vnd zum höchsten Doppeldessert, doch auch erst zu ihrer Verheurathung, zu ihren Kleydungen, mit kleinen, doch 2 oder 3 schnürlein verbrämbt, oder nach gestalt abgestöpt, die Kräß von inländischer Leinwath gemässigter Läng, mit Spitzen eines Finger Gliedts lang, Item die halbseiden Englische, oder andere gestrickte Strimpf, die daffenden Hosenbänder mit leinen kurzen Spitzen, dann 2 Ring auff 30 Gulden werth, ihren Weibern von angedeutem Tuech und Zeugen 4 darunder theils mit 2 oder meistens 3 Schnierlein verbrämte Vberröck, doch in gebürender Weite, die Wammes meistens mit einer stepp, die Männtl mit einem Schnierl eingefaßt, Item die Kräß von innländischer Leinwath zulässiger Länge, mit spitzen eines fingers brait, zur Klagzeit mit Klagschlaier in mitler, vnd vor diesem gebräuchige läng vnd braite, die fähene, spitzige, Erzene, Item Sammet, Atlaßen, vnd Seidenrupfen, Eggelhauben mit Harschlachten, zum vnderfüttern der Mäntl, Kelmader, Jenot, Füchs, Künigl, oder der geringen spanischen Kazen, die weisse Päsel vngstept, vndt ohne andere vnnothwendige zier, deßgleichen 2 Ring, doch daß selbige zusamm gerechnet über 30 fl. nicht werth, ganz silberne Kettengürteln, dergleichen Messerschaid, Nadlbein, vnd sammetene Beutel mit silberen Knöpfen, doch vavergoldt zu tragen, vnd zu gebrau-

brauchen. Da sie auch Leibesschwachheit oder anderer Vrsach halber der Gutschen in der Statt gebrauchen müssen, ihnen solches gleichfalls, doch nit mit ganz hangenden Gutschen, auch mit einem Pferdt bewilliget, vnd verordnet."

„Vnd weiln vnns mit mehrern vorkompt auch vnder andern mit den Hochzeiten, vnd Brautkränzen ein zeithero merkliche Hoffart, auch vnnütze vbermaß gebraucht, vnnd darauff spendirt würdet, alß soll ins künfftig zu abschneidung dessen allen geordnet seyn, daß bei diesem Standt kein Brautkranz vber 15 fl, es sey gleich berürter Kranz mit Perlen, Silber oder Gold geziert, nit werth, Item diesen und andere Officieren, auch Mitbürgern, die Hochzeitkranz als ein kostbarliches vnd ganz vnnützes Ding, es seyen gleich von Seiden, Tradt, oder sonsten gemacht, außzugeben, hinfüro gleicher gestalt abgeschafft und verbotten seyn."

## 15. Der freimüthige Prediger.

Bei unsern Vorfahren herrschte der religiöse Grundsatz, daß man alles, was gelingen soll, mit Gott anfangen müsse, weit allgemeiner, als bei uns. Stand ihnen jrgend etwas Wichtiges bevor, oder hatten sie eine folgenreiche Angelegenheit zu beendigen, so glaubten sie sich am besten durch einen feierlichen Gottesdienst, durch ein gemeinschaftliches Gebet, durch Anhörung einer gerade für diesen Zweck berechneten Predigt darauf vorbereiten zu können. Dem zufolge wurden z. B. in den meisten größern und kleinern Städten vor jeder jährlichen Rathswahl Sonntags feierliche Predigten gehalten, und in denselben besonders Gott um den Beistand seines Geistes zu dem bevorstehenden wichtigen Geschäfte, und

um

um Erleuchtung der wählenden Bürgerschaft demuthsvoll angefleht.

Ein solcher Rathswechsel stand nun eben auch im Jahre 1686 der Bürgerschaft der Hildesheimischen Landschaft Elze bevor. Sonntags vorher, den 24 Januar jenes Jahrs, erschienen also sämmtliche Rathsherren des abgewichenen Jahrganges mit ihren Familien in der dasigen Kirche, um die sogenannte Rathspredigt andächtig mit anzuhören, und zugleich auch, wie es wohl vormals zuweilen der Fall gewesen war, gelegentlich sich an den eingestreuten Lobsprüchen zu weiden, welche der Herr Kapellan so nebenzu ihrem wohl und weislich geführten Stadtregimente ertheilen würde. Allein diesmal wurden sie gräßlich betrogen, und statt in terminis officii (in den Grenzen der Pflicht) zu bleiben, wie sich der vortragende Rathsherr ganz naiv darüber in den Acten ausdrückte, brachte der damalige Diakonus Johann Tönnies, (ein geschickter und braver, aber damals noch junger und feuriger Mann) zu aller Erstaunen folgenden höchst unerwarteten Vortrag zu Markte.

„Wir danken zwar dem lieben Gott allesammt, daß er uns für verwichenes Jahr eine Obrigkeit gegeben hat, denn ohne diese würde alles wie Kraut und Rüben unter einander gegangen seyn. Wir danken auch für alles Gute, das wir, ohne ihre Mitwirkung! empfangen haben. Aber, wie sollten wir nach wie vor die Herren selbst mit lobpreisendem Munde erheben, die mir und meinen Herren Amtsbrüdern das uns spärlich zugetheilte Salarium vor dem Munde wegstipitzt, und uns unverdienter Weise, nach dem wir geistiger Weise gedreschet, den Mund zugebunden haben? — Ist das Manier? Haben wir darum ein aerarium publicum (öffentliche Kassen), daß selbes für die Diener der Kirche, gleich dem gebrate-

nen

nen Ochsen auf der Frankfurter Wahl, ein bloßes Schaugericht bleiben soll? Großer Gott, wir bitten dich, lenke dieses Jahr am morgenden Tage den Verstand unserer braven Mitbürger, auf daß sie uns Obrigkeiten geben, welche das, deinen Dienern zuständige, Salarium in der Ausgabe-Rubrik nicht inter retardata (unter den Retardaten) aufführen, damit du sie nicht auch einst im allgemeinen Gerichte inter retardata rubriciren mögest. Amen."

Daß Eine Hochedle Wohlweisheit eine so unvermuthete und ohne alle Scheu öffentlich geschehene Aufdeckung der Wahrheit nicht ganz im Stillen verschmerzen würde, war leicht voraus zu sehen; auch kam die Sache wirklich schon in der nächsten Rathssession zum Vortrage. Allein sey es nun, weil man von seinem Unrechte zu sehr überzeugt war, oder aus andern Rücksichten: Kurz, der ganze Vorfall gerieth bald wieder ins Vergessen, oder blieb wenigstens ohne entscheidende Folgen; denn der Herr Diakonus Tönnies war, nach wie vor, der Liebling seiner Mitbürger, in deren Mitte er noch über dreissig vergnügte Jahre verlebte. Selbst nach seinem Tode schätzten und ehrten sie den freimüthigen Mann so sehr, daß sie den hinterbliebenen Sohn desselben einstimmig zu seinem Nachfolger im Amte erwählten. Auch muß in der Folgezeit wohl den nachmaligen Predigern der Stadt Elze ihr jährliches Gehalt aus der dasigen Kämmereykasse richtiger und pünktlicher ausgezahlt worden seyn, denn man hat nie weiter darüber klagen gehört.

## 16. Beispiele von scheintodten Menschen.

Es ist schon oft gesagt worden, daß ein Mensch, dem äußern Scheine nach, für todt gehalten, und

doch

doch nach einiger Zeit wieder ins Leben zurück kommen könne. Folgende Beispiele, die auf den glaubwürdigsten Zeugnissen beruhen, mögen zum Beweise dienen, und Vorsicht lehren.

I. Im Jahr 1732 verfiel zu Versailles ein achtzehn jähriges Mädchen nach einer kurzen Krankheit in eine Schlafsucht, die alle Lebensverrichtungen dem Scheine nach aufhob. Man machte daher Anstalt zum Begräbnisse; der Tischler hatte aber den Sarg zu kurz gemacht, weil er das Maaß nur nach dem Augenschein genommen. Man mußte deswegen den Leichnam hineinzwängen und der Sarg wurde zugenagelt. Gerade vier und zwanzig Stunden nach ihrer Erblassung gieng der Leichenzug vor sich. Die Todte ward von jungen Frauenzimmern getragen. Während des Zugs verspürten diese eine Bewegung im Sarge, ließen ihn vor Schrecken fallen, und liefen davon. Eine Menge Menschen versammelten sich um den Sarg; man öffnete ihn, und zog das wieder Athem holende Mädchen hervor. Sie wurde nun zu ihren traurenden Eltern zurück gebracht, kam bald völlig in's Leben zurück, und hat nachher noch viele Jahre gelebt.

II. Der Apotheker Christian Spalding zu Cüstrin starb im November 1735 an einer Brustkrankheit. Als er gewaschen und todtenmäßig angekleidet war, legte man ihn auf's Stroh. Dieß geschah Abends; die ganze folgende Nacht bis auf den andern Nachmittag blieb er so da liegen. Jetzt bemerkte aber eine alte Todtenwärterinn eine zückende Bewegung an der Leiche. Sie machte Lärm. Ein Arzt eilte herbei, und auf seinen Rath wurde Spalding in's Bette zurückgebracht, wo er wie aus einem tiefen Schlafe allmählich erwachte, ohne zu wissen, was mit ihm vorgegangen war. Er ward vollkommen

gesund,

gesund, und starb erst sechzehn Jahre nachher eines natürlichen Todes.

III. Nicht so glücklich war ein gewisser Bünting, Erzieher im Hause des Herrn von Schwichelt, mit dessen Sohne er eine Reise durch die Schweitz machte. Hier verfiel er in eine schwere Krankheit, und bald in den Zustand des Scheintodes; er ward für todt gehalten und begraben. Dieser unglückliche Mann hätte noch sehr leicht gerettet werden können, weil nicht das Leben, sondern nur das Bewußtseyn und die Bewegungskraft von ihm gewichen waren, und die letztere, indem man ihn zu Grabe trug, zurückkehrte. Denn die Träger bemerkten eine Bewegung im Sarge, machten aber, entweder aus Leichtsinn oder aus Aberglauben, auf der Stelle keine Anzeige davon. Als Herr von Schwichelt mehrere Tage nachher diese Thatsache ganz von ohngefehr erfuhr, erschrack er heftig, und ließ seinen Hofmeister sogleich wieder ausgraben. Er fand seinen Freund auf dem Bauche liegend und mit allen Spuren jenes gewaltsamen, quaalvollen Todes, welche das schröckliche Loos derer ist, die unsere Unvorsichtigkeit und eine alte Gewohnheit, mit der Beerdigung der Todten zu eilen, zu früh den Augen der Lebenden entziehen, oder vielmehr aufopfern.

IV. Epinosa, Kardinal und erster Minister König Philipps des Zweiten von Spanien, fiel in Ungnade, und nahm sich das so zu Herzen, daß er darüber starb — wenigstens hielt ihn Jedermann für todt. Den Seinigen war dieser unerwartete und plötzliche Todesfall verdächtig; sie wünschten zu erfahren, ob er vielleicht vergiftet worden sey? Zu dem Ende schnitt ihm ein Wundarzt die Brust auf. Kaum war aber der mörderische Schnitt geschehen, so erwachte der Kardinal aus dem Scheintode, in welchen

blos die Traurigkeit ihn versetzt hatte. Er schrie mit durchdringender Stimme, und fuhr mit der Hand nach dem Messer des Wundarzts. Dieser, vor Angst und Entsetzen außer sich, ergrief die Flucht, und überließ den Gemordeten seinem grausamen Schicksale. Der Kardinal hatte sich bereits verblutet, als endlich Menschen herbeieilten, und den Entseelten mit Grausen in seinem Blute schwimmen sahen.

V. Im Jahr 1695 starb zu Sardau im Magdeburgischen ein Bürger, Namens Gutke, so unvermuthet als plötzlich. Am dritten Tage nach erfolgtem Tode wurde er unter dem Geläute aller Glocken, und dem Gesange der ganzen Schule, zu seiner Ruhestätte getragen. Unterwegs vernahmen die Leichenträger plötzlich ein wiederholtes Klopfen, das aus dem Sarge auf ihren Schultern zu kommen schien. Man setzte auf der Stelle die Todtenbahre mit dem Sarge nieder, und die Beherztesten drangen augenblicklich auf Eröffnung des Sarges. Man fand den Mitbürger Gutke nicht nur vom Scheintode erwacht, sondern auch ziemlich munter. Anstatt den Weg nach der Gruft mit ihm zu verfolgen, trug man ihn nach seinem Hause zurück, worinn er, zum Erstaunen der ganzen Stadt, und der umliegenden Gegend, noch mehrere Jahre gesund und vergnügt fortlebte.

VI. Die Gattinn des Pastors Krüger zu Großschwechten bei Stendal kränkelte in der ersten Hälfte ihres ehelichen Lebens viel, hatte hysterische Zufälle, und wenig schmerzlose Tage. Ihre Kräfte schwanden dahin; kein Trost einer endlichen Genesung erquickte sie. So rückte das Ende ihrer körperlichen Leiden heran, und sie starb. Als ihr Hausarzt aus Stendal ankam, lag sie schon im Todtengewande, und sollte eben in den Sarg gelegt werden. Der Arzt, ihr Freund, protestirte dagegen und machte mancher-

tei vergebliche Versuche zu ihrer Wiederbelebung. Der Pastor dadurch vertraut gemacht mit dem Gedanken der Möglichkeit des Scheintodes, verließ den Leichnam seiner geliebten Gattinn nicht. Jedoch alle fortgesetzte Bemühungen, sie in's Leben zurück zu bringen, schienen vergebens zu seyn. Seine eigenen Kräfte waren durch die Anstrengung erschöpft, und er begab sich zur Ruhe.

Eine Wartefrau wachte jetzt bei der Todten in der ziemlich warmen Sommernacht. Um zwei Uhr des Morgens bemerkte sie, indem sie die Leiche ziemlich aufmerksam betrachtete, an derselben eine geringe Bewegung der Lippen und der rechten Hand. Halb sinnlos stürzte sie aus dem Zimmer in die Schlafstube des Pastors und schrie: „Ihre Frau spukt; Hand und Lippen haben sich bewegt.“

Die erschöpften Kräfte des Mannes erhielten durch diese Botschaft neues Leben. Er weckte den schlafenden Arzt ziemlich ungestümm. Beide eilten zur Leiche. „Hier ist Leben!“ rief der Arzt im frohen Gefühle eines Menschenfreundes. Noch einige Bemühungen wurden angewandt, und — die Scheintodte öffnete die Augen, seufzte einigemal und sagte mit leiser Stimme: „Ach Kinder, warum laßt ihr mich nicht schlafen; ich schlief so sanft!“ — Sie lebte darauf noch neun Jahre, und gebahr ihrem Gatten noch einen Sohn, der in der Folge Burgermeister in der nämlichen Stadt Stendal wurde.

VII. Im Dorfe Wohlstadt bey Saarbrück starb der Schulmeister Wenzel — wenigstens hielt man ihn allgemein für todt. Seine Schwester wohnte etliche Meilen davon. Da man ihre Gegenwart bei dem Leichenbegängnisse wünschte, sie aber erst den dritten Tag ankommen konnte, so mußte die Beerdigung des Verblichenen bis dahin verschoben werden,

obschon man in dortiger Gegend die Todten gewöhnlich nach 48 Stunden zu begraben pflegte. In dieser Zeit lag der Schulmeister mit völligem Bewußtseyn da, aber ganz unfähig, nur die geringste Bewegung zu machen. Die Schwester kam an; das Begräbniß sollte nun vor sich gehen; mit lautem Wehklagen trat jene an den Sarg. Der entsetzliche Gedanke, lebendig in den Sarg verschlossen zu werden, veranlaßte den Unglücklichen, alle seine Kräfte anzustrengen, um jrgend ein Zeichen des Lebens zu geben. Zum Glücke gelang es ihm, ein Auge bewegen zu können. Die Schwester bemerkte es, erschrack, machte Lärm, und mit Hülfe eines Arztes kehrte der Bruder in's Leben zurück.

VIII. Im Jahr 1716 wurde der erste Rath des Fürstabts von St. Gallen, Freiherr von la Tour ein Mann von 88 Jahren, plötzlich so krank, daß man ihn für todt hielt. Man legte ihn also nach einiger Zeit in den Sarg, und machte Anstalt zu seinem feierlichen Leichenbegängnisse. Nach 24 Stunden kamen die Priester in ihrem Ornate, um den vermeinten Todten zu Grabe zu begleiten. Aber der Glanz der Wachskerzen, die bei diesem Anlasse angezündet wurden, oder vielmehr die Essenz, welche sein Arzt, um nichts zu versäumen, ihm noch unter die Nase halten ließ, wirkte so kräftig, daß er auf einmal die Augen aufschlug. „Was ist das, rief er, als er sah, daß man Anstalten machte, ihn zur Erde zu bestatten, hält man mich für todt? Nein, ich bins nicht; ich protestire! die Herren da mögen nur so gut seyn, und wieder heimgehen; ein andermal!" Alle zogen sich auf der Stelle zurück, und der Baron war nachher so gesund, wie ein Fisch im Wasser.

## 17. Von einigen merkwürdigen Särgen.

I. Schwedt ist ein hübsches Städtchen in der Ukermark Brandenburg am linken Ufer der Oder, mit einem schönen Schlosse und Garten, und hat ziemlich breite Straßen, die mit wilden Kastanien bepflanzt sind. In der evangelischen Stadtkirche ruhen auf beiden Seiten des Altars, die Ueberreste des vorletzten Markgrafen von Brandenburg-Schwedt und seiner Gemahlinn in zween großen Särgen, welche beide von einem einzigen Kieselsteine gemacht sind. Dieser Stein lag in der Erde auf dem Felde zwischen Schwedt und Viehraden. Ehemals diente jenes Feld einem Kurassier-Regiment zum Exercierplatze: allein eine, aus der Erde hervorragende Spitze des Steins war den Evolutionen des Regiments hinderlich, und veranlaßte den Befehl zur Ausgrabung des Steins. Als man aber beim Aufgraben die ungeheure Größe desselben bemerkte, so begnügte man sich damit, den Stein blos zu untergraben und tiefer zu senken. Nach langen Jahren erinnerte sich der vorletzte Markgraf dieses Steins, und ließ ihn mit unsäglicher Mühe und großen Kosten ausgraben. Hierauf wurde über den Stein, den man vierzehn Fuß lang, neun Fuß breit und sechs Fuß dick fand, ein hölzernes Dach gebaut. Er sollte in dünne Platten zerschnitten und zu einem Sarge verarbeitet werden; das wollte aber nicht gelingen, bis ein Bildhauer aus Potsdam es unternahm, für zwanzig tausend Thaler den Stein nach Potsdam bringen zu lassen, und zwey aus demselben verfertigte Särge nach Schwedt an Ort und Stelle zu liefern, wo sie noch zu sehen sind.

II. In der Stadt Paderborn werden unter andern Seltenheiten auch die Knochen des heiligen Liborius

borius, die des heiligen Basilius, sammt einem Backenzahn des heiligen Petrus aufbewahrt. Reisende, welche an dem Anblick solcher Reliquien kein Vergnügen finden, lassen sich doch den prächtigen silbernen Sarg des heiligen Liborius zeigen, mit dem es folgende Bewandniß hat. Ehemals besaß die Domkirche zu Paderborn die Bildnisse der zwölf Apostel aus gediegenem Golde gearbeitet, und einen silbernen Sarg, worinn der heilige Liborius lag. Während des dreissigjährigen Krieges nahm ihnen der Herzog Christian von Braunschweig beides weg, und ließ aus letztern Thaler mit der Umschrift prägen: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind.“ Zwei reiche Familien, von Nieser und von Westphalen, legten nachher eine beträchtliche Summe in lauter feinen Thalern zusammen, woraus sie dem Heiligen einen neuen Sarg machen ließen, der in der That ungemein schön und künstlich gearbeitet ist. Der Goldschmidt, der diesen Sarg machte, hat sich durch folgende daran befindliche Inschrift zu verewigen gesucht: „Diese Arwet ik Hans Krako, Goldschmidt tom dringenberge maket von lauter Dalers ose hi bilagt siet; anno 1635.“ Es sind nemlich eine Anzahl von Thalerstücken dem Sarge angelötet worden.

III. In Lisabon starb im Jahr 1817 der Baron Quatella, Generalpächter des Tabacks, und hinterließ ein Vermögen von 36 Millionen Franken. Sein Sarg war mit Gold überzogen; zugleich befand sich ein goldenes Schloß daran, dessen ebenfalls goldener Schlüssel nach der Beerdigung den Verwandten eingehändiget wurde.

IV. Im Augustinerkloster zu Pavia werden in einer besondern Kapelle die, wahrscheinlich unverwesten oder einbalsamirten Ueberreste des heil. Augustinus aufbewahrt, und zu gewissen Zeiten für das

Volk

Volk zur Verehrung ausgestellt. Hierbei ist das Merkwürdige, daß sie in einem vierfachen Sarge liegen, wovon jeder Sarg seinen besondern Schlüssel hat, die an vier verschiedenen Orten aufbewahrt werden. Zunächst ruht der Heilige in einem Sarge von Cedernholz, den ein massiv-silberner Sarg umgiebt, dann folgt ein marmorner und zuletzt ein hölzerner, weniger kostbar als der erste Sarg. Von den vier Schlüsseln wird der eine beim Bischofe, der andere beim Magistrate, der dritte bei den Stiftsherren und der vierte bei den Augustinern in Verwahrung gehalten. Ob diese ängstliche Ordnung eingeführt worden, um dadurch das Entwenden des heil. Leichnams zu verhindern, oder seine Ruhe nicht durch zu häufige Besuche zu stören, oder der ganzen Sache einen grellern Anstrich von Würde und Heiligkeit zu geben — ist nicht entschieden.

V. Das Begräbniß des Buchhändlers Lowe in London, im November 1793, war mit einem komischen Umstande verbunden, der dem Pöbel zum Gelächter diente. Der Verstorbene war einer der dicksten Menschen in England, und jetzt, da er im 41sten Jahre starb, wog sein ungeheurer Körper 364 Pfund. Der Leichnam erforderte daher auch einen so ungeheuren Sarg, daß man ihn nicht zur Thür des Hauses hinausbringen konnte; er mußte deswegen aus den sehr breiten Fenstern des zweiten Stockwerks an Stricken herausgewunden werden.

VI. Die Kirche des heil. Franciskus in der Stadt Rimini hat das Besondere, daß auf ihrer rechten Seite sieben Marmorsärge unter eben so viel Bögen stehen. Auch der Erbauer der Kirche, Malatesta, welcher 1463 starb, hat seinen Marmorsarg hier nahe an der Kirche. Diese Reihe von Särgen, aus-

auswendig an der Kirche, macht einen ganz besonders melancholischen Eindruck.

## 18. Ursprung des Worts Kabale.

Als König Karl der Zweite von England zuerst den Gedanken faßte, sich unumschränkt zu machen, setzte er, um an der Ausführung seines Vorhabens mit desto größerer Behutsamkeit zu arbeiten, einen geheimen Rath nieder, der nur aus fünf Personen bestand. Diese waren Clifford, Asfley, Buckingham, Arlington, Lauderdal. Aus den Anfangsbuchstaben der Namen dieser Fünfe ließ sich zufälligerweise das Wort Cabal zusammen setzen. Daher das Wort Kabale auch bei uns, von den Anfangsbuchstaben der Namen dieser, dem englischen Volke verhaßter, Männer.

## 19. Der reisende Kardinal.

Der Kardinal Richelieu machte einst eine Reise von Tarascon in der Provence bis nach Paris. Um zugleich prachtvoll und bequem zu reisen, ließ er sich ein Gemach zimmern, welches bei schönem Wetter, statt des Dachs, einen Pavillon von Damast hatte, und bei Regenwetter mit Wachstuch bedeckt wurde. In diesem tragbaren Zimmer befand sich ein Bette, auf welchem der Kardinal beständig lag, ein Tisch und ein Stuhl, auf welchem Jemand saß, der ihm vorlesen mußte. Achtzehn Männer trugen dieß Zimmer auf den Schultern, achtzehn andere folgten ihnen, um die Träger, wenn sie müde wurden, abzulösen. Die Leibwache des Kardinals, obgleich lauter Personen von vornehmer Geburt, stritten um die Ehre, die Träger

Sei-

Seiner Eminenz zu seyn. Zum Beweise, mit welcher großen Ehrfurcht sie dieß Geschäft verrichteten, giengen sie die ganze Zeit, bei jeder Witterung, mit entblößtem Haupte. Das Volk wurde zusammenberufen und eilte von allen Seiten herbei, um die Wege breiter und ebener zu machen, selbst um Felsen zu sprengen. Ein Haufen Maurer zog voraus, und wenn die Thore der Städte und anderer mit Mauern umgebener Orte, welche auf dem Wege lagen, zu eng waren, brach man sie ab, um Seiner Eminenz die Durchreise zu erleichtern. Das nemliche geschah an den Gasthöfen und andern Häusern, wo der Kardinal übernachten wollte, so daß seine Leibwache, wenn er angekommen war, ihn in seinem Gemache durch die Bresche in den Saal tragen konnte, welcher für ihn bestimmt war. Mit diesem zerstörenden Pompe kam der Uebermüthige, nach einer Reise von 150 Meilen, in Paris an.

## 20. Warum dürfen die Katholiken in der Fastenzeit Fische essen?

Da Fische doch auch Fleisch sind, so möchte man sich mit Recht darüber wundern, daß die Katholiken in der Fastenzeit die Erlaubniß haben, Fische zu essen. Ueber diese Sache giebt ein berühmter Schriftsteller des 13ten Jahrhunderts *) folgenden Aufschluß. Gott hat, sagt dieser Schriftsteller, das Wasser nicht verflucht, weil die Sünden der Menschen

*) W. Durandi (Durandus de Sto Portiano), als Bischof von Meaux 1332 gestorben, in seinem sehr oft gedruckten Rationale divin: officiorum. Wegen seiner ungemeinen Fertigkeit, schwere Aufgaben zu lösen und Einwürfe zu beantworten, hieß er Doctor resolutissimus.

Menschen durch das Wasser der Taufe vergeben werden sollten; überdieß ist dieses Element das würdigste, indem es alle Unreinigkeiten abwäscht; dagegen hat Gott die Erde verflucht. Deshalb darf man in der Fastenzeit kein Fleisch von den Thieren der Erde essen, ja nicht einmal von Vögeln, wenn sie vom Wasser kommen. Wenn die Fische von einer Seite die Art vierfüßiger Thiere hätten, so dürften sie von dieser Seite nicht gegessen werden.

## 21. Eine homiletische Seltenheit.

In einer zu Fulda, freilich noch vor der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, gedruckten Leichenpredigt wird von einer, des Leibes entledigten, bußfertigen Seele gar sinnreich bemerkt:

„sie sey entfahren als es noch nicht eilf Uhr geschlagen hatte, damit sie — noch frühe genug in Himmel kommen, und bei der göttlichen Tafel das ewige Mittagsmahl freudig genieſſen könnte.“

Welch treffliche Aussicht wird hier Bauchgöttern auf ein ewiges Mittagsmahl an göttlicher Tafel eröffnet.

## 22. Grober Aberglaube mit einer geweihten Oblate.

Im Jahr 1687 wurden in Kopenhagen zween Soldaten von der protestantischen Konfession enthauptet, weil sie sich der Entheiligung einer geweihten Hostie schuldig gemacht hatten. Der Eine hatte nemlich einst, da er kommunicirte, die Oblate wieder aus dem Munde genommen und sie in seinem Taschenbuche in der Absicht aufbewahrt, sie zu abergläubischen Zwecken zu benützen; z. B. sich abzuhärten, seines Schusses gewiß zu seyn, Liebe zu

sich

sich selbst zu erwecken u. s. w. Kurz nachher wachte sein Gewissen auf, er gab sich selbst und seinen Kameraden an, der ihn dazu verführt hatte, und beider Aberglaube wurde (mit dem Schwerdte der Aberglaubigen) hart bestraft.

## 23. Zwey stattliche Kindtaufsschmäuse, aus der Mitte des 17ten Jahrhunderts.

Dem fürstlich Braunschweigischen Hauptmanne auf Campen, Christian von Bülow, Erbherrn zu Essenrode und Brunsrode, wurden im Jahr 1651 Zwillingssöhne, und 1654 ein dritter Sohn gebohren. Der erfreute Vater gab bei diesen beiden Veranlassungen zu Essenrode, zwei Meilen von Braunschweig, jedesmal einen stattlichen Kindtaufsschmaus. Ueber die dabei gehabten Kosten hat er eigenhändig aufgenommene Protokolle hinterlassen, die zu allerlei Bemerkungen über Sitten und Lebensart, Gastfreiheit, Luxus und Preise der Dinge Veranlassung geben, und auf eine interessante Vergleichung der Vergangenheit mit der Gegenwart führen. Diese beiden Protokolle lauten wörtlich also:

### Erstes Protokoll.

Actum Essenrode am 2 September. Anno 1651.

1. Der Elteste: Victor Augustus,
Dessen gefatteren wie folget:

Pferde

6 1) Herzog Augustus zu Braunschweig vndt Lüneburg (Dieser erschien indeß nicht selbst, sondern schickte an seiner statt seinen Kammerjunker, Stadthauptmann von Streithorst.)

Pferde

Pferde

4 2) Der Elteste Bülow, Victor, zu Gartow.
2 3) Julius Augustus von Bülow.
4 4) Christian Augustus von dem Knesebeck.
5 5) Die Frau von der Schulenburg zu Hechlen.
4 6) Die von Mincherode zu Beckelhagen.
4 7) Die Jungfer von der Wense.

2. Der Andere vndt Jüngste: Bernhardt Christoff.
Dessen gefatteren sind:

Pferde:

— 1) Christoph von Bülow zu Gartow.
1 2) Albrecht David von Bülow.
2 3) Kißleben zu Scheppew.
4 4) Die Frau von Jersenn zu Lauwenaw.
4 5) Ludolff von Alvensleben.
4 6) Die Jungfer Veltheimb zu glantorffi.
— 7) Die alte Landdrostin zu essenrode.

Hiezu werden nicht mehr gepehten, alß:

1. Die Hauptmännsche zu Vallersleben. 2. Die geprüdere von Kißleben. 3. Campen sambt der Frauen. 4. Die Alte von Veltheimb. 5. Die Witwe von Bartelsleben. 6. Deren Sohn Günter von Bartelsleben. 7. prister zu Wetmershagen. 8. prister zu Meine. 9. prister zu Brunßrode. 10. prister zu Hardorff. 11. Amptschreiber zu Campen. 12. Oberförst. zu Wetmershagen. 13. Gogrefe zu Rotkesbüttel, zum Marschalck im Sausen (macte!)

De-

## Designatio

was Behuef meinen beyden jüngstgebornen liebe Söhne Teuff an vnkosten vfgangen: den 21sten September 1651 angestellet.

| | Rthl. | mgl. |
|---|---|---|
| 1. Dem Boten nach der Elbe mitgeben vf den wegk — — — — | | 16 |
| Derselbe sonst verdient als von 18 Meile à 3 gr. und überdes etwas Trinkgeld als 8 gr. geben — — | 1 | 10 |
| 2. Den Bohten nach dem Hartz vf Beckelhagen geben — — — — | | 18 |
| Sonst vor die Meile 4 gr. ist zusammen 1 Rthl. 20 gr. — — | 1 | 20 |
| 3. Dem Boten nach Wulfenbittel mit geben — | | 6 |
| Sindt p. Meile à 4 gr. noch geben — | | 10 |
| 4. Den Boten vf Hachlen, Hannofer u. Lavenaw mitgeben vf den Wegk 12 gr. thut à 3 gr. — — — | 1 | 12 |
| 5. Dem pastore alhie vor die Danckssagung — — — | 1 | — |
| 6. Dem Hofmeister von Brunßrode nach Steimbke, Glentorf und Scheppev mit geben — — — — | | 2 |
| 7. Hardrich Lütken, Reisen nach uhri etc. geben — — — — | | 6 |
| 8. Den Bohten nach Arxleben sindt 6 Meilen à 4 gr. — — — | | 24 |
| 9. Lüdecken Boßen, Schützen zu Brunßrode vor 2 Schweine vndt 1 Hasen zu schießen, nebenst 12 gr. vor die Felle, so der Koch sich zugeeignet — | 2 | 18 |
| 10. Dem Koche Sein gebühr das Er 3 Tage gekocht — — | 8 | — |

| | Rthl. | mgl. |
|---|---|---|
| 11. Den Spiehlleuten geben pro rae-compans — — — | 8 | — |
| 12. Der Bademutter noch verehrt (ohne die 3½ Rthl., so sie zu ihrem dritten Teil vf die Wiege entpft.) — | 1 | — |
| 13. Vor 8 Dutzendt Schüssell vndt 12 Dutzendt Teller, item 2 Kannen zu leyhen geben vndt beträgt laut Zeddul | 3 | 10 |
| 14. Vor den Ochsen So geschlachtet vndt gantz drauff gangen, anzüsetzen — | 10 | — |
| 15. Noch vor 2 Schaafe geben in das Geldregister | | |
| 16. item ein Schlacht Schweinichen — Mager — — — — | 2 | — |
| vndt 2 Himten Bohnen drauff gemeistert à 24 gr. — — — | 1 | 12 |
| 17. Dazu ist ein Rehe auch noch nebenst 20 Feldthühnern drauf gangen: | | |
| 18. Vor 10 Hüner von Brunßrode geben à 3½ gr. (vber das noch 10 von eigner Zucht vndt Zinßhüner) — — — | | 35 |
| 19. vor 5 Himten Rocken an Brodte vndt pastehten allhier verbacket à 18 gr. gerechnet | 2 | 18 |
| 20. Noch vor 1 Himten alten Weitzen auch verbacket — — — | | 20 |
| 21. Dem Becker in Braunschweig lautt Zeddul vor 132 stück rocken brodt vndt 120 Weitzen Kubelln — — | 3 | — |
| Nebenst 2 Vierfas klar Weitzenmehl à 15 gr. — — — | | 30 |
| 22. Vor Stockfisch — — | 1 | — |
| 23. Vor Köhl, Wurzeln und Zipollen — | | 7 |
| 24. Vor ein Tönnichen mit braunen essich von 3 stübichen — — | | 30 |

25.

| | Rthl. | mgl. |
|---|---|---|
| 25. Vor 3 stübichen Weinessig Züder guht | — | 4½ |
| 26. Vor 2 gense antzusetzen | — | 18 |
| 27. Vor ein Centner Fische Carpen, davon aber die Helfte vbrig | — | 5 — |
| nebenst 16 Pfund Hechte aus Braunschweig à Pfund 3 gr. | — | 1 12 |
| 28. Vor Töpfe groß vndt kleine | — | 27 |
| 29. Vor Wallnüße 2 Schock | — | 6 |
| 30. Vor Talglichte 4 Pfund (überdieß Wachslichte ein halb Schock verbrauchet | — | 18 |
| 31. Vor Citronen vndt pomerantzen | — | 20½ |
| 32. Vor 20 Biergleser So meist zerbrochen | — | 20 |
| 33. Vor 10 Weingleser à 2½ gr. | — | 24 |
| 34. Vor Schupinnen hin vndt wieder zu gebrauchen | — | 6 |
| 35. Vor Goldt, zwistgoldt 2 Buch vndt 1 Buch guht | — | 18 |
| 36. Vor gelbe Nagell 1 Schock | — | 3 |
| 37. Vor Hering | — | 6 |
| 38. zweien Hofdiensten so Zeug herausgefahren | — | 3 |
| vber Nacht in Braunschweig verzehrt | — | 12 |
| 39. Der Niemänschen vndt daß Sie etliche reisen getahn | — | 17 |
| 40. item derselben vndt Irmgarten vors Schüssel waschen | — | 26 |
| 41. Samuel Schaper vndt Curd Meinicken, So den Ochsen geschlachtet, item 2 Schaafe vndt 1 Schwein geben | — | 16 |
| 42. Vor 1½ Ahm Wein, 14 stübchen à Ahm, vf 35 Rthlr bedinget geben in Braunschweig vfm Engel laut Zeddul vndt Rechnungk | — | 65 20 |

noch

| | Rthl. | mgl. | |
|---|---|---|---|
| noch vor Spannigschl. Wein 3 quart vndt ½ Oefell | — | — | 29 |
| 43. vor das Confeckt nebenst dem eingemachten item Cappern lautt Rechnungk bezahlet | — | 12 | 34 |
| 44. Vor 7 halbe Fas Ducksteinn So in Lutter mit 3 Thaler bezahlet | — | 21 | — |
| item ein halb Fas nachzuhohlen, Fuhrlohn | — | — | 10 |
| Summa Summarum aller dießer Außgaben | 166 | 31 | ½ |
| NB. Darzu verkauft vndt eingenommen an gelde vor 1 Becher von Hertzog Augustus s. g. vor 25 Thaler Noch ein andern größern Trauben Becher vor 28 Rthlr. | 53 | — | |

## Zweites Protokoll.

2. Geldt-Ausgaben Behuf meines jüngsten Söhnleins Teuffestes, angestellet den 4 Juny 1654.

| | Rthl. | mgl. | pf. |
|---|---|---|---|
| 1. Hansen nach Celle mit Briefen geben | — | 9 | — |
| 2. Dem pastoren verehret vor die Dancksagunck | — | 18 | — |
| 3. Der Bademutter verehret | 1 | — | — |
| 4. Dem Bodten Buchtmann nach Hanofer vndt Lawenaw geben à meil 3½ gr. | — | 1 | 12 — |
| 5. Vor Töpfe geben groß vndt klein | — | 20 | — |
| 6. Vor 2 Fas Duckstein in Lutter geben | 8 | 32 | — |
| 7. Dem Bohten Hardrichen Küsters vor den wegk nach quitzöbel à 3½ gr. | — | 1 | 24 — |
| 8. vor (ist unlesbar) | — | 4 | 4 |

9.

| | Rthl. | mgl. | pf. |
|---|---|---|---|
| 9. vor 10 junge Hanen der gerdnerschen | — | 27 | — |
| 10. vor gewürtz auch 1 Huedt Zucker | 4 | 27 | — |
| 11. vor 3 Schock krebse geben | — | — | 15 — |
| 12. Curd Meinicken ein Stier vndt Schwein zu schlachten | — | — | 10 — |
| 13. Sonst Petern vnd Doroteen vors vfwarten | — | — | 22 — |
| 14. Den beiden Schüsselswäscherinnen geben à 5 Tage | — | — | 20 — |
| 15. Vor 5 Dutz. Schüsseln vndt 8 Dutz. Teller zu leyhen | — | — | 2 — — |
| 16. Vor 120 Kubel rocken vnd 120 Weitzen Kubeln nebenst ½ Himten fein Weitzenmehl | — | — | 2 24 — |
| 17. Noch vor 2 Schock Krebse | — | — | 10 — |
| 18. Dem Koche geben nebenst dem 1 Schaaffell, 1 Kalb- und 3 Lammerfelle | — | — | 5 — — |
| 19. Den Spielleuten so 2 Tage aufgewartet | — | — | 5 — — |
| 20. Vor ein feist Kalb von Brunßrode | 1 | 18 | — |
| 21. Vor 1 Ahm Wein davon aber die Helffte behalten, item Süßewein nebenst dem ½ Faße | — | — | 33 24 — |
| 22. Vor Confeckt laut Zeddul | — | 8 | 15 — |
| 23. Vor 2 Lemmer von Brunßrode vnd eines von meinem genommen | — | — | 32 — |
| 24. Vor 4 Zitronen geben | — | — | 12 — |
| 25. Vor Baumöhl | — | — | 3 — |
| 26. Vor ein Buch Zwistgoldt zu den Vergülden | — | — | 4 4 |
| 27. Vor Rauchpulver | — | — | 4 — |
| 28. Zwey Herrendiensten So nach Braunschweig gewesen | — | — | 3 — |

| | Rthl. | mgl. | pf. |
|---|---|---|---|
| 29. vnd Buch so der Koch hingepracht | — | 1 | — |
| 30. Letzlich dem Organisten allhie, so etwas mit vffgewartet verehrt | — | 1 | — — |
| Summa alleß baaren Geldtes | — | 82 | 21 — |

über voriges ist aus dem gute gefolget vndt zukommen wie folget:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1. Ein rindt vnd junger Ochse von 4 jahren zu rechnen vf 6 Rthl. abgangen, die Haut pliebe | — | — | 4 | 18 — |
| 2. Ein Schwein so gemeistet mit 2 Himten Bohnen 1 Himten Erpsen vnd 1 Himpten gersten vngefähr anzurechnen mit dem Korn | — | — | 3 | 18 — |
| 3. Ein Rehe und 5 Hasen, das Schießlohn | — | — | 1 | 6 — |
| 4. Eier 1 Schock, weil 1 Schock von Brunßrode kommen | — | — | — | 9 — |
| 5. Vor 4 Himten Korn das Mehl zu broht und pastehten à 12 gr. | — | | 1 | 12 — |
| 6. An Habern vfgangen 16 Himten à 6 gr. | — | — | 2 | 24 — |
| 7. Zwey welsche Hanen à 27 gr. | — | | 1 | 18 — |
| Summa Summarum ist außgeben | — | | 97 | 18 — |
| Dakegen entpfangen an patengeld vngerechnet, was meiner Liebsten geben, vndt nachdem die Printzen noch nichts geschicket | — | — | 62 | — — |

a. Patengelder Anno 1654.

Wegen meines Sohnes Georg Ernsten von Bülow verehret:

1. Die Landdrostin zu Dickhelf geben 6 Rthlr.

2. Die

2. Die Marschalkin von Hanofer an 10 Ducaten — — — 20 Rthl.
3. Die alte von Mahrenholtz geben — 10 —
4. Der von Gersen ein Stück von 5 Ducaten — — — 10 —
5. Der junge Harlingk 5 Ducaten — 10 —
6. Die von Bülov geborne quitzow — 8 —
7. Die Obristin von Gifhorn — 10 —
8. Herzog Georg Wilhem — —
9. Herzog Ernst Augustus — —

NB. Hievon der Frauen geben zu Handgelde vndt dem Kiude zu hinterlegen das Stück von 5 Ducaten nebenst 2 Rthl. ist — — — 12 —

b. Küchenzettul Abends den 3ten Juny 1654.

1. Rindfleisch.
2. Fische.
3. gepraten Hasen.
4. Sallath.
5. Schweine Klawen.
6. Wapenkuchen.
7. Kalbes Kaldaunen.
8. Hasenpfeffer.

Ingeschoben

1. Lambfleisch.
2. Feldhüner gepraten.
3. Eyertarten.
4. Krebse.

Butter vndt Kaese.

c. An Habern verreichet bey wehrendt Kindteuff Anno 1654.

Den 3ten Juny außgemessen:
Des von Harlingen Gutschern — 2 Himbten.
Den 4ten
Des von Mahrenholtzen Knechten vf 6 pferden — — 3 —
Des Herrn Hofmarschallen 4 pferden 2 —

| | | | |
|---|---|---|---|
| Des von Harlingen | — | — | 2 Himbten. |
| Dem pastor von Wetmershagen | | 1 | — |
| Dem pastor von Brunßrode | — | 1 | — |

Den 5ten.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Hofmarschallen | — | — | 2 — |
| Harlingern | — | — | 2 — |
| Dem pastor von Brunßrode | — | 1 | — |

## 24. Mönchsbetrügerei in Rußland.

Das Zeitalter, welches der Regierung des Kaisers Peter des Großen in Rußland vorhergieng, war der Scheinheiligkeit, dem Betrug und den Spitzbübereyen günstig. Heuchler, ohne an Wunder zu glauben, fanden ihre Rechnung bei dem Wunderwahne, und Betrüger bereicherten sich dadurch. Einige Hellsehende, welche den Betrug durchschauten, wagten es nicht, ihre Ueberzeugung laut auszusprechen, aus Furcht vor der mächtigen Geistlichkeit. Hier, wie überall, leuchtete der Kaiser mit seinem Beispiele voran.

I. Als er sich zum erstenmal auf einer Reise ins Ausland befand, kam aus dem alten Griechenlande ein betrügerischer Mönch nach Moskau. Er machte bekannt, daß er ein unschätzbares Kleinod mit sich bringe, nemlich einen Theil von dem Hemde der Mutter Gottes. Man stellte diesen Mönch Peters Gemahlinn Eudoxia Feodorowna vor. Er erzählte ihr eine lange Geschichte von der Mühe und den Kosten, die er gehabt habe, ein so köstliches Kleinod aus dem Lande der Unglaubigen zu retten, von dem glücklichen Zufalle, der es ihm in die Hände gespielt, und versicherte zuletzt, daß er blos deswegen dieses Heiligthum nach Rußland gebracht

gebracht habe, weil er kein Land kenne, wo die Andacht und der Glaube einen festern Sitz habe.

Diese Fabel, die mit einer heuchlerischen Miene vorgetragen wurde, wäre hinreichend gewesen, die Czarinn und ihren ganzen Hof von dem unschätzbaren Werthe dieses Lumpens zu überzeugen; aber der Mönch wollte auf eine augenscheinliche Weise einen Beweis von der Wunderkraft seines Kleinods geben und befahl glühende Kohlen herbei zu schaffen. Das heilige Tuch wurde in Gegenwart des Patriarchen und anderer vornehmen Geistlichen über die Kohlen ausgebreitet, und o Wunder! es trotzte der Wuth des Feuers, es wurde reiner und schöner, als es vorher gewesen war. Alle wurden von Staunen und Bewunderung hingerissen; alle glaubten den Worten des Mönchs; alle waren in andächtiger Entzückung über das göttliche Kleinod. Man umhüllte es mit reichen Teppichen, und trug es in Procession unter lauten Gesängen in die Kirche. Der Betrüger wurde noch über seine Erwartung belohnt.

Bald darauf kam Peter von seinen Reisen zurück. Man erzählte ihm mit allen Umständen die Wundergeschichte mit dem Heiligthume. Der Monarch argwöhnte sogleich den Betrug, befahl die Reliquie herbeizubringen, und bewies, daß sich alle von einem listigen Gauner hätten hintergehen lassen, weil die Wunderreliquie nichts weiter als ein Asbestgewebe wäre. — „Wo ist der Mönch?" fragte der Monarch. Aber der Mönch war schon lange mit den Geschenken und Geldern, die man ihm verehrt hatte, jenseits der russischen Grenze. —

II. Als Peter einst von Moskau nach Petersburg reiste, nahm er unterwegs seinen Abstand in dem iwerskischen Kloster. Es war gerade Sonntag,

er wohnte der Messe bei, und nach derselben begab er sich mit seinem ganzen Gefolge in das Zimmer des Archimandriten, der ihn um diese Gnade gebeten hatte. In dem Zimmer blickte der Monarch dem Archimandriten einige Zeit starr in die Augen, und sagte darauf zu ihm: „Dein Gesicht ist mir bekannt, ich muß dich ehemals in weltlichen Kleidern irgendwo in Moskau gesehen haben.“ Der Archimandrit antwortete aber, daß er jetzt das erstemal das Glück hätte, das Angesicht seines Monarchen zu sehen.

Peter ließ sich durch diese Antwort nicht irre machen; er faßte den Archimandrit bei der Hand, und führte ihn in eine Nebenzelle, wo er ihm unter vier Augen die Frage vorlegte: ob er nicht vor langer Zeit in Moskau gewesen sey? „Rede die Wahrheit, fuhr er fort, du hast nichts arges von mir zu fürchten. Ich gebe dir hierauf mein fürstliches Wort.“

Der Archimandrit fiel jetzt auf seine Kniee, und bat um Verzeihung, daß er seine Schande hätte verbergen wollen. „Ich war, sprach er, ehemals in Moskau; es ist aber schon so lange, daß ich nicht mehr sagen kann, in welchem Jahre. Ich lebte als Einsiedler im Keller unter der Halle der Kirche des heiligen Waßilii.“ — „So warst du derjenige, unterbrach ihn der Czar, welcher am Fenster das Bildniß der Mutter Gottes ausstellte, welche Thränen über die Sünden der Menschen vergoß?“ — „Ja, ich war es, gnädigster Fürst!“ antwortete der Archimandrit, nicht ohne Besorgniß. Der Monarch begnügte sich mit diesem Geständnisse, und gieng in das vorige Zimmer zurück, wo er dem Archimandriten den Befehl gab, allen Anwesenden seine Schelmereyen zu erzählen, und die Mittel zu sa-

gen,

gen, durch welche er einem hölzernen Marienbilde künstliche Thränen entlockt hätte.

Der Archimandrit, der sich nicht weigern durfte, den Willen des Monarchen zu vollziehen, schlug die Augen nieder, und begann seine Erzählung mit diesen Worten: „Ich höhlte das Holz hinter den Augen des Marienbildes aus. Die Oeffnungen füllte ich mit feinem Schwamm an, den ich mit Wasser tränkte, und mit dünnen Holzscheiben bedeckte; damit niemand den Betrug gewahr werden möchte, überzog ich die ganze hintere Seite des Bildes mit Leinwand. Die beiden Augensterne durchbohrte ich ganz unmerklich mit einer Nadel. Wenn nun die Leute zu mir kamen, um das Bild zu verehren, so hielt ich es jedesmal mit beiden Händen, und brauchte blos mit einem Daumen die Stellen zu drücken, wo der Schwamm lag, um Wassertropfen aus den Augenöffnungen hervorzupressen. Auf diese Weise erwarb ich mir durch die Freigebigkeit der Andächtigen eine ansehnliche Summe Geldes, ich entfernte mich aus Moskau, und legte in einer wüsten Gegend ein Kloster an, dem ich als Aufseher vorstand. In der Folge ernannte man mich in dem iwerskischen Kloster zum Archimandriten.“

Nach dieser offenherzigen Beichte sagte der Monarch: „Ich erinnere mich, daß in meiner Jugend meine Schwestern mich einst mit zum weinenden Bilde der Mutter Gottes nahmen, und daß ich, da mir die Sache verdächtig vorkam, diesen Mönch so aufmerksam betrachtete, daß seine Züge, ob er gleich sehr gealtert hat, mir auch heute noch bekannt vorkommen.“

Der Monarch ließ dem Archimandriten seine Stelle, und befahl blos, das wunderthätige Marienbild aus dem Kloster wegzuschaffen, in welchem

es

es geblieben war; und damit es in der Folge nicht wieder zum Werkzeuge des Mönchsbetruges dienen möchte, befahl er dasselbe in den Synod abzuliefern.

## 25. Sonderbares Testament.

Im Jahr 1733 starb zu Whittleson in England ein Mann, Namens Unterwood, welcher ein höchst sonderbares Testament hinterließ, aus welchem Folgendes ausgezeichnet zu werden verdient:

1) Auf mein Grab soll man, sobald ich eingesenkt worden, ein kleines weißes Stück Marmor legen, mit der Innschrift: Non omnis moriar. (ich werde nicht ganz sterben). J. Unterwood. 1733.

2) Sollen, sobald dieses geschehen, die Herren *** (es waren sechs Personen) die letzten Strophen aus Horazens zwanzigster Ode des zweiten Buches singen.

3) Sollen keine Glocken geläutet werden, auch soll mich niemand von meinen Anverwandten oder Freunden, ausser vorgedachte sechs Herren, in bunten Kleidern zu Grabe geleiten.

4) Soll der Sarg grün angestrichen werden, weil dieses immer meine Lieblingsfarbe gewesen.

5) Soll man mich mit meinen gewöhnlichen Kleidern in den Sarg legen; des Sanadens Horaz unter den Kopf, Bentleys Milton zu den Füßen, ein kleines griechisches Testament in der Rechten, und eine kleine Edition des Horaz in der Linken, und Bentley's Horaz unter dem Hintern.

6) Soll meine Schwester gedachte sechs Freunde, nach der Beerdigung, im Sterbhause mit einem Abendessen bewirthen, und jedem für seine Bemühung zwölf Guineen auszahlen, und

7) Sol:

7) Sollen diese sechs Herren nach dem Abend, essen Horazens ein und dreissigste Ode des ersten Buches absingen, und wenn dieses geschehen, sollen sie bei einem Glase Wein fröhlich seyn und nicht denken an Unterwood.

## 26. Poetische Aeußerungen über die Domkirche in Würzburg.

Als der neu erbaute Thurm an der hohen Domkirche zu Würzburg im Jahr 1763 seiner Vollendung nahe war, ließen die Baudirectoren, nebst einigen Gedächtnißmünzen, auch mehrere Denkverse verfertigen, um sie in den Thurmknopf zu den alten zu legen. Vorher schickte man sie aber dem Fürsten Adam Friedrich, einem gebornen Grafen von Seinsheim, welcher sich eben damals zu Zeil aufhielt. Er besah diese Kunstproducte, und äußerte über die Poesien das nachfolgende Urtheil. Zur bessern Würdigung desselben möge hier eine Stanze eines jener Gedichte eine Stelle finden:

Die Schlag-Glock und Viertel Uhr
Im Thurm hoch geheuket wur
So sie bevor weit unten hieng
Die Viertel Uhr erst neu Anfing
In diesem Jahr war vorhin nit
Noch eins, das werk, thu ich dich bitt
Wie Getrayd und Wein zu dieser frist
In hohes Geld gestiegen ist.
Das Malter Waiz deß gleich auch Korn
Um 8 Guld bezahlet worn
Das Malter Haber großes Maas
Um sechs Gulden der Kauf war
Desselben gleich das Fuder Wein
Allhie und uff dem Land gemein

Funfzig, sechzig und auch siebenzig
Gulden bis uf sechs und Neunzig
Gegolten hat an diesem Ort
Kein Mensch so alt, der vor mehr hort.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß man eine so gräuliche Reimerey noch in den Jahren 1760 habe fabriciren, am allerwenigsten lesen können. Der Erzbischof ließ durch den geheimen Referendar Prümmer unterm 24 November Folgendes antworten:

„Die neuen Denkverse betreffend, so haben seine Hochfürstl. Gnaden an deren Inhalt und eigentlichen Stoff nichts sonderliches zu erinnern oder beizusetzen; Höchstdieselbe vermeinen aber, daß, wie alles nach denen heutigen Zeit und Umständen ganz billig eingerichtet wird, also auch die erhabene schöne Dichtkunst oder vortrefliche teutsche Poesie unsers gegenwärtigen Gelehrt: und ohngleich mehr polirten Sæculi hätte solln imitirt und also die Fertigung sothaner Denkversen einem hierinnen recht ausbundig geübten Manne, Aufgetragen werden, welches ein sächsischer Rabener, Weiss, oder andere dergleichen berühmte deutsche Versificanten gegen eine geringe Douceur unvergleichlich würden Vollzogen haben; dieses ist Jedoch nur eine erinnerung, welche denen H. Baudirecteurs ledigl. anheim gestellt bleibt. Ich aber ꝛc.“

Wer ist mehr zu bewundern, der Dichter oder der Referendar?

# Achte Abtheilung.

# Anekdoten.

## 1. Verzeihlicher Fehler eines Regenten.

Burkhard, Graf von Linzgau, Buchhorn und Montfort, wurde im Jahr 959 von Kaiser Otto selbst, vermittelst der Belehnung mit Ring und Stab, als Abt zu St. Gallen bestätiget. Burkhard ward sonst ein tapferer Ritter und braver Kämpfer gewesen, aber ein Sturz mit dem Pferde machte ihn für den Krieg unbrauchbar. Das bei dieser Gelegenheit zerbrochene Bein wurde so schlecht geheilt, daß er von der Zeit an hinkte. Von ungefehr traf sich's, daß der Dechant, den Burkhard zu St. Gallen vorfand, auch hinkte. Als daher einst der Abt Kebo von Lorch auf Befehl des Kaisers nach St. Gallen kam, um daselbst Visitation zu halten, und die beiden hinkenden Herren erblickte, konnte er sich des Lachens nicht enthalten. Diese sahen ihn betroffen an, aber er kam ihren Beschwerden schon mit der Antwort entgegen: „Bekümmert euch nicht ob eures Gebrestes, liebe Herren, denn es ist immer besser für die Untergebenen, wenn der Regent, als wenn die Regierung hinkt."

2. Ehe-

## 2. Eheliche Treue und Keuschheit eines deutschen Fürsten.

Die eheliche Treue war eine Tugend, auf deren vorzügliche Ausübung die Deutschen in jedem Zeitalter stolz seyn konnten. Schon Tacitus lobt die Nation deshalb, und noch fünfzehn Jahrhunderte nach ihm diente sie den Ausländern zu einem rühmlichen Sprüchwort.

Landgraf Ludwig der Vierte von Thüringen, der nachher wegen seiner strengen Sitten den Beinamen des Heiligen erhielt, hatte im Jahr 1217 einen Zug nach Italien gemacht. Auf seinem Rückwege kehrte er bei einem gewissen deutschen Fürsten ein, der ein sehr guter Freund von ihm war. Dieser bot alles auf, um seinem Gaste den Aufenthalt angenehm zu machen. An Essen fehlte es nicht, und wie man leicht erwarten kann, noch weniger an Trinken, Musik und Tanz. Endlich als die Sinne genug geschwelgt hatten, führte der Wirth seinen Gast in eine schöngeputzte Schlafkammer, und wünschte ihm eine gute Nacht. Schon hatte der Landgraf die Decke seines Bettes aufgehoben, und wollte hineinsteigen, als er bemerkte, daß der Wirth die Gastfreiheit, wenigstens nach seinen Begriffen, gar zu weit getrieben hatte. Er fand eine schöne Dirne im Bette, die auf höhern Befehl seiner wartete. Geschwind zog er den schon aufgehobenen Fuß wieder zurück, und rief seinem Marschall.

„Die Maid, sprach er heimlich zu ihm, die ich bei mir in diesem Bette habe, die nimm von mir, und bringe die heymlichen inweg, und gieb ihre eine löthige Mark Silbers an Gelde, daß sie ein neu Rock mit kaufe, und sag' ihr, daß sie dem,

der

der sie hergeschickt hat, danke, und niemand weiter etwas sage."

Ein andermal wurde die Standhaftigkeit desselben Landgrafen auf eine noch härtere Probe gestellt.

Ein gewisser thüringischer Ritter hatte ein sehr schönes edles Weib, viel Vermögen, aber keine Kinder; denn er war, wie der Geschichtschreiber sagt, „von Krankheit gebrechlich und unfruchtbar." Dem guten Ritter gieng es nahe, daß sein großes Haabe an Fremde kommen sollte; er klagte daher seiner Gattin seine Noth, und gab ihr zu verstehen, daß er entschlossen sey, unter zwey Uebeln das kleinste zu wählen, und lieber einmal auf eine Nacht seinen Platz einem andern abzutreten, als seine schöne Besitzungen nach seinem Tode auf immer fremden Händen zu überlassen. Die Frau widersprach und versicherte, sie wolle lieber nach seinem Tode nach Berode gehen, als diese Schande auf sich laden. Allein der Ritter ließ von seinem Entschlusse nicht ab, und versprach ihr, einen Mann zu diesem Geschäfte aufzusuchen, der gewiß seine und ihre Ehre bewahren würde, und schlug ihr zugleich den Landgrafen Ludwig vor, schilderte auch ihr die Tugend dieses Fürsten mit so starken Farben, daß sie endlich einwilligte.

Der Ritter zog nun zum Landgrafen, trug ihm sein Anliegen vor und verlangte von ihm, als dem Vater des Vaterlandes, Hülfe. Der Landgraf hörte die angenehme Bitte des Edelmanns, wie es schien, gnädig an, und bestimmte einen Tag, an welchem er auf seinem Schlosse erscheinen und die Sache vornehmen werde. Der Edelmann reiste froh von Eisenach ab, und auf sein Schloß, des Tages harrend, an welchem ihm sein Wunsch gewährt werden sollte.

An dem bestimmten Tage hielt der Landgraf eine Jagd in der Nähe des Schlosses, auf dem der Ritter wohnte, stahl sich heimlich von seinem Gefolge hinweg, und stand bald vor dem Ritter, der ihn mit großem Jubel bewillkommte, und guten Wein nebst köstlichen Speisen auftragen ließ. Nun hatte sich der Landgraf vorher von seinem Leibarzte eine gewisse Latwerge machen lassen; von dieser gab er dem Ritter, ohne ihm jedoch etwas von ihrer verborgenen Kraft zu entdecken, zu essen. Sie saßen noch eine lange Weile beim Becher, und waren fröhlich. „Und da empfand, sagt der Geschichtschreiber, der Ritter der Latwerge Kraft, und als es nu an der zeit war, daß man schlafen sold gehen, da hieß der Wirth sei Frawen entweichen, und sprach zu dem Landgrafen: Liber gnädiger Herr, wollt ihr nicht vor obil (übel) von mir han, etzwas mit euch zum reden? So sprach der Fürst lachend: Red alles, was du willst. Da sprach er: Ich danke Eure Gnaden, daß ihr zu mir kommen seyt, ich empfinde nu in mir sotane Kraft, daß ich gern selber bey miner Frawen lege. Da lacht der Herr und sprach: Ich bin dorumme nit hergekommen, daß ich deine Stelle verträte, sondern, daß ich dein Leib und Weib von der Schande erlöse.“

Die Plätze wurden nun vertauscht. Der Landgraf gieng in das Bette, das sich der Ritter für diese Nacht hatte zubereiten lassen, und das Weib umarmte ihren Gatten statt des Landgrafen, welcher froh war, sich so gut aus dieser Verlegenheit gezogen zu haben.

## 3. Strenge Handhabung der Gesetze.

Unter den Feldherren König Heinrichs des Siebenten in England, besaß keiner die Liebe des Mo-

Monarchen in einem so hohen Grade, als der Graf von Oxford. Dieser Feldherr hatte einst auf seinem Schlosse Henningham den König aufs herrlichste bewirthet, und um bei der Abreise seines hohen Gastes in glänzendem Prunke zu erscheinen, hatte er alle seine Hintersaßen aufgeboten, welche in prächtigen Kleidern sich in zwey Reihen im Schlosse aufstellen mußten.

Während der blutigen Bürgerkriege, welche vor Heinrichs Regierung England zerrüttet hatten, war unter den Großen die Sitte herrschend geworden, ihren Unterthanen Livreen zu geben, um bei Kriegszügen und Aufständen desto mehr Söldner bereit zu haben, aber Heinrich hatte strenge Befehle gegen diesen Mißbrauch gegeben. „Lord, sprach der König zu dem Grafen, ich habe viel von eurer Gastfreiheit gehört, aber was ich hier sehe ist mehr, als der Ruf verkündet. Diese hübschen Leute, die hier auf beiden Seiten stehen, sind ohne Zweifel eure Dienstboten?“

Der Graf lächelte und gestand, daß er nicht vermögend genug sey, solchen Aufwand zu machen. „Die meisten, setzte er hinzu, sind meine Unterthanen, welche mir bei dieser Gelegenheit ihre Dienste leisten wollten, da sie hörten, daß mein König mich mit seiner Gegenwart beehren wollte.“

„Meiner Treue, Lord, sprach der König nach einer Pause, ich dank' euch für die gute Bewirthung, aber ich kann nicht gestatten, daß meine Gesetze vor meinen Augen verletzt werden. Mein Fiskal wird mit euch sprechen.“ Und Oxford mußte mit fünfzehen tausend Mark für das Vergehen büßen.

## 4. Markgraf Albrecht zu Brandenburg.

Der kriegerische Markgraf Albrecht der Jüngere zu Brandenburg (geb. 1522 gest. 1557) wurde einst von einigen seiner Freunde gewarnt, nachgiebiger zu seyn, sonst würde ihn der Kaiser noch mit der Acht und Aberacht belegen. — „Das macht mir keine Sorge, erwiederte der Markgraf: acht und aber acht sind erst sechzehen, und mit so vielen denk' ich schon fertig zu werden."

## 5. Des Künstlers scharfes Gesicht.

Der Kupferstecher Ludovico in Rom besaß ein außerordentlich scharfes Gesicht. Er hatte oft mit Nahrungssorgen zu kämpfen, und arbeitete für Jedermann. Einst kam ein mittelmäßiger Dichter zu ihm, mit einem Gedichte in der Hand, das er dem damaligen Pabste Leo dem Zehenten widmen wollte, und bestellte das päbstliche Portrait, mit der Bitte, es dem Gedichte sauber vorzudrucken. Der Künstler übernahm die Arbeit, jedoch unter der Bedingung, daß er bei Ueberreichung des Gedichts zugegen seyn dürfte, welches ihm zugestanden wurde.

„Wie kommt es, sagte der Papst, nachdem er die Verse flüchtig durchgesehen, daß diese gewöhnliche Poesie ein so vollkommenes Kunstwerk begleitet? Von wem ist es?" — Nun trat Ludovico hervor, und sagte: „Von mir." — Beschämt stand der Dichter da, als der Pabst sogleich dem Künstler tausend Zechinen auszahlen ließ. Jetzt nahm der edle Ludovico das Wort, und sagte: „Alles ist das Werk des Dichters; er hat es bei mir bestellt, und alle Züge und Striche des Kupferstiches enthalten nichts, als blos die Worte seines Gedichtes."

Erstaunt nahm Leo ein Vergrößerungsglas, und fand nun wirklich das ganze Gedicht in dem Portrait. „Wie ist es aber möglich, sagte der Pabst, ohne eine gänzliche Zerstörung des Auges, ein solches Werk zu vollenden?“ — „Das ist Organisation meines Auges, erwiederte Ludovico, denn ich sehe nicht nur bei Tage heller als Andere, sondern kann auch im Dunkeln gut sehen.“

Sogleich ließ der Pabst, um davon eine Probe zu haben, die Fenster seines Zimmers verfinstern, und gab dem Künstler ein zufällig zunächst vor ihm liegendes Blatt zum Vorlesen. Ludovico fieng laut an zu lesen, stürzte aber ohnmächtig zu Boden. Das Blatt enthielt nemlich den Bericht des Gouverneurs an den Pabst, von dem über des Künstlers Bruder an diesem Tage ausgesprochenen Todesurtheil, weil er Jemanden im Duell ermordet hatte; ein Urtheil, das Ludovico jetzt erst erfuhr. Aus Achtung für den Künstler wurde der Verurtheilte begnadigt, und der Dichter bekam — einen geweihten Rosenkranz.

## 6. Wie Kepler belohnt wurde.

Es scheint zu den Schicksalen der Gelehrten zu gehören, daß sie sich durch das Bewußtseyn, Lohn zu verdienen, schon für belohnt genug halten sollen.

Kepler, einer der größten Astronomen, giebt hievon ein in der That empörendes Beispiel ab. Der berühmte Dänische Astronom Tycho de Brahe zog ihn nach Böhmen, und er ward nach dem bald erfolgten Tode desselben kaiserlicher Mathematikus. Dreissig Jahre lang bekleidete er dieses Amt; dreissig Jahre hindurch hatte er aber auch immer seine Noth, so oft er seinen Gehalt verlangte. Als er

neun

neun Jahre im Dienst war, klagte er bei Kaiser Rudolph, der ihn angestellt hatte, und bat um Zahlung großer Rückstände; Rudolph befahl die Zahlung, aber sie erfolgte dennoch nicht. Unter Kaiser Matthias erneuerte er seine Klage; Matthias befahl ebenfalls die Zahlung, aber ebenfalls vergeblich, und Kepler klagte nun schon zwanzig Jahre um seinen Gehalt. Endlich empfieng er unter Kaiser Ferdinand alles, was er seit ein und zwanzig Jahren zu fordern hatte. Nichts desto weniger mußte er bald seine alte Klage von neuem führen; sein Gehalt ward ihm von den Rentmeistern wieder verweigert. Die Härte gegen ihn dabei gieng so weit, daß er, um seinen verdienten Lohn zu erhalten, sich in Person an den Reichstag in Regensburg wenden mußte, und — diese Reise kostete dem Rechtschaffenen das Leben. Er hinterließ seine vielen Kinder in großer Armuth, und seine Wittwe empfieng weiter keinen Beistand für sie, als den, der ihr durch die Herausgabe seines letzten Werks, einer Beschreibung des Monds, verschafft ward. So mußte der Mond wirklich Kinder ernähren, deren weltberühmten Vater man schon vom Mondschein hatte leben lassen wollen.

## 7. Zurechtweisung eines verwegenen Fürsten.

Als Churfürst Friedrich der Erste von der Pfalz, der Siegreiche genannt, einst auf der Jagd auf eine hohe Steinklippe ritt, sah dieses ein altes Weiblein, welche nicht fern davon Holz zusammen suchte. Sie fieng an, heftig auf ihn zu schelten und zu fluchen, indem sie sagte: „Hast du denn keinen andern Weg? Hat dich der Teufel hinaufgeführt, so führe dich Gott wieder hinab.“

Als

Als der Churfürst das hörte, ritt er auf das Mütterchen zu, und fragte sie: ob sie wohl wüßte, wer er wäre; und wenn ihr dieß bekannt sey, warum sie so ungestümm auf ihn herausfahre? Sie erwiederte: „Ich weiß es sehr wohl, daß du unser Churfürst bist, und daß du fast mit jedermann Krieg und Streit hast; wenn du dich nun durch deine Verwegenheit selbst um das Leben brächtest, und mit dem Pferde von der Klippe herabstürztest, wer wäre in größerer Noth, als wir arme Unterthanen? Wenn du deiner nicht schonen willst, so solltest du doch billig deiner armen Unterthanen schonen.“ Als er dieß hörte, lachte er, zog etwas Geld hervor, gab es ihr und sagte: „Mütterchen, du hast recht, ich will nun das hinfort nicht mehr thun.“

## 8. Die Bürgschaft.

Ein Edelmann hatte im dreissigjährigen Kriege einen Bürger mit sich fortgeführt, und in seinen Thurm gelegt. Nach einiger Zeit bat der Gefangene um eine Unterredung. Er kam und sagte: „Lieber Junker, ich liege hier und bin weder euch noch mir nütze. Meine Freunde wollen auch kein Lösegeld für mich schicken; laßt mich also heimziehen, in acht Wochen will ich mich wieder ehrlich einfinden und das Geld bringen.

Der Edelmann fragte, wenn er zum Bürgen stelle?

„Ich habe niemanden, war die Antwort, als Gott. Bei diesem Bürgen schwör' ich euch, mein Wort zu halten.“

„Den Bürgen nehm ich an,“ sagte der Junker, und ließ ihn ziehen.

Der arme Mensch schlug nun sein Haus, und all sein Haab und Gut an; aber das Geld war nicht so bald zusammengebracht; es verstrichen drei Wochen über den Termin. Indessen ritt einst der Junker mit zwei Knechten über Feld, und begegnete einem Prior mit einem Knecht und zwei sehr schönen Pferden. Der Junker wunderte sich, daß dieser Mönch so prächtig einherritte, grief dem Pferde des Priors in den Zügel, und fragte ihn: „wer seyd ihr, und wer ist euer Herr?"

Der Prior sagte: „Ich bin ein Diener Gottes, und Gott ist mein Herr."

„Ey, so kommt ihr mir eben recht, sagte der Edelmann. Ich habe jüngst einen Gefangenen losgelassen, der mir euren Herrn zum Bürgen gestellt hat. Euer Herr ist mir zu mächtig, dem kann ich nichts anhaben: ich will mich also an seinen Diener halten." Und so führte er den Mönch auf sein Schloß, und nahm ihm alles ab. Kurz darauf stellte sich der Bürger ein, entschuldigte sich, und wollte das Geld auszahlen. Allein der Edelmann rief: „Behalte dein Geld, guter Freund, und zieh' deine Straße; dein Bürge hat schon für dich bezahlt."

## 9. Fürstliche Würdigung Luthers.

Der Churfürst Johann Georg der Erste von Sachsen war ein großer Verehrer Luthers. Einst schenkte ihm der Stiftsrath zu Wurzen, Johann Martin Luther, ein Urenkel dieses großen Mannes, den Petschaftring desselben. Diese Reliquie hielt der Churfürst so werth, daß er sie beständig an seinem Finger trug. Als er 1652 zu Prag war, ließ er sich mit diesem Ringe bei dem Kaiser selbst und

in

in Gegenwart vieler Reichsstände sehen, und betheuerte bei dieser Gelegenheit öffentlich: er wollte sich lieber in Stücken zerhauen lassen, als von der Lehre abweichen, die dieser große Mann gepredigt habe. Auch im Sterben verehrte er dieses Kleinod noch. Denn als er dem Tode immer näher kam, legte er alle seine Ringe ab, bis auf den Siegelring Luthers. Diesen ließ er mit Seide umwinden, weil er ihm in der Krankheit zu weit geworden war, steckte ihn dann wieder an seinen Finger, nnd drückte ihn noch einmal mit der andern Hand recht innig. Churfürst Johann Georg der Zweite foderte 1679 diesen Ring aus der Kunstkammer in Dresden, in welche er nie wieder zurück gekommen ist.

Eben dieser Churfürst Johann Georg der Erste zeichnete sich durch seine majestätische Gestalt und Miene so sehr aus, daß ihm oft viele hohe Personen nachzogen, um ihn zu sehen, und sie gestunden, daß sie in ihrem Leben keine solche Majestät noch gesehen hätten. Gewönlich nannte man ihn die Säule des Reichs und den Beschützer der Reichsgrundgesetze.

## 10. Die Königinn Elisabeth und der Zahnarzt.

So viel Männlichkeit die Königinn Elisabeth affectirte, so konnte sie sich doch nicht entschließen, sich einen Zahn ausziehen zu lassen, ungeachtet er ihr sehr heftige Schmerzen verursachte, und kein anderes Mittel vorhanden war, derselben los zu werden. Vergebens verschwendete der Zahnarzt alle seine Vorstellungen, wirkungslos blieben die Bitten der Höflinge. Da setzte sich endlich der Bischof Aymar von London, der zugegen war, in einen

Lehnstuhl, winkte dem Zahnarzt, öffnete den Mund und zeigte mit dem Finger auf einen seiner ganz gesunden Zähne. Er ließ sich solchen herausziehen, und wies ihn hierauf ganz kaltblütig den Anwesenden. Elisabeth erstaunte über eine solche ganz gleichgültige Ruhe, gab ebenfalls dem Zahnarzt ein Zeichen, und ertrug, ohne ihren Schmerz zu verrathen, diese Operation mit vieler Standhaftigkeit.

## 11. Karl der Zwölfte und sein Kanzler.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Pultawa im Jahr 1709 nahm Karl der Zwölfte, König von Schweden, seine Zuflucht zu den Türken. In Bender, seinem Aufenthaltsorte, beschäftigte er sich entweder mit Reuten, oder mit dem Exerciren der wenigen Truppen, die er noch bei sich hatte; zuweilen spielte er auch Schach. Wer sich ihm gefällig machen wollte, begleitete ihn bei seinem Ausreuten, und gieng den ganzen Tag in Stiefeln, denn Karl konnte keine Schuhe leiden. Als er an einem Morgen seinen Kanzler, Müller, noch schlafend im Bette fand, wollte er ihn nicht aufwecken, sondern wartete im Vorzimmer auf ihn. Es war eben ein großes Feuer im Kamin. Nicht weit davon standen einige Paar Schuhe, die Müller zu seinem Gebrauche aus Deutschland hatte kommen lassen. Der König ärgerte sich über den Anblick derselben, warf sie in's Feuer und gieng fort. Als der Kanzler beim Erwachen den unangenehmen Geruch des verbrannten Leders empfand, und die Ursache davon erfahren hatte, sagte er: „Das ist doch ein besonderer König, dessen Kanzler immer gestiefelt seyn muß."

## 12. Gefährliche Verkündigung einer Sonnenfinsterniß.

Unter der Regierung des Czars Alexis Michallowitsch von Rußland, der von 1654 bis 1676 herrschte, befand sich ein persischer Gesandter auf seiner Reise nach Dänemark gerade in Moskau, als eine Sonnenfinsterniß nahe war. Sein Secretair, ein Astronom, hatte ihre Größe in dieser Stadt berechnet, und gefunden, daß sie beinahe total seyn würde. Diese Vorhersagung, mit Bestimmung des Tags und der Stunde u. s. w. verbreitete sich bald, und fand keinen Glauben. Man glossirte nur über die Anmaßung eines Menschen, der von einer solchen Erscheinung unterrichtet zu seyn glaubte, die doch nur Gott wissen und leiten könne, und über die Dummdreistigkeit, sich dessen zu rühmen. So oft der Secretair sich auf der Straße sehen ließ, hatte er einen großen Haufen Menschen hinter sich, die ihn mit vieler Aufmerksamkeit betrachteten. Er schrieb dieses Zusammenlaufen der Neugierde, einen Fremden zu sehen, zu, und hatte gar kein Arg daraus. Als aber der Tag der Finsterniß erschien, und seine Vorhersagung in allen Punkten eintraf, so umringte der Pöbel gegen Abend sein Haus, und verlangte mit großem Geschrei, man solle ihn den Hexenmeistern ausliefern, der die Sonnenfinsterniß verursacht hätte, um ihn zu verbrennen oder zu zerreissen. Wenn der Czar nicht Wache geschickt hätte, die ihm seine Flucht erleichterte, so würde er die Zahl der Schlachtopfer vermehrt haben, die das Unglück hatten, unter Barbaren aufgeklärt zu seyn.

## 13. Komischer Betrug.

Charnace', ein französischer Edelmann, war Page bei Ludwig dem Vierzehenten, und zugleich unter seiner Leibwache. Er hatte vor seinem Landgute in Anjou eine sehr lange Allee, die aber durch das Haus eines Bauern, der zugleich ein Schneider war, verdeckt wurde. Weder Charnace' noch sein Vater hatten den Bauer dahin bringen können, ihnen seine Hütte zu verkaufen, welchen Preis sie ihm auch geboten hatten. Charnace', der Sohn, machte nach dem Tode seines Vaters neue Versuche, die Hütte an sich zu bringen, aber wiederum vergebens. Da er endlich nicht mehr wußte, was er machen sollte, um seinem Hause eine ungehinderte Aussicht zu verschaffen, ersann er folgenden sonderbaren Streich.

Der Schneider, dem das Haus gehörte, bewohnte dasselbe ganz allein. Charnace' schickte zu ihm und ließ ihm sagen, er sey nach Hofe berufen und brauche eine neue Livree. Der Schneider kommt. Charnace' überschlägt die Kosten mit ihm, macht aber dabei die Bedingung, daß er nicht aus dem Hause gehen dürfe, bis die Arbeit vollendet sey. Der Schneider versprach's, und bedung sich dabei aus, was sich schon von selbst verstand, daß ihm der Edelmann die ganze Zeit über Essen und Trinken reichen müsse. Und so fieng er seine Arbeit an.

Jetzt läßt Charnace' mit der größten Genauigkeit den Plan vom Hause und Garten des Schneiders aufnehmen. Das Haus wird nun eingerissen, und gerade so, wie es war, etwa vier Flintenschüsse weiter, von neuem aufgebaut; das Hausgeräth bis auf die geringste Kleinigkeit, so wie es vorher gestan-

den,

den, wieder placirt, und selbst der Garten, mit Beobachtung der vorigen Ordnung, wieder hergestellt. Die Stelle, wo das Haus vorher gestanden, läßt Charnace' so reinigen und ebnen, daß sie ganz unkenntlich wird. Gegen Abend ist endlich der Schneider mit seiner Arbeit fertig. Charnace' hält ihn bis spät in die Nacht auf, bezahlt ihn dann und läßt ihn gehen. Der Schneider nimmt den geraden Weg durch die Allee, und findet sie weit länger, als sonst gewöhnlich. Er kommt an die Bäume, die ihm sonst wohl zum Wegweiser dienten, aber — er findet sein Haus nicht. Er stutzt, reibt sich die Augen, glaubt am Ende, er träume, oder der Teufel habe sein Spiel mit ihm. Unterdeß fährt er fort, sich überall umzuschauen, und indem er verwunderungsvoll weiter fortgeht, entdeckt er ein Haus, das gerade wie das seinige aussieht. Es steht zwar nicht an der Stelle, wo es vor mehrern Tagen stand, aber es ist doch sein Haus! Er besieht es von allen Seiten, probirt den Schlüssel, die Thüre geht auf; er tritt in die Stube und findet seinen Tisch, seine Stühle, sein Bette — kurz Alles in gehöriger Ordnung. Der arme Schneider weiß nicht, was er denken soll, und macht zuletzt den Schluß, es müsse in seinem eigenen Kopfe nicht ganz richtig seyn. Mit diesem Gedanken geht er zu Bette, grübelt, sinnt, und — schläft endlich ein.

Am Morgen wird dem betrogenen Manne das Verständniß geöffnet; die benachbarten Bauern erzählen ihm den Streich des Edelmanns. Er wurde wüthend — allein Alles belachte den Streich, und selbst der König, da er ihn erfuhr, lachte mit.

## 14. Ueber Liebeswerke.

Ein deutscher Fürst befand sich einst auf der Jagd. Unversehens verirrte er sich von seinen Leuten im Walde und hatte niemand hinter sich her gehen, als einen Schulzen aus dem nächsten Dorfe, der sich nicht getraute, dem in tiefen Gedanken gehenden Fürsten etwas zu sagen, als er den rechten Weg verließ. Seine Meinung war, der Fürst gehe absichtlich auf die Seite. Als dieser aber endlich fragte: ob er auch recht gehe? sprach der Schulze nein, und führte ihn wieder zu den Seinigen.

Mittlerweile war der Mohr mit dem Türken, welche der Fürst an seinem Hofe hielt, in einen Disput gerathen. Der Gegenstand ihres Streites war die Frage: Ob Liebeswerke, die ein Mensch dem andern erwiese, eine Arbeit oder eine Lust wären? Da der Fürst ganz nahe bei ihnen stund, so hörte er alles, was die Disputanten für und wider anführten, um ihre Meinung zu behaupten. Der Mohr erklärte die Liebeswerke für eine Arbeit, der Türke hingegen für eine Lust. Als der Fürst sich zu ihnen wandte, schwiegen beide still. Auf seine Frage: worüber sie gestritten hätten? erzählte der Mohr den Inhalt ihres Disputs. Der Fürst wandte sich darauf an den Schulzen, und sagte zu ihm: „Du bist ein Richter und kannst ohne Zweifel ein gutes Urtheil fällen. Sag' mir, wofür hältst du Liebeswerke?"

Der Schulz lächelte, und gab zur Antwort: „Gnädigster Herr, wir armen Bauersleute halten Liebeswerke für eine Lust."

„Aber warum? fiel der Fürst ein, ein guter Richter muß auch einen Grund anzuführen wissen."

„Ey, ey, gnädigster Herr, sagte nun der Schulze, wenn sie eine Arbeit wären, so hätten wir armen Bauersleute sie gewiß schon längst bei Hofe thun müssen.“

## 15. König Friedrich und Schwerin.

Da Friedrich der Zweite, König von Preußen, den Scherz liebte, so pflegte er oft die Beweise seiner Gnade, die er verdienstvollen Männern zugedacht hatte, in Scherz einzukleiden. Einst speiste der Staatsminister und Oberstallmeister, Graf von Schwerin, beim Könige, als dieser eben gut gelaunt war. „Ich weiß, sagte der König zum Minister, daß Er fleißig in die Kirche geht; aber sag' Er mir doch, was hält Er von Gott?“

Schwer. Ew. Majestät, sonst hab' ich immer geglaubt, daß Gott gnädig sey, aber nun glaub' ich's nicht mehr.

Friedr. Warum nicht?

Schwer. Er würde mir sonst nicht haben meine Güter abbrennen lassen.

Der König brach das Gespräch kurz ab. Den andern Tag fragte er ihn: „Graf, kann Er Träume auslegen?“

Schwer. Nicht sonderlich.

Friedr. Ich habe diese Nacht einen Traum gehabt.

Schwer. Das wäre! — und was war es denn für ein Traum, den Ew. Majestät gehabt haben?

Friedr. Ich habe mit Gott geredet. Was bedeutet das?

Schwer. Das weiß ich nicht zu erklären, es

sey denn, daß ich es aus dem Inhalte des Gesprächs Ew. Majestät mit Gott errathen kann.

Friedr. Nun, ich habe mit Gott gesprochen. Er befahl mir, ich sollte Schwerin seine abgebrannten Güter wieder aufbauen lassen. Weil mir Gott es denn befohlen hat, so hab' ich heute bereits das Geld dazu assignirt, und den Befehl gegeben, daß mit dem Aufbau der Anfang gemacht werden soll.

Schwer. Ich danke unterthänigst.

Friedr. Aber, was glaubt er nun von Gott?

Schwer. Ew. Majestät, nun glaub' ich wieder, wie sonst, daß Gott sehr gnädig ist, und daß Ew. Majestät das Werkzeug seiner Gnade gegen mich sind, wofür mein Dank viel zu schwach ist.

## 16. König Friedrich und Pöllnitz.

Als Friedrich der Zweite, König von Preußen, nach dem glücklich beendigten zweiten schlesischen Kriege, sich eifrig damit beschäftigte, den Flor seines Landes und die Wohlfahrt seiner Unterthanen zu befördern, fragte er einst bei der Mittagstafel den Freiherrn von Pöllnitz, ob er Abends auf die Redoute gehen werde? und als dieser es bejahte, setzte Friedrich hinzu: „Das ist mir lieb, so bin ich doch gewiß, Einen zu kennen."

Pölln. Das kommt noch darauf an, Ew. Majestät!

Friedr. O gewiß! Ihn will ich unter Tausenden, und unter jeder Gestalt wieder erkennen.

Pölln. Ich unterstehe mich nicht zu widersprechen, aber die Zeit wird's lehren.

Friedr. Topp! Ich bin meiner Sache so gewiß, daß ich — wahrhaftig! tausend Friedrichsd'or

d'or schenk' ich Ihm, wenn ich Ihn nicht wieder kenne.

Pölln. Ich danke Ew. Majestät im voraus unterthänigst! ich hätte nicht geglaubt, daß heute mein Glücksstern regiert.

Friedr. Triumphire Er nicht zu frühe, mein lieber Baron! Kurz — es bleibt dabei; ich halte Wort.

Nach aufgehobener Tafel, da Pöllnitz seinen Plan bereits völlig durchdacht hatte, säumte er nicht, sich nach Hause zu begeben, und sogleich einen der reichsten und vornehmsten Juden Berlins zu sich rufen zu lassen. Er erzählte diesem den Vorfall mit dem Könige, und versprach tausend Thaler Belohnung, wenn er ihm zur Erreichung des Zwecks die nöthige Hülfe leistete. Diese bestund aber darinn, daß er sogleich eine möglichst große Summe Juwelen zusammen brächte, mittelst welcher sich Pöllnitz am Abend schmücken und so dem Könige unkenntlich machen wollte — wohl berechnend, Friedrich werde beim Anblicke so vieler Juwelen gewiß nicht an seinen Kammerherrn denken.

Der Abend kam, die Redoute begann, und schon lange hatte Friedrich seinen Pöllnitz vergebens gesucht, als er plötzlich einen äußerst prächtig gekleideten Armenianer erblickte. Turban, Gurt und Kleid strotzten von Juwelen. Diese Maske erregte allgemeines Aufsehen. Alles umringte sie; jeder suchte zu erforschen, wer dahinter verborgen wäre? Man beäugelte sie von allen Seiten, man redete sie an: die Maske war nicht stumm, aber Niemand konnte sie erkennen. Besonders neugierig war der König, zu wissen, wer wohl in seinem Lande Besitzer so beträchtlicher Juwelen sey? Er schickte deshalb Mehrere ab; alle kamen mit der Nachricht zurück:

zurück: Es sey ein Holländer, der große Besitzungen in den Kolonien habe, und nach Berlin gekommen sey, dem Könige mehrere wichtige Projecte vorzulegen; falls diese angenommen würden, sey er gesonnen, sich im Preußischen zu etabliren.

Um das Nähere dieser angenehmen Nachricht zu erfahren, schickte Friedrich auf's neue Vertraute an jenen ab; die Maske aber erwiederte stets: den Gegenstand ihrer Projecte werde und könne sie nur dem Könige selbst entdecken. — Durch dieß geheimnißvolle Betragen immer neugieriger gemacht, redete der König endlich selbst den Armenier an. Seine ganze Beredsamkeit bot er auf, der Maske den Mund zu öfnen — aber immer vergebens! Sobald das Gespräch sich auf die vorgegebenen Projecte hinlenkte, blieb jener dabei: er könne und werde diese nur dem Koniga selbst entdecken. Seiner Ungeduld nicht länger Meister, rieß endlich der König seine Maske ab und rief: „Nun, zum Henker, ich bin ja der König!" —

„Und ich bin Pöllnitz!" — erwiederte schnell der angebliche Holländer, indem er ebenfalls die Maske abzog, und ehrfurchtsvoll sich bückte. Der König stutzte einen Augenblick, lächelte und drehte sich um. Des andern Morgen schickte er seinem Kammerherrn die versprochenen tausend Friedrichsd'or zum Geständnisse, daß er überlistet worden sey.

## 17. Wie Friedrich der Große Schlachten gewann.

Im Jahr 1760 schrieb ein österreichischer Feldpater, der Abt Persifle, an den Prior des Franziskanerklosters zu Frankfurt am Mayn einen Brief.

In

In diesem kommt folgende merkwürdige Stelle über die beiden Schlachten bei Liegnitz und Torgau vor.

„Ew. Hochehrwürden werden sich gewiß gewundert haben, als Sie von den beiden Schlachten (bei Liegnitz und Torgau) hörten, die der König von Preußen in diesem Feldzuge gewonnen... In Liegnitz begegnete der König einem Zauberer, und dieser brachte den König dahin, dem Teufel zwanzig Jesuitenseelen zu versprechen, wenn er ihm jetzt hülfe. Durch Hülfe des Zauberers gewann nun auch der König den Sieg. Beelzebub ließ aus der Hölle viele Legionen kleine Teufel kommen, mit Blasebälgen versehen, stellte sie hinter die Soldaten, welche sie mit der größten Geschwindigkeit forttrieben. Diejenigen, welche zu stark geblasen worden, daß sie davon die Kolik bekamen, erkannten, daß dieser geschwinde Marsch ein teuflisches Manöuvre wäre... Die Reichsarmee mußte sich zurück ziehen, weil sie unmöglich den Geruch des Schwefels, den die Preußen aushauchten, ausstehen konnten. — Bei Torgau, wo der Sieg nach Einbruch der Nacht erfochten wurde, hatte der böse Geist allen kleinen Teufeln befohlen, welche die Preußen von hinten zu fortgestoßen haben, sich auf ihre Nasen zu setzen, und sich in Brillen zu verwandeln. Durch dieses Mittel gewannen die gottlosen Ketzer den Vortheil über die unglücklichen Oesterreicher, die nichts sahen."

## 18. Die Spatzierfahrt.

Doctor Tillotson machte mit drei Freunden, die eben so zerstreut waren, wie er, eine Spatzierfahrt von London nach Windsor. In der Kutsche fiengen sie einen gelehrten Streit über einige philosophische Sätze an. Ohngefehr auf der Hälfte des

Weges

Weges wurden sie gewahr, daß der Kutscher sehr langsam fuhr. Der französische Gelehrte Desmaiseaux, der mit von der Gesellschaft war, streckte den Kopf zum Schlage heraus, und rief: Allons donc! Allons donc! (zugefahren). Der Kutscher verstand: A London! (nach London), und antwortete: If yow please gentlemann! (Wie es Ihnen beliebt, meine Herren). Das Disputiren dauerte in der Kutsche fort, und die vier zerstreuten Gelehrten wurden nicht eher als am Schlagbaume zu London inne, daß ihr Führer umgekehrt sey, und daß sie, statt zu Windsor anzulangen, wo sie eine gute Mahlzeit erwarteten, sich wieder an demselben Ort befanden, von dem sie ausgefahren waren.

## 19. Das Kriegsgebet.

Ein Geistlicher in Sachsen predigte zur Zeit des siebenjährigen Krieges, und zwar während der Winterquartiere im Jahr 1761, von den Verheerungen des Kriegs, und schloß seine Rede mit dem Gebete: „Großer Gott, gieb nur Frieden, oder erhöre wenigstens die Wünsche der Soldaten.“ Ein Husaren-Rittmeister, der diese Predigt mit angehört hatte, lud den folgenden Tag den Prediger zum Essen zu sich ein, und fragte ihn während der Mahlzeit, was er mit den Wünschen der Soldaten hätte sagen wollen? — „Ich höre, erwiederte der Prediger, daß die meisten Soldaten wünschen, daß sie — der Schwarze holen soll. Wenn nun diese Wünsche in Erfüllung giengen, so würde die Welt sich eines beständigen Friedens erfreuen.“

## 20. Das Taschenbuch.

Als im Jahr 1758, während des siebenjährigen Krieges, die Vorstadt von Celle durch die Franzosen niedergebrannt wurde, gerieth auch das Haus einer reichen Wittwe in Flammen. Sie wollte sich mit ihrer einzigen Tochter retten, aber einige Soldaten, die eben im Hause plünderten, verhinderten sie an der Flucht, da sie ihre Kleider durchsuchten, in Hoffnung, Geld und Kostbarkeiten zu finden. Mit einem male kam ein junger Officier, und befreite die vor Schrecken und Angst halb todten Frauenzimmer aus den Händen dieser Räuber. Er selbst nahm nur so viel feine Wäsche und Kleidungsstücke, als er tragen konnte, und auch die Tochter mußte sich bepacken. So eilte er mit Mutter und Tochter dem Stadtthore zu. Als er aber dahin gekommen war, fand er die Brücke bereits abgebrochen. Ohne sich lange zu besinnen, ergrief er die Mutter, und trug sie mit Lebensgefahr über die noch liegenden Balken der Brücke; die Tochter mußte ihm folgen. Nachdem er die Geretteten völlig in Sicherheit gebracht hatte, verließ er sie.

Am Abende des folgenden Tages kam derselbe Officier aus dem Lager zu ihnen, und zeigte ihnen einen silbernen Kelch und andere Kirchengeräthe, welche er seinen Leuten abgenommen, und als Sachen erkannt hatte, die im Hause der Wittwe aufbewahrt gewesen wären. Es verhielt sich wirklich so, und die Gefäße kamen an die Eigenthümer zurück.

Indem die Anwesenden den edlen Krieger mit Lob und Dank überhäuften, zog er ein kleines Büchlein aus der Tasche, und bat sie sehr bescheiden, ihm in diesem Büchlein die vollbrachte That zu beschei-

scheinigen. Es geschah. Hierauf bat er die Zeugen, auch die Vorrede zu diesem Büchlein zu lesen. Sie enthielt eine Anrede an ihn, von seinem noch lebenden Vater, und lautete also: „Mein Sohn! ich bin, wie du weißt, lange Zeit Soldat gewesen, und ich wünsche nichts mehr, als daß du einst im Alter, so wie ich, mit Zufriedenheit und Gewissensruhe auf deine Jugend möchtest zurück sehen können. Um mir und dir diese Freude zu verschaffen, schenk' ich dir dieses kleine Buch. Ich bitte Gott täglich, daß er dich einst wieder in meine Arme zurückführe, aber dann erwart' ich in diesem Buche vorzügliche Beweise zu finden, daß du während deiner militairischen Laufbahn wenigstens einige ausgezeichnete, edle, menschenfreundliche Thaten vollbracht habest. Reichliche Gelegenheit wird sich dir dazu darbieten, wenn du auf sogenanntem feindlichem Boden stehest."

## 21. Kluge Entschuldigung.

Ein französischer Gesandter in Venedig beklagte sich bei einer Audienz, daß die erlauchte Republik dem König von Frankreich, über einen, über die Spanier erfochtenen Sieg habe Glück wünschen lassen, während sie auch dem König von Spanien ihr Mitleid ob des erlittenen Verlustes eröffnet habe. Der Doge versetzte: „Die Republik befolgt den Ausspruch der Bibel: Freuet euch mit den Fröhlichen, und weinet mit den Weinenden."

## 22. Die Komödianten.

Der Kardinal la Rue warf einst dem berühmten Schauspieler zu Paris, Dancourt, vor, daß er

ein

ein Komödiant sey. — „Nun, welchen Unterschied macht dieß zwischen uns beiden? fragte Dancourt. Sie sind Hofschauspieler zu Rom, und ich zu Paris."

## 23. Die Pastete.

Noel, Mundkoch König Friedrichs des Zweiten von Preußen, hatte einst eine köstliche, aber schwer verdauliche Pastete bereitet, und der König aß viel davon. „Wir kommen beide in die Hölle, sagte der König; er, weil er die Pastete gebacken, und ich, weil ich sie genossen habe." — „Thut nichts, versetzte der Koch; wir sind beide das Feuer gewohnt."

## 24. Türkische Justiz.

Eine Fregatte des türkischen Großherrn litt vor einigen Jahren an der Insel Samos Schiffbruch. Der Capitain Pascha verlangte von den griechischen Obrigkeiten eine Entschädigung; denn, sagte er, wäre eure Insel nicht im Wege gewesen, so würde das Schiff keinen Schiffbruch gelitten haben. Man machte Einwendungen dagegen, allein sie halfen nichts, man mußte bezahlen.

Ein junger Grieche von der Insel Cos, der sich in ein Mädchen verliebt hatte, das seine Hand ausschlug, machte seinem Leben durch Gift ein Ende. Die Familie des Verstorbenen verlangte von dem Vater des Mädchens den Blutpreis, allein dieser verweigerte ihn. Die Sache kam vor den Kadi (Richter), und dieser verurtheilte den Vater des Mädchens, indem er sagte: „Ihr habt eine Tochter; hättet ihr diese nicht gehabt, so würde sich der

junge Mensch nicht in sie verliebt haben, und hätte er sich nicht in sie verliebt, so würde er kein Gift genommen haben, und wäre dann auch nicht gestorben; ihr seyd also die mittelbare Ursache seines Todes."

## 25. Edle Dreistigkeit.

Als der Graf Panin bei der Kaiserinn Katharina der Zweiten von Rußland, durch die Intriken des Fürsten Potemkin, fast gänzlich in Ungnade fiel, sagte der Fürst Orlow zu ihr mit vieler Dreistigkeit: „Ihro Majestät haben wohl daran gethan, diesen einzigen ehrlichen Mann, den Sie noch um sich hatten, auch von sich zu entfernen."

## 26. Wettkampf des Edelmuths.

Als der Erzherzog Karl in dem Feldzuge des Jahres 1800 hinter Linz seinen bedrängten Kriegsgefährten zueilte, stieß er unterwegs auf mehrere Verwundete, welche ihre Kameraden, aus Mangel an Fuhrwerk, mühsam fortschleppten. „Spannt diese Kanonen aus, gebot der Erzherzog, besser, daß sie in die Hände des Feindes fallen, als diese braven Krieger." Moreau vernahm die schöne That. Er schickte den Oesterreichern die Kanonen zurück, und sprach dazu: „Was aus Menschenliebe aufgeopfert worden, kann bei civilisirten Kriegern nicht als Beute gelten." — In demselben Wettkampfe des Edelmuths erschienen beide Feldherren bei einer andern Gelegenheit. Der kaiserl. General Spanocchi war in französische Gefangenschaft gerathen. Karl, im Vertrauen auf Moreaus Gesinnung, bat um seine Loslassung. „Ich weiß wohl, schrieb

schrieb er, daß eine solche Bitte ungewöhnlich ist. Aber Sie machen vielleicht dießmal eine Ausnahme von der Regel, indem ich mich für den Freund meiner Jugend, meinen ehemaligen Erzieher, verwende." — Moreau, vermögend die Empfindungen mit zu fühlen, welche die Dankbarkeit des Zöglings gegen den Lehrer erregt hatte, erwiederte freudig und schnell: „Spanocchi ist auf sein Ehrenwort entlassen, und in zweimal vier und zwanzig Stunden haben Sie ihn in Wien."

## 27. Eine seltsame Kombination.

Ein sogenannter Bettelvogt kam im Dorfe E*, selbst bettelnd, vor eine Thüre. Da er an seinem Hute die vaterländische Cocarde trug, so fragte man ihn: ob er ein Gerichtsmann, oder doch so etwas wäre? Er antwortete: er sey eigentlich Bettelvogt zu **. — Wenn er Bettelvogt sey, erwiederte man, so müsse er ja die Bettelleute vom Betteln abhalten, und nicht selbst betteln! — „Ja, sagte er ganz ruhig, an den Werktagen treibe ich die Bettelleute hinaus, aber an den Sonn- und Feiertagen ist es mir erlaubt, selbst an andere Orte hinaus zu gehen, denn sonst könnt' ich nicht bestehen."

## 28. Geschicklichkeit eines Finanzministers.

Ein französischer Soldat von der Leibwache Ludwigs des Sechzehenten, der zu Amiens in Garnison lag, wettete einmal, daß er eine halbe Krone hinunterschlucken wollte; dieß that er auch, ward aber darauf sehr krank. Die Aerzte konnten das Geldstück nicht herausbringen, und die Geschichte ward zufälliger Weise vor dem Bischofe von Amiens

 erzählt.

erzählt. „Die Aerzte, sagte der Bischof, wissen nicht den Soldaten zu heilen; ich könnte ihnen aber ein vortreffliches Mittel vorschlagen; lassen sie den Menschen nur zu dem Finanzminister Terrai schicken; dieser weiß das Geld aus jedem Orte herauszubringen."

## 29. Der mißverstandene Rapport.

Im siebenjährigen Kriege erhielt ein Oberster einen Rapport, unter welchem Raptim (in Eil) geschrieben stand. Aeußerst aufgebracht rief der Oberst aus: „Wie hat ihn denn der D—r nach Raptim geführt? Er hat ja sollen auf Glatz marschiren."

## 30. Das Lohngebet.

Ein reicher Engländer, der sehr religiös und eingezogen lebte, nahm einen Kutscher in seinen Dienst. Man stellte ihm alle Pflichten vor, die er zu erfüllen hätte. Er erstaunte über die: Abends mit den übrigen Hausgenossen beim Gebet gegenwärtig zu seyn. „Beim Gebet?" rief er aus!

Herr. Ja! sagst du denn nicht dein Gebet?

Kutscher. Niemals war ich bei einer Herrschaft, wo man diese Einrichtung hatte.

Herr. Wie, du wolltest also nicht beten?

Kutscher. Nicht doch, mein Herr! aber ich hoffe, wenn ich es thue, werden Sie doch auch Rücksicht haben, mir noch etwas an Lohn zuzulegen.

## 31. Die betrogenen Mönche.

Die Republik Venedig suchte bei dem großen Kampfe, den Franzosen und Oesterreicher im Jahr 1796

1796 in Italien fochten, die Neutralität zu behaupten. — Das sicherste Mittel, seine Selbstständigkeit von den Launen des Siegers abhängig zu machen. Denn was ist Neutralität, und obendrein die unbewafnete Neutralität eines schwachen Staats bei dem Kampfe mächtiger Nachbarn anders, als das deutlichste Geständniß der Ohnmacht? Sobald die Franzosen es mit Sicherheit thun konnten, zogen sie in Venedig ein, und stürzten die Verfassung um. Die gesammte Kriegsflotte der Republik wurde nach Toulon geführt, das Zeughaus wurde geleert, die Leihhäuser geplündert, das in den Kirchen vorhandene Silber geraubt, dabei unerschwingliche Lieferungen und Brandschatzungen gefodert. Jedermann seufzte unter nie gekannten Bedrückungen, und jedermann sehnte sich nach Erlösung.

In diesen Tagen allgemeiner Noth suchte der Prior eines venetianischen Klosters, das einem benachbarten Kloster jährlich einen beträchtlichen Grundzins bezahlen mußte, durch einen Federzug sich hievon los zu machen. Er gieng zu dem höchsten französischen Officier, welcher in dem Bezirk kommandirte. „General, sagte er, ich bin der Prior von dem ärmsten Kloster in Italien; dennoch bezahlen wir alle Jahre eine ansehnliche Rente an das benachbarte Kloster, eines der reichsten in der Republik. Diese Spuren der Lehnsgerechtigkeit werden unter einer freien Regierung nicht bestehen können; das Gesetz wird gewiß ungesäumt auf ihre Abschaffung dringen. Allein da jetzt das ganze Territorium im Belagerungsstand ist, und Sie hier die erste Instanz oder vielmehr der Schöpfer der Gesetze sind, so wende ich mich an Sie und bitte um einen Ausspruch, wodurch wir von der Bezahlung dieser Rente losgesprochen werden."

„Aber,"

„Aber," sagte der General —

Der Prior ließ ihn nicht ausreden, zog einen Beutel hervor und sagte: „Dieß ist die Frucht einer fünf und zwanzigjährigen Ersparniß, die ich Ihnen, nicht als ein Mittel zu überreden, sondern als einen Beweis meiner Erkenntlichkeit anbiete."

Der General nahm das Geschenk, und gab dem Prior schriftlich, was er verlangt hatte.

Der Prior, stolz auf diesen Ausspruch, ließ ihn sogleich den Prior des benachbarten Klosters wissen. Dieser sagte kein Wort, sondern gieng auf der Stelle zum Kommandanten. „General, sagte er, man hat Ihre Rechtschaffenheit hintergangen. Unser Kloster ist das ärmste in Italien, und wir könnten durchaus nicht bestehen, ohne den Grundzins, welchen uns das benachbarte Kloster, das reichste in der Republik, jährlich bezahlt. Ich will Ihnen nicht sagen, daß der Ausspruch dagegen gesetzwidrig ist; ich appellire blos an Ihre Gerechtigkeit und Menschenliebe, und bitte Sie, einen Ausspruch zurück zu nehmen, durch dessen Vollziehung uns alle Erhaltungsmittel entzogen würden."

„Aber," sagte der General —

„Wir besitzen durchaus nichts, fuhr der Prior fort; indessen hab' ich doch Mittel gefunden, eine Summe aus den Almosen zu ersparen. Ihnen biete ich sie an, weil ich überzeugt bin, daß jeder gute Bürger aufs möglichste zur Unterstützung der Armee beitragen soll."

Bei diesen Worten zog der Prior einen Beutel aus der Tasche, welcher noch schwerer war als der vorige. Der General betrachtet ihn, findet den Grund dieses Geschenks sehr lobenswerth, erkennt seinen Irrthum, und nimmt den Ausspruch zurück.

Die-

Dieser Beutel enthielt zweihundert Souverains, jener hatte nur hundert und fünfzig.

## 32. Herr Archer, ein Sonderling.

In das lange Verzeichniß der englischen Sonderlinge gehört ein Herr Archer, der ums Jahr 1801 starb. Seine Einkünfte beliefen sich jährlich auf zehen tausend Pfund Sterling. Er hatte unter andern ein schönes Landhaus zu Coopersale unfern Epping in der Grafschaft Essex. Dieß Haus stand seit mehr als zwanzig Jahren ganz ledig, da er niemanden erlaubte, darinn zu wohnen. Als er starb, fiel es seiner Tochter der Mistreß Houblon zu, welche sogleich einen Baumeister hinschickte, um es zu besichtigen. Sein Bericht lautete sonderbar.

Seit achtzehn Jahren waren weder die äußern Pforten des Vorhofes noch die Hausthüren geöffnet worden. Die letzteren hatte der Besitzer mit Eisenblech überziehen lassen. Der Vorhof stand voller Disteln, Brenn-Nesseln und Unkraut, und die Hausflur war mit Spinnweben überzogen. Krähen und Elstern hatten Nester in die Rauchfänge gebaut, und die Nachteule war im Besitz des vornehmsten Saales. Etliche Zimmer hatte man seit dreissig Jahren nicht aufgemacht. Seit fünf und zwanzig Jahren nisteten die Tauben in der Bibliothek, welche etliche tausend Bücher enthielt; ihr Zugang war durch ein Loch im Fenster. Daß sie hier so lange gehaußt haben mochten, schloß man aus den vielen Lasten Mist, die heraus geschafft wurden. Ein berühmter Naturforscher, der bei Oeffnung des Hauses gegenwärtig war, versicherte, niemals so schöne und ausnehmend große Spinnweben gesehen zu haben, indem sie sich durch ganze Zimmer und

von

von der Decke bis an den Boden erstreckten. Den Wein, die Biere, den Rum, von deren jedem eine große Menge vorräthig war, hatte man seit zwanzig Jahren nicht angegriffen. Alle diese Getränke waren wohlbehalten, vornemlich der Portwein.

Der Aufseher, der Gärtner und dessen Knechte hatten ausdrücklichen Auftrag von ihrem Herrn, kein Gräschen weder aus dem Garten noch aus dem Lustreviere zu raufen. In den Teichen hatte man seit mehrern Jahren nicht gefischt; es wurden daher nach Archers Tode erstaunlich große und schwere Fische darinn gefangen. Alle benachbarte Gutsbesitzer eilten herbei, das Haus und die dazu gehörenden Ländereien zu besehen, über deren vernachläßigten zerrütteten Zustand man sich in der umliegenden Gegend allein unterhielt.

## 33. Eine neue Heilige.

Ein Schwede ward in Rom von einem hitzigen Fieber befallen, wobei er zuweilen phantasirte. In der großen Hitze, die er ausstund, rief er verschiedenemal: „O Filibunka! Filibunka!“ welches in der schwedischen Sprache dicke Milch bedeutet, die er zur Kühlung verlangte. Die Anwesenden aber glaubten, diese Filibunka sey eine schwedische Heilige; sie fielen daher sämmtlich auf die Knie, und riefen: „Heilige Filibunka, bitt für uns!“

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel,

Denkwürdigkeiten aus der Menschen-, Völker- und Sittengeschichte alter und neuer Zeit zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung für alle Stände

Bd.: 3

Ulm (1821)

H.misc. 18 q-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10737493-2